This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 966,052

Kurt Jahn

Goethes Dichtung und Wahrheit

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Goethes Dichtung und Wahrheit

Vorgeſchichte — Entſtehung — Kritik — Analyſe

von

Kurt Jahn

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1908

Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere, schon genug wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt; wenn es wie ein Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Goethe an Zelter, September/Oktober 1828.

Vorwort.

Eine größere Einzelarbeit ist der Goethischen Selbstbiographie noch nicht gewidmet worden; freilich ist seit v. Loepers grundlegender Ausgabe zur Einzelerklärung und Einzelkritik das vorläufig Erreichbare mit annähernder Vollständigkeit gesammelt worden, wobei immer dankbar des Düntzerschen Bienenfleißes im Zusammentragen von Material zu gedenken sein wird. Dazu orientiert Alts sorgfältige Monographie hinlänglich über die äußere Entstehungsgeschichte, über die wichtigsten Quellen, sowie die Art ihrer Benutzung.

Im Gegensatz zu den angeführten Arbeiten möchte die vorliegende Goethes Autobiographie im Rahmen seiner ganzen Lebensanschauung und im Zusammenhang mit den zeitgenössischen Werken verwandter Art als eine Frucht des Goethischen Wesens darstellen und demgemäß die Frage der Zuverlässigkeit mit der nach der eigentlichen Absicht sowie nach den technischen Mitteln prinzipiell beantworten.

Wenn dabei Zusammenstellungen über den Stil in syntaktischem Sinne fehlen, so folgte dieser Mangel aus meiner Überzeugung von der Zwecklosigkeit einer derartigen Einzeluntersuchung; erst im Vergleich mit den gleichzeitigen und früheren Werken desselben Verfassers und seiner Vorgänger und

[illegible]

[illegible] über die künstlerische [illegible] Dem Kenner brauche [illegible] lexikalischer, gramma- [illegible] Goethes von dem Ziel [illegible]

[illegible] den [illegible] September [illegible]

Kurt Jahn.

Zeitgenossen verrät solche Arbeit etwas über die künstlerische Individualität des einzelnen Werkes. Dem Kenner brauche ich nicht zu sagen, wie weit wir in lexikalischer, grammatischer, syntaktischer Hinsicht betreffs Goethes von dem Ziel entfernt sind.

Halle a. d. S., den 15. September 1908.

Kurt Jahn.

Inhalt.

Seite

I. Entstehungsgeschichte 1

Einleitung 3

Die Perioden seines Lebens S. 8. Erste Bildung S. 9. Eigentümliches Streben S. 13. Vollendung S. 18.

Welt und Menschheit 20

Metaphysisches S. 20. Religion S. 22. Lebensauffassung S. 24. Studium des Menschen S. 28. Studium der Menschheit S. 31. Die Persönlichkeit S. 32. Vererbung S. 34. Umwelt S. 36. Erziehung S. 38. Irrtum S. 39. Selbsterziehung S. 40. Lebensstufen S. 41. Seelenanalyse S. 43. Ethik S. 44. Charakter S. 46.

Goethes Stellung zur Geschichte 49

Geschichtliche Zustände S. 49. Ablehnung des Fortschrittgedankens S. 51. Kulturgeschichtliche Versuche S. 53. Geschichtliche Lektüre S. 55. Schätzung der Individualität S. 56. Vorliebe für Biographien S. 57. Abneigung gegen Kritik S. 58. Genetische Betrachtungsweise S. 60. Literarhistorische Arbeiten S. 61. West-östlicher Divan S. 65. Gefahr der analytischen Betrachtung S. 67. Die Biographie S. 68. Cellini S. 70. Winkelmann S. 71. Hackert S. 76.

Selbstanalyse 78

Selbstbeobachtung S. 78. Selbstschau S. 83. Selbstbekenntnis S. 88. Bekenntnischarakter der Schriften S. 90. Zurückhaltung S. 91. Eigenlob S. 93. Selbstcharakteristik S. 93. Selbstporträt S. 96. Veränderte Stellnng zur Öffentlichkeit S. 98. Schweizer Reise S. 99. Biographisches S. 100. Erklärungsbedürftigkeit der Schriften S. 102. Entschluß zur Selbstbiographie S. 103. Motive S. 105.

Seite

Unverständlichkeit der Entwicklung S. 105. Neigung zu Rückblicken S. 106. Abneigung gegen Nekrologe S. 107. Plan der Bekenntnisse S. 109.

Vorgänger 113

Augustin S. 114. Cardan und Montaigne S. 115. Jung-Stilling S. 117. J. J. Rousseau S. 118. K. Ph. Moritz S. 121. Unabhängigkeit Goethes S. 122.

II. Ausarbeitung 125

Quellen 127

Goethes Gedächtnis S. 128. Aufgefrischte Erinnerungen: an Orte S. 133, an Personen S. 134, an Ereignisse S. 139. Gedächtnisbilder S. 140.

Vorarbeiten 143

Vorstudien S. 143. Das chronologische Schema S. 145. Das Zwischenschema S. 149. Das Karlsbader Schema S. 151. Weiterbildung S. 155.

Die erste Niederschrift 161

Die Umarbeitung 168

Der erste Band S. 168. Memoirenhaftes S. 169. Allgemein Menschliches S. 170. Die Komposition S. 171. Revisionen S. 173.

Der zweite Band S. 175. Quellen S. 175. Exkurse S. 176. Verwischen des Individuellen S. 179. Komposition S. 184. Abschluß S. 192.

Der dritte Band 193

Quellen S. 193. Exkurse S. 207. Komposition S. 211. Ausarbeitung S. 217.

Der vierte Band 227

Die geplante Fortsetzung S. 230. Abschluß S. 231. Quellen S. 237.

III. Analyse 239

Das entwicklungsgeschichtliche Element 246

Die Grundtendenz S. 247. Gaben S. 248. Das allgemein Menschliche S. 251. Vereinfachung seelischer Vorgänge S. 253.

Seite

Die Bildungsgeschichte 255

Dichtergabe S. 257. Bildende Kunst S. 258. Der Gelehrte und der Staatsmann S. 260. Religion S. 262. Ethik S. 266. Betragen S. 268. Lehre, Erziehung, Unterricht S. 269. Art der Einwirkungen S. 272.

Die Entstehung der Werke 275

Die Form S. 276. Quellen S. 278. Das Erlebnis S. 279. Vorbilder S. 283. Weitere Einflüsse S. 285. Rekonstruktionen S. 286. Wirkungen S. 287. Methode S. 287.

Memoirenhafte Elemente 289

Örtlichkeiten S. 290. Historische Vorgänge S. 293. Theater und Literatur S. 295. Kunst S. 299. Charaktere S. 299.

Das didaktische Element 307

Das dichterische Element 313

Mildernde Tendenz S. 316. Die Stimmung S. 318. Eigentlich Dichterisches S. 321. Auswahl der Ereignisse S. 321. Komposition S. 322. Realistische Einzelheiten S. 323. Liebesnovellen S. 323. Reden S. 325. Grenzen der Dichtung S. 326. Euphemismen S. 328. Berichtigungen S. 329.

Stil und Komposition 331

Technische Hilfsmittel S. 332. Hauptpunkte S. 332. Gruppen S. 334. Das verbindende Element S. 335. Zwanglosigkeit S. 336. Das Symbol S. 338. Der Kontrast S. 340. Bände und Bücher S. 342. Naturbeschreibung S. 343. Äußere Hilfsmittel S. 345. Bildlicher Ausdruck S. 346. Einzelheiten S. 347.

Schlußwort 349

Anmerkungen 353

Entstehungsgeschichte.

Die Geſamtheit der Werke Goethes unterſcheidet ſich in einem Punkte von der Lebensarbeit all der andern Größten der Weltliteratur: ſie umfaßt eine unendliche Vielheit, dieſe eine Einheit. Die Werke Shakeſpeares, Platons, Molières ſtellen ſich nebeneinander in Reih und Glied, ſie gleichen einander wie Brüder, und ſind verſchieden von einander wie Brüder. Man kann ſie, von ihrem Zauber befangen, nach einander leſen ohne aus mehr als bloßer Neugier nach den Verfaſſern zu fragen.

Goethes ungeheure Tätigkeit verläuft nicht ebenſo in nur einer Richtung. Sie umfaßt kaum zwei Werke, die einander ohne weiteres verwandt ſcheinen, und zahlreiche, die dem flüchtigen Blick gar keine Ähnlichkeit offenbaren. „Von deutſcher Baukunſt“ und die „Farbenlehre“, „Götz“ und die „Natürliche Tochter“, „Winkelmann“ und „Werther“ — ſind unähnlichere Kinder je aus einem Haupte hervorgegangen? Wie die Strahlen der Sonne, nach allen Seiten ſich verbreitend, die Augen immer wieder zur Quelle des Lichtes emporziehen, ſo führen die einzelnen Werke des Dichters auf ſeine Perſon zurück; nicht in ihnen ſucht man mehr die alles belebende Einheit, ſondern in jener Seele, aus der ſie gefloſſen ſind. Es hat nie einen Schriftſteller gegeben, nach deſſen Individualität ſo eifrig von jedem Leſer gefragt worden iſt, nicht aus neugierigem Intereſſe, ſondern aus dem Gefühl innerer Notwendigkeit.[1])

Und es hat nie einen Dichter gegeben, der dem Frager so reiche Auskunft erteilt hätte, wie Goethe. Während die Werke der andern ihrer Form oder ihres Inhaltes wegen gelesen werden, durchläuft wohl jeder wahre Verehrer Goethes eine Zeit, in der er den Dichter fast nur noch um seiner selbst willen, um seiner Existenz näher zu kommen, und sein Wesen vollkommener aufzufassen, liest; in der ihm die kleinsten und persönlichsten Dokumente seines Lebens, die wenige Zeilen umfassenden Zettel an Frau von Stein, oder die gekürzten Sätzchen der alten Tagebücher, ein Wort zu Eckermann oder ein paar Verse in einem Schreiben an Lavater das wichtigste Gut dünken, bis ihn endlich ein höheres Begreifen lehrt, die ganze Persönlichkeit Goethes auch in seinem objektivsten abgeklärtesten Werke wiederzufinden.

Goethes Vielseitigkeit, sein berufener Universalismus, ist eine mit vollem Bewußtsein und in unermüdlicher Arbeit entwickelte Naturanlage: „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen, mein Dasein ist einmal nicht einfach, nur wünsch' ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzuplumpen", schreibt er, des schönen Lessingschen Bildes gedenkend, am 14. Juli 1779 in sein Tagebuch. In ihm schien sich der Traum der Renaissance vom allseitig entwickelten, dem Vollmenschen, spät verwirklicht zu haben.

So bald er vor die Öffentlichkeit tritt, setzt denn auch das Bemühen ein, seine Individualität zu erfassen. Was der stürmische Lenz nur in dem persönlichen Lichte seines Verhältnisses zu dem unvergleichlichen Freunde zu sehen vermochte, darum mühte sich der wackere Kestner in ruhiger Objektivität, Züge zu einem vorzüglichen Portrait sammelnd. Man hatte sich um andere Berühmtheiten schon immer bemüht, und nicht lange vorher war Klopstock von Bewunderern und Schilderern umgeben; aber das

Verhältnis war ein völlig anderes: bei jenem löste sich das religiöse Bedürfnis aufzuschauen, oder das kritische, Gewöhnliches im scheinbar Großen zu entdecken, aus, und nur ungern entschloß man sich zum einfach menschlichen Begreifen, aus Furcht, sich zu desillusionieren — Goethe gegenüber regt sich nur der Wunsch, ihn so genau wie möglich kennen zu lernen. Die noch ungewiß der neuen Erscheinung gegenüberstehende Frau von Stein ist nicht erfüllt von seiner Person, sondern von seinem ganzen Wesen, und die lebhaften Briefe an Zimmermann[1]) zeigen sie im Ringen um dieses Verständnis, also um ein Gut, das der kluge Wieland schon in einem schönen Worte eingeheimst zu haben meinte. Und so ging es fort, wenn auch nicht jeder das Ergebnis seines Nachdenkens zu Papier gebracht hat: als sich Schiller Goethe zu nähern wünschte, war es sein erstes Bedürfnis „mit freundschaftlicher Hand die Summe der Existenz" jenes — wie Goethe den Inhalt des großen aufschlußreichen Briefes umschrieben hat — zu ziehen und ihm das Resultat dieser Betrachtung vorzulegen,[2]) und die nächsten Jahre zeigen ihn bemüht, Goethe historisch zu begreifen, in der Hoffnung, Typisch-Menschliches auf höchster Stufe hier verkörpert zu sehen.[3]) Goethe kannte die Gefühle der Leser, und erkannte ihre Berechtigung an;[4]) er hat Bemühungen, das Rätsel seiner Existenz zu lösen, gern gefördert[5]) und wohl als erster es erlebt, das Objekt einer gelehrten Charakterstudie in Quart zu werden.[6])

Das, was die klügsten Beobachter zuerst sahen, war fast immer das Gleiche, nämlich das Naturgewollte seines Wesens, wie die einen, das Gottgewollte, wie die andern sagten. Goethe kann nicht anders sein, wie er ist, nicht anders handeln, wie er handelt, so schreiben und denken die einen wie die andern. Der fromme Jung-Stilling, der Gott dafür dankt, daß er nicht ist wie jener,[7]) spricht offen aus, daß man ihn nehmen müsse,

wie er nun einmal sei, ohne Forderungen zu stellen; das „ändert euren Sinn!“ scheint Halt zu machen vor dieser echten einheitlichen Individualität. Lavater bezähmt nach bester Möglichkeit seine Bekehrungswut ihm gegenüber,[1]) ebenso wie die Jacobis ihre philosophische Proselytenmacherei.[2]) Es lebt etwas wie Furcht in ihrer aller Verhalten, den reinen Kristall seines Lebens zu trüben, wenn man ihm Fremdes, nicht aus ihm Erwachsenes beimische. „Seine natürlichen Gaben, Anlagen und Triebe, verbunden mit den äußeren Umständen, sind seine unbezwingbaren Führer; diese reißen ihn unaufhaltsam mit sich fort. Er kann nicht dafür, daß er das ist, was er ist, das ist — Gott verzeih mir! — Gottes Sache.“[3]) Ist es nicht, als ob Jung-Stilling die Schlußworte von „Dichtung und Wahrheit“ vorausahnend in seine Prosa übersetzt hätte? Wie überzeugend muß die Naturgewalt des Goetheschen Wesens gewesen sein, um dem frommen Menschenfischer Worte zu entlocken, die so wenig in seine Gedankengänge paßten?

Wußten denn all die Freunde nicht, daß Goethe sein Leben so fest in der Hand hielt, wie der „männliche“ Steuermann das Ruder? Sein Leben wob sich aus Willkür und Zwang zu einem so unauflösbaren Gewebe, daß sie übersahen, wo er tätig eingriff und das Lebensschiff mit starker Hand herumwarf; und sie konnten es übersehen, weil seine Entschlüsse weniger das Produkt rationeller Erwägungen, der höchsten Instanz des Geistes der vergangenen Epoche waren, sondern aus seiner innersten Natur hervorquollen, Resultate seines gesamten Denkens, Wollens und Fühlens waren, nicht der Reflexion. Noch der alternde Dichter hat in wundervollen Versen den schnellen Entschluß gepriesen, der aus dem gesamten Wesen fließt, und der würdige Pfarrer spricht als letzte Lebenserfahrung aus, was den jungen Dichter beherrschte.[4]) So führt auch das bewußte Handeln

ſchließlich auf die geheimnisvolle Individualität zurück, deren geſchloſſene Einheit die Zeit bewunderte, und der Dichter in tiefſter Seele fühlte:[1])

Herrſchend blickt er in die grimme Tiefe
Und vertraut, landend oder ſcheiternd,
Seinen Göttern.

Goethe hat gefühlt, was alle ſeine Freunde beſchäftigte, weil es ihn ſelbſt aufs Tiefſte bewegte. Längſt gewohnt, um ein richtiges und deutliches Bild des Natur- und Menſchenweſens zu ringen, hat er Klarheit auch über ſich ſelbſt geſucht, und Rechenſchaft über ſein Streben und ſein Gelingen in „Dichtung und Wahrheit“ abgelegt. Niemand hat wie er den innerſten Zuſammenhang alles Lebens empfunden, niemand klarer als er das dumpfe Reich natürlichen Daſeins, des Trieblebens, und die lichte Herrſchaft des erzogenen Willens in der „gebildeten“ Seele — das Zentral-Problem des geſamten poetiſchen Schaffens ſeiner ſpäteren Jahre — zu ſcheiden gewußt. Das Ergebnis ſeines Lebens war jene freie Auffaſſung des Menſchen und ſeiner Aufgabe, das natürlich Verliehene durch Entſagung und Bildung dem bewußten Willen zu unterwerfen, zum Dienſte im Intereſſe der Geſamtheit; eine Aufgabe, die zu erfüllen er mit allen Kräften bemüht geweſen iſt.

„Dichtung und Wahrheit“ iſt bald ſtecken geblieben; es löſt ſich in Fragmente auf, die unter ſich verknüpft, doch ſchon den Verzicht auf die großen Ziele des Anfanges fühlen laſſen. So iſt die geniale Konzeption ſeines Lebens nur für einen Bruchteil zur Durchführung gekommen: die Epoche der Entfaltung ſeiner Individualität und des Kampfes um ſeine Geltung iſt nur zum Teil, die der bewußten Geſtaltung ſeines Lebens überhaupt nicht mehr dargeſtellt worden, und das Fehlende iſt durch

die italienische Reise und mancherlei andere annalistische Arbeiten ebenfalls nur fragmentarisch ergänzt worden — trotzdem bedeutet seit Augustins Schöpfung einer psychologischen Selbstbiographie, Montaignes Praxis der Selbstanalyse aus reiner Freude an ihr, und Rousseaus Anwendung des Montaigneschen Selbststudiums auf die Autobiographie „Dichtung und Wahrheit" weitaus der entschiedenste Schritt in der Entwicklungsgeschichte der Gattung.

Wenn irgendwo tritt hier die Geltung der Persönlichkeit in der Geistesentwicklung der Menschheit hervor: die Geschichte der Selbstbiographie gleicht einer langen Brücke, die auf wenigen Pfeilern ruht, während all das andere unendliche Material nur hilft, die Bogen zu spannen, die jene verbinden. Wenn irgend einer Entwicklung überhaupt, so haftet ihr das Element des Willkürlichen an, und niemand wird so töricht sein, aus dem Wesen und Werden der Gattung die Notwendigkeit der Entstehung von Goethes Werk zu folgern. Aus dem Ganzen der Goetheschen Erscheinung tritt plötzlich ein Werk hervor, das in völlig neue Bahnen weist, und nur aus ihm begriffen werden kann. Die Erkenntnis des menschlichen Lebens scheint unendlich gefördert, die lange Reihe anderer Selbstbiographen verschwindet mit ihren tastenden Versuchen vor dem neuen Phänomen, und wenn wir Deutschen klassische Biographien in großer Zahl unser eigen nennen, so danken wir es Goethe, der uns gelehrt hat, einen Menschen in seiner zeitlichen Bedingtheit und seiner individuellen Größe im Tiefsten zu erfassen.

Goethes Leben fordert, mehr als irgend ein anderes Dichterdasein, zur Darstellung heraus. Die unerschöpfliche Fülle biographischen Materials — Selbstzeugnisse, eigene und fremde Tagebücher und Briefe, Gespräche, neben all seinen Werken — gestattet oft von Tag zu Tag seinem Handeln, seiner Lektüre, seinen

Arbeiten zu folgen; der enge Zusammenhang zwischen seinen Schriften und seinem Leben ebensowohl, als zwischen seinen Maximen und seinen Taten, schließlich die übersichtliche Gliederung eines Daseins, in dem den inneren Wandlungen äußere Veränderungen parallel laufen, all das läßt es zunächst leicht erscheinen, die Entfaltung des reichsten Menschenlebens, das es vielleicht je gegeben hat, in klaren Linien aufzubauen. Aber wer möchte das Versprechen geben, die unermeßliche Fülle auch nur annähernd auszuschöpfen?

Schon mit der Abfassung seiner Selbstbiographie beschäftigt, hat Goethe an anderer Stelle ein Schema für das Leben „jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird", eingeschoben.[1]) Er scheidet drei Epochen: die der „ersten Bildung", die des „eigentümlichen Strebens", und die des „Gelangens zum Ziele, zur Vollendung". Ob man unter diese Überschriften wirklich alle Schicksale bedeutender Männer subsummieren könnte, ist wohl zu bezweifeln: die Erfahrungen des eigenen Lebens liegen ihnen zu Grunde, und es gibt gewiß keine Disposition, die die charakteristischen Phasen seines Daseins deutlicher hervortreten ließe, als diese von ihm vorgeschlagene.

Goethe besaß eine im höchsten Sinne produktive Natur. Schon der Knabe nahm nicht nur auf, sondern ahmte schaffend nach, und das für sein Leben vorhandene Material würde sich vervielfachen, wenn nicht bei ihm auf die Zeiten des Aufspeicherns und Bewahrens immer Tage gefolgt wären, in denen er die Schriften, die ihn zum jedesmaligen Ziel geführt hatten, wie der Feldherr seine Schiffe, hinter sich verbrannt hätte. Keine der literarischen Strömungen, die die Zeit seiner Knabenjahre beherrschten, hat ihn unberührt gelassen. Die ebenso fromme, als breite Epik der Bodmer und Genossen, die Anakreontik, das

franzöſiſche klaſſiſche Drama und ſeine deutſchen Nachahmungen traten ihm der Reihe nach nahe und erregten ſeinen Nachahmungstrieb.

In regſter Wechſelwirkung mit dieſer Produktivität ſtand ſeine Senſibilität. Sie war zunächſt ſinnlicher Natur: die Außenwelt wirkte lebhafter auf ihn ein, als auf andere, ſie erregte ſeine Seele in höherem Grade und in größerem Umfange als die vereinzelt bleibenden ſchnell verlöſchenden Eindrücke des Durchſchnittsmenſchen vermögen; und er hat ſich dieſe zumeiſt ſchnell abgeſtumpfte Gabe friſcher Empfindung bis ins hohe Alter zu bewahren gewußt. Wenn er gern mit Platon das Erſtaunen als den Urgrund aller Wiſſenſchaft bezeichnete,[1]) ſo denkt er dabei an die Bewahrung der eigentlich kindlichen Fähigkeit Alltägliches als neu aufzufaſſen, eine Befähigung, die ſich bei ihm weit über den Kreis der ſinnlichen Welt hinaus erſtreckte. Auch künſtleriſche wiſſenſchaftliche pſychiſche Eindrücke wirkten aufrührender, das Innenleben umgeſtaltender, als beim gewöhnlichen Gebildeten, der ſich begnügt, neu gewonnene Erkenntnis in die Fächer ſeines Wiſſens einzuordnen. Goethe hatte das Bedürfnis nach den Erfahrungen durch Shakeſpeare, durch Herder, durch Spinoza, durch Linné, durch Palladio, durch Schiller ja ſelbſt durch untergeordnete Geiſter wie Meyer ſeine Anſchauungen neu zu orientieren, weniger auf Grund des zugeführten Stoffes, als der durch die neue Erfahrung aufgeregten inneren Anſchauungen.

Als der junge, ſo mannigfach ausgeſtattete, im väterlichen Unterricht zu frühreifer Vielwiſſenheit gediehene Student nach Leipzig zog, nahm er zu den ſchon angeführten älteren Werken noch ein Schäferſpiel neueſten Geſchmackes mit, das ſorgſam gefeilt, zum Glanzſtück der Gattung wurde. Er war ein äußerſt gelehriger Schüler, der ſich gern anſchließt, unſchwer bewundert, ein leicht zu Liebe und Freundſchaft entzündetes Herz ſein eigen

nennt, anderseits auch knabenhaft absprechend sein kann. Er hat sich zunächst widerstandslos dem konventionellen Modeton der galanten Stadt gefügt, obwohl die hauptstädtische Glätte und Abgeschliffenheit in starkem Widerspruch stand zu dem bürgerlichen mehr aufs Innere als auf Äußerlichkeiten blickenden Vaterhause. Ein weiser Pädagoge würde dem schmiegsamen und früh fertigen Studenten, der so garnichts von der trotzigen Herbheit des Knabencharakters zeigte, kaum ein sehr günstiges Prognostikon gestellt haben.

Auf dem bedenklichen Wege der Entwicklung zum sympatischen jungen Mann schritt er allerdings nicht allzu lange fort. Sein lebhaftes Naturell wandte sich von der gefälligen Plattheit zu charakteristischeren Persönlichkeiten, und seine erste ernstlichere Liebe zeigte, daß er vorläufig ebensowenig die Absicht hatte, sich durch eine standesgemäße Ehe zu rangieren, als die, die Lebensbahn durch eine allzufrühe Studentenverlobung in enge vorbestimmte Geleise zu lenken. Wenn sein dichterisches Schaffen auch noch nachahmend scheint, so unterscheiden sich diese Imitationen jedenfalls dadurch von allen anderen, daß sie die Originale weitaus übertreffen. Wenn ein „volles, ganz von einer Empfindung volles Herz" den Dichter macht, so hat er schon damals zur Genüge bewiesen, daß er kein Anempfinder sondern ein Dichter war. Bald darauf zeigen die „Mitschuldigen" obenein, daß er zur moralischen Organisation der Menschenwelt einigermaßen kritisch stand.

Der Abschluß der Leipziger Tage war trübe gewesen. Er hatte sich halb spielerisch, halb im Ernst mehr noch psychisch als physisch zu viel zugemutet; die heimische Erziehung, einseitig dem Geistigen zugekehrt, hatte ihm gewiß keinen gestählten Körper geschaffen, sodaß ein stärkerer Stoß seine Gesundheit völlig nieder-

warf, und eine ſeeliſche Depreſſion ſich in der Folge natürlich entwickelte.

Die Wirkung ſchwerer Krankheit auf die Seele iſt verſchiedenartig, aber wenige junge Leute verlaſſen das Krankenzimmer ebenſo, wie ſie es betreten haben. Nicht ſelten ſind die beſten Kräfte für immer gelähmt, oft ſcheint eine vollſtändige Regeneration der pſychiſchen ſich zu vollziehen. So lange Goethe kränkelte, zeigt er ſich weich, abgeſpannt, den milden Einflüſſen des Pietismus, der ihm in reinſter Geſtalt nahe trat, geneigt; ſobald er, ein Rekonvaleszent, zur Vollendung ſeiner Studien nach Straßburg kommt, ſcheint er ein Anderer: das Leipziger Petit-Maitretum iſt ebenſo von ihm abgefallen, wie die wunſchloſe friedſelige Ergebenheit Suſanna von Klettenbergs: natürlich und weltfroh tritt er an das Leben heran, das ihm das Beſte, was es beſitzt, gern entgegenbringt. Die äußeren Verhältniſſe begünſtigten ſeine ſelbſtändige Entwicklung: er war bereits ein älterer und weiter herumgekommener, nach damaligen Univerſitätsverhältniſſen alſo einer gewiſſen Autorität ſicherer Student; ſeine bekannte Wohlhabenheit feſtigte ſeine Stellung, ſein, wenn vielleicht nicht durchaus tiefes, ſo doch umfangreiches und den lebendigen Fragen zugewandtes Wiſſen wirkte ehrfurchtgebietend, ſeine ſieghafte Natur trat ſchnell hervor.

Seine Bildungsepoche iſt noch nicht abgeſchloſſen, denn Herder wird ihm noch eine wahrhaft große zuſammenhängende Welt- und Lebensanſchauung mehr von ferne zeigen, als eigentlich lehren, ſodaß er ſich gewöhnt, nach großen Zielen zu blicken, und nicht ſich an einem Ehrenplätzchen unter den Poeten des deutſchen Parnaſſes jener Tage beſcheidentlich genügen zu laſſen.

Aber alles Weſentliche verdankt er von nun an der Selbſterziehung und der Schule des Lebens, die ihn damals ſchon alle bitterſüßen Erfahrungen einer tiefen und ausſichtsloſen Liebe

koſten ließ. Damals hat Goethe zum erſten Mal entſchloſſen die Hand an das Steuer ſeines Lebensſchiffes gelegt, und ſich nicht mehr von Neigungen und Verhältniſſen treiben laſſen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, faßt er feſten Fuß in der Heimatſtadt, gleichzeitig Ausſchau haltend nach einer Gelegenheit, auch lebend und handelnd und nicht nur dichtend ſein Weſen zu entwickeln.

Damit iſt Goethe in die Epoche des eigentümlichen Strebens getreten, oder beſſer in die erſte zweier derartiger, in manchem Sinne diametral entgegengeſetzter Epochen. Die Rezenſionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen geben, neben der mit Herder gemeinſam herausgegebenen Flugſchrift „Von deutſcher Art und Kunſt“ das Programm der neuen Auffaſſung von Leben und Dichten: die freie Entfaltung der genialiſchen Perſönlichkeit iſt Forderung und Ziel ſeiner Arbeit, das Echte und Unmittelbare aller Zeiten hat gleiches Recht, das Konventionelle und Unwahre, unter welchem Namen es immer auftreten mag, wird verdammt. Götz und Werther ſind der vollendete Ausdruck ſeiner Kunſttheorie und ſeiner Lebenserfahrung, ſie lehren gleichzeitig den gewaltigen Kreis kennen, den ſeine Empfindungen zu umſpannen imſtande waren. Eine unendliche Fülle von Plänen wurde angegriffen, ſein Formtrieb ſchien grenzenlos.

Aber dieſe Scheinwelt, wie reich auch immer ſie ſein mochte, konnte ſeinem Tätigkeitsdrange nicht genügen. Er ergriff die erſte ſich bietende Gelegenheit eines zunächſt unbeſtimmten Wirkungskreiſes in Weimar, der ihm den Vorteil bot, ſich die ihm gemäße Tätigkeit ſelbſt zu ſchaffen; und er nahm auch hier das Schwerſte auf ſich, um ſchrittweiſe einen begrenzten Kreis von Menſchen zu einem möglichen Höchſtmaß von Glück und Vollkommenheit emporzuführen, nicht in vagem Idealismus, dem Syſteme billig ſind wie Brombeeren, ſondern im Rahmen des Gegebenen in

ernstem Tagesdienst, der den Wert sorgfältig gewahrter Formen und streng geführter Aktenbände kennt und über dessen Bürotüre „sein altes Motto“ stand: „Hic est aut nusquam quod quaerimus“.[1])

Die Zeiten des schrankenlosen Individualismus sind vorüber; nicht mehr die Vollendung der eigenen Anlagen, welcher Art sie auch immer sein mögen, ist ihm nun ausschließliche Aufgabe des Menschen, sondern die Pflege der „göttlichen“ Seiten der Natur, Edelmut, Hilfsbereitschaft und Güte. Lebensernst im Äußeren, Klarheit im Innern sind seine Forderungen.

Bei dem Versuche, diese Gedanken zu verwirklichen, hat er den Widerstand weit mehr gefunden, der sich, wie er versichert, gegen jeden bedeutenden Menschen erhebt, als in der kraftlosen und törichten Opposition gegen seine Werke, die ihn höchstens einmal ärgern konnte. Die Macht des Schlendrians stellte sich ihm entgegen, und er fühlte bald, daß er sein Bestes in der Tretmühle des Dienstes opferte, ohne daß das, was er erreichte, in irgend einem Verhältnis stand zu dem, was er hingab. Und noch eine zweite Entdeckung verdankte er den amtlichen Arbeiten, die auch für das Land keineswegs fruchtlos blieben: daß nämlich die genialischen Naturen dünngesät seien, und daß die Seele gewöhnlicher Menschen gewöhnlich bleibe, frei oder unfrei, und daß ihnen der Individualismus deshalb nichts geben könne. Er verließ ein Ideal, das, wie er nun sah, soviel Unheil als Heil stiften konnte, und damit das Streben seiner Jugend:

> Ich brachte reines Feuer vom Altar
> Was ich entzündet war nicht reine Flamme.[2])

Er wandte sich entschieden ab von der Volksbeglückung zur Vollendung des eigenen Innern;[3]) mochte die Menschheit sich nehmen, was ihr zusagte, er gab noch immer mit vollen Händen,

aber er will nicht mehr grundsätzlich reformieren. Wenn sein Tätigkeitsdrang und ein klar erkanntes Bedürfnis es notwendig machen, so greift er wohl noch eine deutlich umgrenzte Aufgabe an, und sucht sie zu vollenden, stets aber, ohne sich ihr ganz hinzugeben. Egmont, Iphigenie und Tasso in der Göschenschen Ausgabe (seit 1787) ans Licht tretend, vollenden seinen Dichterruf, und endlich eröffnet er die überreiche Schatzkammer seiner Lyrik.

1784 hat er der Welt der Tätigkeit den Rücken gekehrt, um sich aufs Neue der Erkenntnis zuzuwenden. Man könnte von einer neuen Bildungsepoche sprechen,[1]) wenn er nicht fast alles aus sich nähme. Das ungeheure Gebiet der Naturwissenschaften, schon seit einigen Jahren sein Lieblingstraum, wird seine Lieblingsarbeit; das heroische Ringen um die Kunsterkenntnis wird aufs Neue aufgenommen. Der Gewinn der 10 Jahre Weimars war die Einsicht in den Wert der Form im Leben und in der Kunst, die Schätzung der Selbstbegrenzung, um das Höchste zu leisten, und vor allem die Erkenntnis, daß er für das Leben in Kunst und Wissenschaft geschaffen sei. Goethes Natur bedurfte des Wechsels, nichts war ihr verhaßter, als das selbstzufriedene Ruhen auf erreichter Stufe:[2]) „Wollte Gott ich könnte wieder von vorn anfangen und alle meine Arbeiten als ausgetretne Kinderschuhe hinter mir lassen und was Bessers machen“ schrieb er nach Vollendung der „Lehrjahre“ und von „Hermann und Dorothea“. Man begreift, daß ihm in den achtziger Jahren die Sturm- und Drangliteratur, die im Begriff war, zum platten Durchschnitt einzugehen, nichts mehr zu sagen hatte. Persönliche Gründe hatten geholfen, ihn der Vergangenheit noch mehr zu entfremden: Frau von Steins Wesen wie die Geistesrichtung des Weimarer Hofes neigte zum Klassizismus; die Verstimmung gegen die Genossen der Jugend, die ihr Leben nicht fest in die Hand

zu nehmen lernten, sondern die Gewohnheiten, die Angreifern mochten angestanden haben, als Sieger fest hielten, zwang ihn, sie abzuschütteln.

Von der bildenden Kunst her verbreiteten sich die Forderungen der Formenstrenge, die Schätzung des hohen Stils, die Mißachtung der gemeinen Wirklichkeit auf die übrigen Gebiete seines Schaffens. Nur wenige Jugendideale hielten Stand. Vor allem sorgt Shakespeare, daß der Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht völlig verloren geht. Aber das, was er von Dürer aussprach, daß bei ihm ein großes Können durch mangelnde Formkenntnis nicht zur Reife gekommen sei,[1]) wollte er nun für sich vermeiden: er versenkt sich in die Welt der Antike und Raffaels und sucht aus ihnen die Gesetze künstlerischen Schaffens abzuleiten, die für ewig Gültigkeit haben sollen. Während sich der Künstler in ihm von einem individualistischen Naturalismus zum antikisierenden Idealismus wandelt, wurde unter dem gleichen Einfluß antiken Fühlens und römischen Lebens der Mensch in ihm vom ethischen Spiritualisten, der ununterbrochen auch an seinem Innern arbeitete, zum Naturalisten, der allem Menschlichen sein unverkümmertes Recht gönnte. Die Reise nach Italien bildet das äußere Zeichen und Symbol des inneren Umschwungs, eine Zeit psychischer Rekonvaleszenz[2]) und als solche auch von ihm verstanden. Wiederum kehrte er als ein anderer zurück, als er gegangen war, und die alten Freunde verstanden ihn nicht mehr.[3])

Es war ein wunderbares Glück für Goethe und die Welt, daß in dieser Epoche zunehmender Vereinsamung und allmählich stockender Produktion sich Schiller ihm anschloß, und seine Lust einzugreifen aufs Neue zu erregen wußte. Eine Reihe liegengebliebener Arbeiten wurde unter dem teilnehmenden Eifer des unermüdlichen Freundes wieder aufgenommen, darunter der Faust, anderes energisch gefördert und zum vorläufigen Abschluß

gebracht, wie der Wilhelm Meister, schließlich auch mit frischen Kräften Neues unternommen. Sein ganzes Wesen scheint aufgerüttelt und er erschloß sich noch einmal dem jüngeren Genossen, weniger naiv freilich, als einst in den Tagen jugendlichen Freundschafts- und Liebesdranges, aber nicht weniger wahr und entschieden.

Sein Klassizismus freilich steigerte sich fast noch unter den zusammenwirkenden Einflüssen des fanatischen H. Meyer[1]) und des zur Formenstrenge bekehrten Schiller. Die individualistischen Tendenzen der Jugendjahre sind gänzlich erloschen. Jetzt kann er es freudig begrüßen, daß man seine und des jüngeren Dichterfreundes Werke verwechsele, da sie so die Gewißheit hätten, der „Manier" ledig zu werden, und ins „allgemeine Gute" überzugehn.[2]) Also: das Individuelle heißt ihm Manier, und er erkennt absolute Ideale in der Kunst an, die von jedem, der die Gaben besitzt und die Mittel beherrscht, in gleicher Weise zu erreichen sind!

Es folgen jene Jahre, in denen ihm sein Weltgedicht als eine Ausgeburt einer „Symbol-, Ideen- und Nebelwelt" erscheint, in denen er von einer „barbarischen Komposition" und vom „Herumirren" auf dem „Dunst- und Nebelweg" abschätzig spricht und sich das Recht nimmt, ein Werk, das angeblich die höchsten Forderungen der Kunst doch nicht zu erfüllen vermöge, durch momentane, oft kleine Einfälle und Epigramme, die durchaus in keinem Verhältnis stehen zur Größe des Wurfes, zu verschnörkeln und zu entstellen. Kann man einem völlig fremden Werk fremder gegenüberstehen, als Goethe dem eigensten in jenen wundervollen Stanzen der „Zueignung" oder gar des „Abschieds":

Und so geschlossen sei der Barbareien
Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien.[3])

Die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts waren unheilvoll für das Leben des Dichters: Krankheiten, Todesfälle der Freunde und Verwandten, der Krieg beeinflußten seine physischen und psychischen Einwirkungen zugängliche Natur aufs schwerste, er hat Jahre gebraucht, um sich wieder aufzurichten; wer ihn kannte, mochte damals bezweifeln, ob er sich je wieder erheben werde.

Gegen 1807 stellt sich Wohlbefinden und Schaffensfreude kraftvoll wieder ein, und eine wunderbare Fülle von Dichtungen folgt bis 1810 hin in deutlich erkennbarem Aufschwung eine der anderen. Er beginnt zu gleicher Zeit die Pandora, deren Form auf die vergangene Epoche weist, und die Fortsetzung des „Wilhelm Meister", die in den über ihren Rahmen hinauswachsenden Wahlverwandtschaften ganz neue Probleme eröffnet. 1808 erschien der vollständige erste Teil des Faust als 8. Band der neuen Cottaischen Ausgabe. Noch 1801 hatte er das Helena-Drama abgebrochen, unwillig „das Schöne" „in eine Fratze" zu „verwandeln", nun beweist die Unterdrückung des „Abschied" und seiner herben Kritik, daß er das Zauberwesen noch nicht für endgültig überwunden ansah. So lag es auch in Wahrheit: Der Goethe von 1810 war wieder ein anderer geworden; den neuen Lebensformen und Lebensverhältnissen entsprangen neue Werke. Der entschiedene Klassizismus hat sich auf die Beurteilung der bildenden Kunst wiederum zurückgezogen, auch da nicht unbehelligt von anderen Regungen; seine literarische Form scheint wortlos abgetan, die antiken Maße werden immer seltener, die Prosa tritt in ihr Recht, und für die Werke seiner Jugend gewinnt er einen neuen gerechteren Standpunkt.

Goethe war der Überzeugung, daß es Zeit sei, abzuschließen, lag doch eine Masse von Fragmenten vor ihm, die er nicht liegen lassen durfte. Er entwirft jetzt Arbeitsprogramme, setzt Termine

für seine Unternehmungen, zwingt sich zum Schreiben. Und wirklich gelang es ihm ja, grenzenlos Scheinendes zu bewältigen. Man fühlt den Werken die Tendenz an, Resultate geben zu wollen. Die Gedanken, die ihn ein langes Leben gelehrt, will er nutzbar machen, alles, selbst sein Briefwechsel mit Zelter und seine Gespräche mit Eckermann werden dieser Absicht dienstbar gemacht.

Um sein Ziel zu erreichen, will er sich und sein Werk verständlich machen. Hatte er einst den Individualismus verabschiedet, setzte er ihn nun fast völlig in sein altes Recht ein, und unmittelbar nach der Vollendung der drei ersten Bände seiner Lebensgeschichte vereinigte er „Volk und Knecht und Überwinder", die ganze Welt, zu dem Bekenntnis, das schon sein Werk beseelt hatte: [1])

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Das Autodafé von 1797 ist das letzte große seines Lebens gewesen, und es hat verhältnismäßig viel verschont. Seitdem hebt er sich und der Nachwelt die Dokumente seines Daseins auf, und er hat gegen Ende seines Lebens die lange Reihe der Publikationen seiner Briefwechsel noch selbst durch die Herausgabe der Korrespondenz mit Schiller und die Vorbereitung des Druckes der Zelterischen eröffnet.

„Dichtung und Wahrheit" ist nur die Ausführung eines Punktes dieses groß gedachten Programms — aber auch dieses Werk war schon zu umfassend angelegt, um noch vollendet werden zu können und schließlich mußte sich der Greis begnügen, in annalistischer Form eine notdürftige Zusammenfassung der auseinanderstrebenden Teile nachzuliefern.

Welt und Menschheit.

Kaum ein früheres Jahrhundert hat sich so allseitig, so tief und so fruchtbar mit dem ewigen metaphysischen Weltproblem beschäftigt, wie das achtzehnte. Die religiöse Frage nicht weniger als die philosophische hielt die gebildete Welt in Atem; in Deutschland hatte Lessing die bisher auf engere Kreise beschränkte theologische Diskussion in die breite Öffentlichkeit getragen: gleichzeitig ging am deutschen Himmel das glänzende Gestirn Kants auf, und zwang zu einem erneuten Durchsprechen der großen Gedanken der Weltanschauung, nachdem die Gemüter längst von den französischen „Philosophen" neuerer Richtung aufgeregt waren. Hatten doch diese, von ihrem religiös-philosophischen Mittelweg aus durch die heftige Fehde nach beiden Seiten die Augen der ganzen Menschheit auf sich gezogen.

Goethe konnte sich natürlich der Anteilnahme an Fragen, die die ganze Zeit bewegten, nicht gänzlich entziehen.[1]) Er hat mehrere entschlossene Anläufe genommen, sich auch dieses Gebietes zu bemächtigen,[2]) immer aber ihm nach kurzer Zeit wiederum kopfschüttelnd den Rücken gewandt,[3]) und gelegentlich entschieden ausgesprochen, daß ihn nur die Erkenntnistheorie fesseln könne;[4]) alle anderen Gebiete werden fernerhin mit der überzeugenden Begründung abgelehnt, daß er für Philosophie im eigentlichen Sinn

kein Organ beſitze,[1]) und daß er im Grunde überhaupt keine brauche.[2]) Nur einen Philoſophen hat er überall von dieſer Ablehnung ausgenommen, Spinoza. Er iſt auch der einzige abſtrakte Denker, dem er eine Stelle in der Autobiographie und zwar einen Ehrenplatz angewieſen hat.[3])

Wirklich iſt der Einfluß des Pantheiſten ein außerordentlicher geweſen, weniger durch das, was er gab, als durch das, was er bekräftigte.[4]) Goethes Natur verlangte nach einer ſolchen Beſiegelung des eigenen Fühlens und Denkens, damit ſie ſich nicht unſtät zu neuen Möglichkeiten wandte, und Klarheit über ihre eigenen Bedürfniſſe erhielt, denn[5]) „ſauer wirds dem Menſchen ohne Überlieferung, ohne Lehre zur rechten Zeit ſich ſelbſt zu finden und zu helfen.“ Gelehrt im eigentlichen Sinne des Wortes hat ihm Spinoza wenig: All-Einheit, All-Göttlichkeit und Notwendigkeit alles Seins waren Forderungen ſeines Weſens, längſt ehe er ſeinen Philoſophen geleſen hatte; aber daß er ſie hier ausgeſprochen fand, als Reſultate eines im reinen Denken verbrachten Lebens, noch dazu in der kriſtallklaren und kriſtallharten Formulierung jener Sätze, die auch den Schriftſteller in ihm entzückten, das gewann ihn. Die Einzelzüge des Spinozismus ließen ihn kalt, und von den Modi und Attributen hat er nicht viel Weſens gemacht, ja, in den wichtigſten Punkten ſtand er, der Empiriker, Realiſt und Individualiſt in ſchroffem Widerſpruch zu dem die Perſönlichkeit auflöſenden Geiſte des Denkers.[6])

Über das, was er der neueren Philoſophie verdankt, hat er ſelbſt in einem kurzen Aufſatz referiert,[7]) auch hier bemüht zu zeigen, wie es den Denkern wohl gelang, ihn anzuregen, nicht ihn zu gewinnen, ihn in einem Glauben zu befeſtigen, nicht, ihm ein Syſtem zu geben, und das wichtigſte, was Kant ihm hatte bieten können, iſt doch die Grenzfeſtſetzung gegenüber dem Überſinnlichen geweſen und nicht die Form, unter der der Philoſoph das

Seelenleben zu erfaſſen ſuchte; an der Goethe, wenn er überhaupt Stellung nahm, immer mancherlei auszuſetzen gehabt hat.[1])

Der Übergang zum Pantheismus konnte dem jungen Dichter nicht ſchwer werden. Dem kirchlichen Chriſtentum hatte er kaum je mit ganzem Herzen angehört, ſelbſt die Konfirmationszeit war ohne tiefen Eindruck auf den Knaben geblieben; der Leipziger Student hielt ſich der Kirche im ganzen fern, der Proteſtantismus der Aufklärungszeit bot ihm ſchlechterdings nichts. Auch als er dem Pietismus der Brüdergemeinde nahe trat, hat er ihn gewiß nicht im Sinne der Orthodoxen aufgefaßt, wie ſchon die Richtung ſeiner Lektüre beweiſt: die Arnoldiſche Kirchengeſchichte iſt entſchieden antidogmatiſch, wie ja die ganze Gruppe, der der alte Pietiſt angehört, ſtets betont hatte, daß auch außerhalb der proteſtantiſchen Kirchengemeinden Gläubige und wahrhaft Wiedergeborene zu finden ſeien. Das perſönliche Verhältnis zu Chriſtus war ihnen das Ausſchlaggebende; wenn man daneben die Dogmen des Proteſtantismus gelten ließ, ſo war ſchwer abzugrenzen, in wieweit man darin nur die notwendige äußere Ordnung ehrte.

Dieſe perſönliche Seite des Glaubens hat Goethe hinübergezogen, von Dogmentreue findet ſich auch bei ihm keine Spur — war nun der Schritt ſo groß von der geſuchten Einheit mit dem perſönlichen Gott zu der gefühlten mit einem unperſönlichen? In Straßburg verliert ſich, offenbar ohne Kampf, wieder das pietiſtiſche Element; er notiert ſich bereits in den Ephemeriden Stellen Rouſſeaus gegen die Erbſünde und die Offenbarung, ſogar böſe Verſe Voltaires gegen poſitive Religion überhaupt;[2]) „Fatalismus“ meint Jung an ihm wahrgenommen zu haben,[3]) und Keſtner ſchildert ihn in dem bekannten Briefkonzepte als der Kirche recht entfremdet.[4])

In Weimar festigten sich seine schwankenden Begriffe, und es wird allenfalls möglich, aus einer Sammlung von Äußerungen eine Weltanschauung Goethes zusammenzustellen, der es auch an supranaturalistischen Ideen nicht mangelt: die Idee des Göttlichen liegt ihm zwar weit jenseits des Erfahrbaren, aber er hat sie durchaus festgehalten,[1]) so hat er sich auch den Glauben an die Unsterblichkeit der großen, rastlos schaffenden Persönlichkeit nicht nehmen lassen;[2]) aber über die Endziele hat er ehrfurchtsvolles Schweigen bewahrt und nur angedeutet, daß das ganze Getriebe von Notwendigkeit gewißlich sein Ziel haben werde, wenn wir auch nicht in der Lage sind, es zu erkennen.[3])

Es fehlte Goethe ja keineswegs die Grundlage alles religiösen Lebens, das Bedürfnis der demütigen Unterordnung unter die großen lebenbeherrschenden Mächte.[4]) Aber es mangelte den religiösen Richtungen jener Tage die Fähigkeit, einen Geist wie den Goethes zu fesseln. Ihm fehlte jede Neigung und jedes Bedürfnis, die Formeln der Orthodoxie unter Verzicht auf seinen Glauben an die Natürlichkeit alles Geschehens anzunehmen, ebenso, wie ihm das pietistische Erleben der Glaubenswahrheit fremd geblieben ist. So erwächst aus seiner Religiosität jene freie „Weltfrömmigkeit", die Goethe nicht zwischen, sondern über die autoritätsbedürftigen Sekten und die jeder Unterordnung feindlichen Radikalen gestellt hat.

Aus dem Wesen seines Glaubens folgt seine Stellung zu den Religionen; aus der zwischen Ablehnung und Duldung wechselnden Haltung gegenüber von der seinen abweichenden Meinungen die Form, in der er seiner Stellung öffentlichen Ausdruck verliehen hat. Die schrankenlose Anerkenntnis jedes individuellen, also auch des religiös gestimmten Lebens in der Jugend[5]) wird abgelöst durch die schroffe Ablehnung aller das unbefangene Naturerkennen beengenden Richtungen im Mannesalter.[6]) Um die

Bekenntnisse einer schönen Seele zu schreiben, mußte sich damals der Dichter mit einigem Zwang in die religösen Stimmungen der eigenen Jugendjahre zurückversetzen. Damit bahnte sich aber das Verständnis für fremden Christenglauben wieder an, das zuerst dem allzeit treuen Jacobi gegenüber im neuen Jahrhundert zum freundlichen Ausdruck kommt;[1]) freilich vollzieht sich der Umwandlungsprozeß nicht ohne Hemmungen, da die aufkommende Romantik religiöse Phänomene mit sich brachte, die Goethe durchaus zuwider sein mußten.[2]) Im Ganzen ist er aber in den Jahren von „Dichtung und Wahrheit" gern bereit gewesen, das subjektive Recht religöser Naturen anzuerkennen, während er für sich freilich auf dem längst gewonnenen Standpunkt frommen Schweigens über das Unfaßbare verharrte.[3])

Goethe hat freilich nicht immer so gedacht: er hatte skeptische Tage, wo ihm die ganze ungeheuere Weltbewegung schal und sinnlos vorkam, Stimmungen, die keineswegs nur in jenem vielberufenen venezianischen Epigramm ihren Niederschlag gefunden haben, sondern in allen Epochen seines Lebens, wenn er seinen mephistophelischen Tag hatte, anklingen,[4]) — aber, sie sind für seine wahre Lebensauffassung belanglos, ebenso belanglos, wie schließlich auch jene erhabeneren Gedanken; denn in einem Punkte sind seine Überzeugungen sich immer gleich geblieben, darin nämlich, daß alle diese letzten Fragen das tätige Leben kaum berühren, und auch nicht berühren sollen; die Feststellung der Grenzen des Erkennbaren und der Verzicht auf das Ergründen des Unerkennbaren sind Pflichten des denkenden Menschen.[5])

Dabei lag freilich dem Dichter die Absicht durchaus fern, das Rätselhafte in Natur und Leben zu leugnen, so gern er auch bereit war, es der empirischen Welt irgendwie einzugliedern;[6]) gerade weil er im Leben etwas Zweckvolles erkannte, und weil

er zugleich sah, daß wichtige Ereignisse und Fortschritte oft aus scheinbar zufälligen Anlässen hervorgehen, fühlte er sich genötigt, ein uns irrational scheinendes Element auch im gewöhnlichen Verlauf der Dinge anzuerkennen, das nun seine realistische Phantasie sofort im Begriff des Dämonischen, den er sicher dem plutarchischen Platonismus entnahm,[1]) verkörperte. Man würde vergeblich versuchen, Goethes wechselnde Äußerungen über diese übermenschliche und doch nicht göttliche Macht auf eine klare Formel zu bringen.[2]) Er erkannte ihren Einfluß in allen Ereignissen und Menschen, die große von niemandem nachzuahmende Wirkungen mit Mitteln erreichen, die man nach menschlichem Ermessen nicht als unmittelbar zweckmäßig ansprechen kann. Doch sind, wie gesagt, alle diese Vorstellungen für ihn nur theoretischer Natur, für das praktische Leben garnicht in Betracht kommend, und die entschiedenen Worte des greisen Faust, die die Blicke des Menschen auf die Aufgaben dieser Welt richten, sind immer die praktische Maxime seines Handelns gewesen, und klingen vieltönig aus seinen Werken:[3]) „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm." Das ganz zu sein, was man ist, ist die klare und unzweifelhafte Forderung der Natur, „der Zweck des Lebens ist das Leben selbst".[4])

Das war, wie Goethe meinte, keine philosophische Abstraktion, sondern ein Ergebnis der Erfahrung; er hat immer wieder versichert, daß nur die unmittelbare Anschauung ihm wirklich etwas zu lehren vermögend sei:[5]) „Das Auge war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt faßte," sagt er in der Selbstbiographie.[6]) Und diese Blicke in die Natur haben ihn die folgerichtige Entwicklung, die Notwendigkeit alles Geschehens gelehrt. Deshalb zögert er auch nicht, sich zu Lucrez zu bekennen,[7]) da er hier die Gedanken wiederzufinden meinte, die er in der Natur wirksam sah.

Aber er dehnte die aus der Anschauung gewonnenen Gesetze nicht auf Gebiete aus, zu denen sein Blick nicht reichte. Ein Beispiel für viele:[1]) „Unter andern Betrachtungen bei diesem Werke (Miltons verlorenem Paradiese) war ich auch genötigt, über den freien Willen, über den ich mir sonst nicht leicht den Kopf zerbreche, zu denken. . . .“ Konsequenzen um jeden Preis zu ziehen, war eben nicht Erfordernis seiner Natur, deshalb gibt er auch diesmal keine endgültige Meinung, wie er später die Entscheidung vorsichtig in der Schwebe lassen wird:[2]) „Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrtum bezeichnete.“

Goethes Weltanschauung ist von einem tiefen Widerwillen gegen alles Negative in Wissenschaft und Staat, in Leben und Handeln durchdrungen.[3]) Er stand der ablehnenden Kritik jeder Art, auch da, wo sie sich gegen das Schlechte richtete, sehr kühl gegenüber;[4]) wo sie aber das Vorwärtsschreiten zu hemmen schien und das Bessere tadelte, nur um die eigene kleine Person zu heben, genoß sie seine schärfste Abneigung. Er liebte keine Karrikaturen und keine Parodien,[5]) er haßte den politischen Radikalismus, er verachtete die literarische Kritik seiner zahlreichen Verkleinerer ebenso, wie er nach innen gewandt alle die seelischen Regungen bei sich und bei anderen bekämpfte, die nur zersetzend wirken konnten. Einen Zweck außerhalb des deutlich erkennbaren der Beförderung jeglicher Lebenstendenz wollte er eben schlechterdings nicht anerkennen, auch nicht in der Wissenschaft, die nicht als etwas vom Leben Unabhängiges behandelt werden darf. Erkenntnis, die nicht fördert, ist schlechthin wertlos,[6]) wobei man allerdings das Fördernde nicht etwa bloß technisch-materiell verstehen darf, sondern auf alles beziehen muß, was den Gesichtskreis erweitert und die eigene Bildung erhöht und befreit. Mag daher seine Weltanschauung nicht immer konsequent und einheitlich,

von außen gesehen, scheinen; der Ring seines Denkens ist geschlossen: ist das Leben um des Lebens willen da, so kann nur das Lebenfördernde richtig sein,[1]) und jeder besitzt in seinem eigensten Gefühl zum mindesten für sich das Mittel, die Wahrheit zu erkennen. Vielleicht gibt es für Andere andere Wahrheiten.[2])

Die Aufgabe eines jeden ist also zunächst die der individuellen Entwicklung, neben sie stellt sich mit gleicher Selbstverständlichkeit die soziale: da wir in Gemeinschaft leben, so müssen wir, uns selbst zum Nutzen, auch sie befördern, und die Seiten unseres Wesens ausbilden, die dem Zwecke dienen, Eigennutz und andere Hemmungen zu unterdrücken, durch Selbstbeschränkung und Selbstbildung uns zu eigenem und fremdem Vorteil entwickeln; über all das kann keiner, der dem Leben zugeschaut hat, im Zweifel sein. Alles übrige ist und bleibt Problem, und darf, wie immer es auch verstanden werden mag, diese von der Natur vorgezeichneten Aufgaben nicht stören oder beeinflussen.

Deshalb ist alle Teleologie sorgfältig von Dichtung und Wahrheit ferngehalten worden, nirgends wird auf eine höhere Leitung oder jenseits des begrenzten Menschenlebens liegende Zwecke zurückgegriffen, und alles hat irdische Gründe, und wenn doch Ahnungen und Vorgefühle aus einer anderen Sphäre in diese Welt der Realität hineinragen,[3]) so hat Goethe sie nicht eingeführt, um doch noch einen Rest von Supranaturalismus übrig zu behalten, sondern weil sie seiner Erfahrungswelt[4]) und bestimmten Lebensepochen[5]) angehörten. Er hat ja diese Nachtseiten des Seelenlebens nicht ohne hypothetischen Erklärungsversuch gelassen,[6]) aber er hat nicht den Versuch gemacht, zu trivialisieren oder zu leugnen, was nicht ohne weiteres in die Welt der Wirklichkeit zu passen schien.

Abgesehen vom philosophischen beherrschte das psychologische Interesse das 18. Jahrhundert. Das 17. war im produktiven gewaltig vorausgeschritten und hatte in Shakespeare und Molière die größten Charakterschilderer aller Zeiten besessen, aber ihre Epoche hatte sie nicht voll zu würdigen verstanden: der „Misanthrop" fiel durch und der englische Dichter wurde schnell unmodern. Und doch mußte praktische Psychologie nicht nur die Lieblingskunst einer höfischen und geselligen Zeit bleiben, sondern auch eine erstrebenswerte Wissenschaft für alle, die ihr Glück bei Hofe machen wollten. In Frankreich entwickelten die klassischen Tragiker, dann der Abbé Prevost schließlich Duclos und Rousseau eine allmählich mannigfacher werdende Seelenkunde. Der „Zuschauer", Richardson und die humoristischen Romane der Engländer sorgten dafür, daß ihre Literatur nicht zurückblieb; in Deutschland hatten die Schriften beider Völker gastliche Aufnahme gefunden, dazu trieb der wackere Rabener seine vielbelachten Scherze mit Charakterzerrbildern, und das Publikum reifte langsam dem Verständnis der längst dahingegangenen Großen wieder entgegen.

Auch wenn Goethe weniger für die Erkenntnis der menschlichen Seele veranlagt gewesen wäre, als er es war, hätte er an der Entwicklung teilnehmen müssen und wirklich könnte man die Porträts der Studentenbriefe noch als Ergebnisse treuer Gellert-Schülerschaft ansprechen,[1]) — in Wahrheit ist ihm aber die Gabe der Charakteristik angeboren. Hier hatte er auch lebhafte theoretische Interessen. Schon 1770 schreibt[2]) er von den „gemischten Empfindungen", die „Mendelssohn so richtig . . . zeichnen" konnte. Weiterhin finden sich über neue Schriften des Faches lebhaftere Äußerungen, als er sonst in jenen Jahren an seine Lektüre wendet: Frau von Staëls Buch[3]) „Über den Einfluß der Leidenschaften" und Kants „Anthropologie"[4]) geben Veranlassung zu wiederholten Erörterungen.

Er war mehr als jeder andere zum Urteil berechtigt: seine Lust am Studium des Menschen ist unbegrenzt, sie versüßt ihm selbst die langweiligen Besuche an Fürstenhöfen.[1]) Seine Korrespondenz birgt eine Fülle glücklicher Porträtskizzen, obwohl er versichert, nur ungern seine psychologischen Beobachtungen Briefen anzuvertrauen:[2]) Diskretion dem geschriebenen Wort gegenüber war eine der schwächsten Seiten der sentimentalen Epoche. Um so zahlreicher sind die Stellen, an denen er der geliebten Frau die Schilderung charakteristischer Persönlichkeiten verspricht; für diese Kunst vereinigte sich alles in ihm: Freude am Schauen und an der Wiedergabe, mimisches Talent und Schätzung des Individuellen. Er weiß allen Bildern ein scharfes Gepräge zu verleihen, bindet sich nirgends an ein Schema und hat eine Nuance der Sprache für jede individuelle Schattierung zur Hand; niemals fehlt das charakteristische Wort oder der bezeichnende Zug und die Zahl der verschiedenen Darstellungsformen ist beinah ebenso groß, als die Menge der geschilderten Menschen. So ist er zu der tiefen Erkenntnis der Menschheit gelangt, die seine Schriften durchdringt, und die ihn gelegentlich auch hier zum Skeptiker werden läßt; denn die Definition der Erfahrung, die er dem sächsischen Offizier in den Mund legte,[3]) ist ihm aus dem Herzen gesprochen, und er erwähnt[4]) auch wohl einmal seinen „radikalen Unglauben über die Menschen".

Doch sind solche Urteile selten. Im allgemeinen demoralisierte er die Menschen so wenig, als seine Mutter es getan hatte, sondern suchte sie zu verstehen; in seiner Jugend als absolute Größen und empirisch, dann, mit Lavater für die Physiognomik zusammenarbeitend, mit einer Art von Methode, schließlich mit dem geschulten Blick für den Typus und das Ideal, den er sich in der klassizistischen Epoche gebildet hatte. Da er an den Fragen des Charakters mit ganzer Seele hing, hat er sich, in der Theorie

wenigstens, nicht so weit nach der idealistischen Seite herüberziehen lassen, wie in den Fragen der künstlerischen Form, und er versäumt nicht, auch beim Studium idealer Bildungen[1]) „die Abweichungen zu suchen, wodurch Charaktere entstehen"; auch später freut er sich an einem Aufsatze Hirts, der Kunstwerken das Recht auf das Charakteristische und Leidenschaftliche zu erhalten sucht,[2]) wobei freilich zum richtigen Verständnis zu bedenken ist, daß er damals Raffael den Charakteristikern zurechnete.[3])

Natürlich geben die Bestrebungen der ganzen Epoche den Interessen eine andere Richtung, wie den künstlerischen die auf den Typus, so den naturwissenschaftlichen die auf die Gruppe. Die italienischen Reisetagebücher zeigen ihn eifrig bemüht, Völkergruppen gemeinsam zu charakterisieren. Andere Äußerungen zielen auf soziale Klassen, selbst Rassenprobleme sind schon zur Verhandlung gestellt,[4]) wenn er die Hoffnung äußert „das Bedeutende der Judenheit zusammen" zu haben. Aber auf diesem Arbeitsgebiet, wohin seine besten Anlagen wiesen, hat die antikisierende Epoche die Kräfte der individuell gesonnenen Jugend nie ganz aufzusaugen vermocht; er bewahrt die volle Fähigkeit individuellster Charakteristik, wenn er sich auch in den Werken oft entschließt, sie zurücktreten zu lassen.

Es ist nicht erforderlich, die unendliche Reihe von Gestalten, die er geschaffen, als Zeugen seines Genius aufzurufen. Er hat auch im Leben den vollgültigen Beweis geliefert, daß er ein geborener Menschenkenner war, und das allgemeine Vertrauen rief ihn gern als „moralischen Leibarzt" um ein Wort von ihm[5]) zu gebrauchen, an. Er baut auf seine Menschenkenntnis, und wenn er in Weimar eine mehr als schwierige Aufgabe vertrauensvoll übernahm, so bewies er von Anfang an, daß er gewillt sei, sie als psychologisches Problem anzugreifen:[6]) seine Behandlung und Bildung der schwer zu bändigenden Natur seines herzoglichen

Freundes ist ein Meisterwerk empirischer Seelenkunde so gut wie irgend eine seiner großen Dichtungen.

Er war an den Fragen der Erziehung, wie sie seit Rousseau in Mode gekommen waren, leidenschaftlich interessiert, aber er hat nicht, wie jener, der Menschheit vom hohen Pferde der Theorie herab gepredigt, immer besorgt, sich lästiges Kindergeschrei fernzuhalten, sondern umgab sich gern mit fröhlichen Buben, und hatte seine Freude daran, ihre Gaben freier Entwicklung entgegenzuführen. Seine Kinderliebe ist bekannt: in seinem ersten Roman hat er Lottens Geschwistern ein hübsches Denkmal gesetzt, und die Spiele seiner Enkel beschäftigen den Greis bis in die Tagebücher der letzten Jahre hinein. Und nicht nur gelegentliches Spiel zu seiner Zerstreuung sind ihm die Kinder gewesen, sondern zweimal, an Fritz von Stein und an seinem August hat er die Probe aufs Exempel seiner psychologischen Theorien gewagt, bei dem eigenen Sohn infolge ungünstiger Umstände, wohl auch des unbezwinglichen Naturells leider ohne dauernden Erfolg.

Das achtzehnte Jahrhundert hat das Studium der Individual- wie der Gattungs-Psychologie mit wahrer Leidenschaft getrieben, bald philosophisch auf Ergründung des Wesens „des Menschen“ ausgehend, bald dichterisch-historisch-empirisch den Charakter und seine Bedingungen ergründend. Goethe stand einigen der bedeutendsten Vertreter dieser Studien persönlich nahe, von den Physiologen war er Blumenbach, von den Empirikern Moritz, von Enzyklopädisten des ganzen Gebietes Herder befreundet. Namentlich durch diesen, der nach eigener Versicherung (in der Vorrede der Ideen): „so ziemlich alles, was darüber geschrieben war“ gelesen hatte, konnte er sich über die herrschenden Meinungen informieren lassen, und sie werden gemeinsam das meiste durchgesprochen haben, als unter Goethes lebhafter

Mittätigkeit der erste Band jener Ideen zu Stande kam;[1]) ja Goethe hat in seiner Abhandlung über den Zwischenkieferknochen selbst in einer der wichtigsten die Zeit beschäftigenden Fragen über die Stellung des Menschen in der Natur ausschlaggebend das Wort ergriffen — trotzdem braucht eine Untersuchung über Goethes Meinung über die wichtigsten Lebensfragen nicht auf dem Studium seiner Vorgänger basiert zu werden, da er seine Anschauung unmittelbar dem Leben entnahm.[2]) Unbeengt von einer Weltanschauung, die Übereinstimmung der empirischen Resultate mit methaphysischen Hypothesen forderte, suchte er sein Erfahrungsmaterial zu verarbeiten, und gibt auf alle Fragen wie sie die Zeit stellte nur solche Antworten, die seiner Erfahrung und seinem Wesen gemäß sind. Die psychologische Methode war ihm der natürliche Weg, sich des Einzelnen zu bemächtigen; so schreibt er einmal,[3]) daß er das, was ihm an Voß' Arbeiten bisher unverständlich war, oder widerstrebte, nun durch das „Medium der Individualität" zu ergreifen mit Erfolg bemüht sei — seine ununterbrochenen Bemühungen haben ihm aber nicht allein den divinatorischen Blick für die Besonderheiten individuellen Lebens gegeben, sondern haben ihm auch tiefe Erkenntnisse über die Existenz-Bedingungen der Menschheit überhaupt sammeln lassen; dafür kam es ihm sehr zu statten, daß er[4]) „von jeher beim Anschauen der Gegenstände sich auf dem genetischen Wege am besten befand", denn so eröffnete sich ihm die Möglichkeit, wenn auch nicht die Lösung der dunkeln psychologischen Fragen zu finden, so doch ihren exakten Formulierungen nahe zu kommen.

Das, worauf er bei allen Menschen zuerst stieß, war ihr Verhalten in der Öffentlichkeit, das „gesellige" Element, das man abziehen muß, da es nur den „theoretischen Menschen" enthält,[5]) nicht das wahre Wesen, bis zu dem man notwendig durchdringen

muß wenn man Menschen begreifen will. Dieser Kern der Persönlichkeit ist einheitlich und notwendig, die Basis des Charakters. In ihrer Anerkennung ist er sich stets gleich geblieben: in der Jugend hat er die Genielehre begeistert aufgegriffen, die die starke, schaffende, sich selbst durch ihre bloße Existenz rechtfertigende Naturkraft auf den Schild erhoben hatte, da er in ihr seinen Glauben verkörpert sah. Die unverwüstliche innere Einheit des Menschen war seine innigste Überzeugung,[1]) entsprach seiner eigenen Erfahrung (sein Wesen vereinigt sich so leicht und schnell[2]) „wie getrennte Queckſilberkugeln") und stimmte zu der vorausgesetzten All-Einheit der Welt. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten festigten diese Überzeugung. Er hat sich ehrlich über die Franzosen geärgert, die nicht begreifen,[3]) „daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist", im Alter hat er für diese, durch Analyse nicht mehr erfaßbare Tatsache gern mystische Wendungen gebraucht und die Persönlichkeit den Urphänomenen,[4]) Erscheinungen, über die man denkend nicht mehr hinauskommen kann, zugerechnet, sich auch wohl des Aristotelischen Terminus Entelechie und des Leibnitzschen Monade bedient.[5]) Die Grundlagen der ganzen Anschauungen finden sich in dem schönen Wort „Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite" schon 1780 vorbereitet.[6]) Das, was als treibende Kraft in dem Menschen so lebt, wie die Keimkraft in der Pflanze, nennt er wohl[7]) das „Dämonische", es in der gewaltigen ersten Strophe der Urworte,[8]) die die Geheimnisse der Menschenbildung zu entschleiern versuchen, in seiner unentrinnbaren Notwendigkeit darstellend:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Auch in „Dichtung und Wahrheit" hat er ja der gleichen Anschauung entschiedensten Ausdruck verliehen:[9]) „Der Mensch mag

sich wenden wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat."[1])

Wirklicher Einblick in die Genesis der Persönlichkeit ist dem Menschen versagt, und das Wort „angeboren" ist oft nur ein anderer Ausdruck für das gleiche Rätsel, doch läßt sich immerhin einiges Allgemeine darüber aussagen. Der Vererbung kommt eine gewisse Bedeutung zu.[2]) Das hat natürlich schon der Physiognomiker gesehen, wenn es etwa der einfache Beobachter bezweifelt haben sollte. Die Wahrnehmungen eines langen Lebens haben es bekräftigt, und wenn der Dichter sich auch nicht allzuoft über das dunkle Gebiet geäußert hat, so sehen wir ihn doch nicht selten mit dem Studium des Problems beschäftigt.[3]) Der „Major" der „Wanderjahre" weiß recht gut Bescheid in der Vererbungstheorie,[4]) deren wesentliche Voraussetzungen aber auch der schönen Seele der „Lehrjahre" bereits bekannt sind;[5]) er hat schon die Erfahrung gemacht, daß der Großvater gelegentlich im Enkel hervortrete, und daß Frauen, aus anderen Familien hineinheiratend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern, als er, ein Doktor Pascal vor Zola, an einem Stammbaum die Charaktere der Familienmitglieder erläutert. Darum diente ihm aber diese Erklärung nicht zur Lösung aller Fragen, und im allgemeinen finden wir Goethe eher geneigt, die Bedeutung des Vererbten nicht allzu hoch anzuschlagen, ja er hat wohl gelegentlich die Erblichkeit des Talentes rundweg abgeleugnet, und auf Vererbung nur die notwendige physische Unterlage der Begabung zurückgeführt,[6]) die er übrigens weit höher stellte, als das in seiner Zeit gewöhnlich geschah.[7]) Auch das allmähliche Auf- und Absteigen der Familien durch Generationen hin ist ihm eine früh geläufige Vorstellung.[8])

Das also, was das Kind mit auf die Welt bringt — „die entschiedne Natur des Menschen“ — bedingt seine Existenz und bestimmt seine Entwicklung, es ist im eigentlichsten Sinne des Wortes sein Schicksal;[1]) der Prozeß der Entfaltung ist organisch und naturnotwendig, an ihm vermag keine Erziehung und keine Umgebung etwas zu ändern, so wenig, wie man eine Eiche zu einer Buche machen kann. Es ist demnach unnötig, auf Goethes selbstverständliche Ablehnung der alten Anschauung von der natürlichen Bosheit, wie der neuen, von der natürlichen Güte des Menschen einzugehen.

Das Wort Entwicklung in Goetheschem Sinne darf freilich nicht so mißverstanden werden, daß man darunter eine gleichmäßige logische Fortbildung alles einmal Hervorgetretenen versteht:[2]) „Das Wachstum ist nicht bloß Entwicklung: die verschiedenen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen auseinander, folgen einander, verwandeln sich ineinander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, sodaß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist;“ denn in gewissem Sinne sind alle Übergänge, Verwandlungen, Metamorphosen pathologischer, das innere Wesen verändernder Natur.[3]) Die Voraussetzung unserer Entwicklung zu höheren Formen muß uns natürlich ebenfalls angeboren sein, wir müssen „Perfektibilität“, wie er es einmal nennt,[4]) besitzen, sonst „bleiben wir stehen“.

Welt, Eltern und Erzieher stehen diesem Werden so gut wie ratlos gegenüber; was nicht im Menschen begründet ist, kann keine Macht der Welt hineinbringen; man kann im besten Falle Raum schaffen zur Entfaltung der guten und nützlichen Eigenschaften, das Schädliche, wenn nicht vernichten, so doch beschränken und zum besseren kehren, zum mindesten versuchen, es zu[5]) „kontrabalancieren“.

Der äußeren Einwirkungen, die, wenn auch nicht das Was, so doch das Wie des Menschen zu bestimmen vermögen,[1]) sind viele, am bedeutensten scheinen die der Zeit und der Umwelt, also wiederum die, die am wenigsten der Willkür der Erzieher unterworfen sind.[2]) Daß „gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen" hegen, ist ihm selbstverständlich,[3]) denn „die Umstände erziehen alle Menschen,[4]) und man mache, was man will, die verändert man nicht". Je weiter wir in die Jugend zurückgehen, desto stärker und unentrinnbarer ist die Macht der Eindrücke auf das noch frische Gemüt.[5]) Nicht etwa nur die lebendige Umgebung ist damit gemeint, sondern ebenso die tote, um die beiden Bestandteile des „Milieu" zu scheiden:[6]) „des Menschen Wohnung ist sein halbes Leben, der Ort, wo er sich niederläßt, die Luft, die er einatmet, bestimmen seine Existenz". Man hört aus jedem der Worte den Goethe, dessen Wohnungen einen Teil seiner Existenz uns gegenwärtig halten, der unter dem Stande des Barometers litt, und dessen künstlerische Schaffenskraft im Zusammenhang stand mit dem Wechsel der Jahreszeiten.

Das Problem dieser Bedingtheit, von der Rechenschaft zu geben, ihm freilich gefährlich schien,[7]) beschäftigte den Dichter lebhaft. Die bequeme Theorie von dem Genie, das sich unter allen Umständen Bahn bricht, vertrat er durchaus nicht in schroffer Form, wohl bewußt, wie unendlich ein Talent,[8]) „dessen Entwicklung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird ... im Nachteil steht gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet, sich mit Leichtigkeit auszubilden, und, was es vermag, ohne Widerstand auszuüben."

Das Individuum ergreift aus dem vielen, was die Zeit ihm zubringt, das ihm gemäße. Es nutzt die umgebende Welt, um das eigene Selbst zu bilden und zu steigern, das ist sein Recht und seine Pflicht.[9]) Es ist sein größtes Glück, wenn sich ihm

alles Gegebene so bietet, daß es seiner Individualität keinen Eintrag tut. Da sich nun die Zeiten ändern und dem neu in die Welt Tretenden nach wenigen Jahren schon ganz andere Erfahrungen begegnen, als dem früher Geborenen, so entstehen die schroffsten Unterschiede zwischen Nächststehenden, die in demselben Kreise leben, zwischen Lehrern und Schülern, wie zwischen Eltern und Kindern.[1]) „Ein Mensch wie Merck wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen" hat er in diesem Sinne einmal gesagt.[2])

So schwer nun auch die Beantwortung der Frage der Einflüsse Goethe zu sein dünkte, hat er doch gelegentlich den Versuch unternommen, in der tabellarischen Lieblingsform des Naturforschers darzustellen,[3]) wie unter dem Einfluß der Moderne die verschiedenen schriftstellerischen „Naturelle" ihren Stoff wählen, Gehalt verleihen, wie sie ihn behandeln, welche Form sie ihm geben, schließlich, welchen Effekt sie bei dem unbefangenen Leser hervorrufen. Freilich scheint er hier von mittleren Talenten zu sprechen, die naturgemäß den „Influenzen" weit stärker unterliegen, als mächtigere Persönlichkeiten, für die er ein derartiges Schema schwerlich aufgestellt haben würde.[4])

Neben die Kette unbewußter Wirkungen stellt sich die zweite halbbewußter: alle die bildenden Einflüsse der Zuneigung und Liebe, der geheimnisvollen Synthese zweier sich anziehenden Individualitäten.[5]) Das, was der Liebende an sich und in sich ändert, meint er freiwillig zu tun, deshalb vermag auch die Liebe mit Hilfe des dienenden Willens Bedeutendes zu leisten, wenn sich diese Einflüsse an Umfang auch schwerlich mit den von frühester Jugend ununterbrochen tätigen Wirkungen der Umgebung vergleichen lassen. Und noch einmal wiederholt sich spät und abgeschwächt diese Bildung durch Geliebte, wenn die Kinder beginnen durch Dasein und Wesen erziehend auf die Eltern zu wirken,

was sie in weit höherem Grade vermögen, als umgekehrt die Eltern auf die Kinder.[1])

Es bleibt nach all dem also für den Erzieher nicht viel Raum zum Eingreifen, und das beste ist es schon, wenn die Zuneigung des Zöglings unbewußt anbildend wirkt, so lange nicht stärkere, fremde Kräfte ihre Wirksamkeit stören. So weit das Bewußtsein wirksam ist, wird der Jugendbildner oft mit innerem Widerstand des Schutzbefohlenen rechnen müssen, der denn alle Mittel, ihn in der innerlichen Bildung zu beeinflussen, naturgemäß vereitelt. Hier hilft nur der äußere Zwang,[2]) die Nötigung, die in Gesetz, Sitte, Gesellschaft auch dem Herangewachsenen überall in den Weg tritt, und wenn auch nicht die Entfaltung, so doch die unsoziale Betätigung seines Wesens hemmt. Die Aufgabe des Erziehers ist demnach leicht zu bezeichnen: Er soll alle Fähigkeiten und Tugenden, zu denen eine entschiedene Anlage da ist, zu freier Entfaltung zu bringen versuchen, ohne doch die Kräfte unnötig zu verzetteln;[3]) die Lösung ist freilich schwer genug, da es auch dem größten und erfahrensten Kenner keineswegs leicht ist, selbst wenn die natürlichen Anlagen eine ganz entschiedene Richtung zeigen, sie mit Sicherheit herauszuerkennen; „Doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat".[4])

Das waren bei Goethe nicht nur Theorien, er hat ganz konsequent in allen Fällen, wo er Erzieher gewesen ist, so gehandelt, Fritz von Stein ebenso wie seinem Sohn und seinen Enkeln gegenüber. Er wollte ihnen beim Vorwärtsschreiten die Wege ebenen, sie vor Irrtümern und Fehlgriffen bewahren, mit seinen Erfahrungen ihnen zur Seite stehen: Die Wahl des Weges sollten sie selbst oder besser ihre Natur treffen; das schien ihm die einzige Möglichkeit zu gewährleisten, daß ein Irrtum über das Lebensziel rechtzeitig freiwillig erkannt und gebessert werden

möchte, während ein ausgeübter Zwang das Kind leicht im Falschen sich verstocken und damit das ganze Leben verderben läßt.

Diese Methode hat zweierlei zur Voraussetzung: das Vorhandensein einer entschiedenen Richtung, und ererbte Anlage zum Guten, an die er ja bei guten Eltern fest glaubte;[1]) über die Art, wie mit abweichenden Naturen zu verfahren sei, hat er sich, wie überhaupt über die hemmenden Bestandteile der Menschheit, nicht geäußert — für die übrigen hat er an seinen Grundsätzen stets festgehalten. Bei dieser Methode waren natürlich Strafen ziemlich überflüssig, und höchstens bei ausgesprochen schädlichen Unarten erforderlich, wobei nicht zu vergessen ist, daß er zahlreiche Dinge, die wir als solche stark empfinden, noch als mehr oder weniger berechtigte Eigenheiten betrachtete.[2]) Er schreibt über die Erziehung seines ältesten Enkels, die er in Abwesenheit der Eltern überwachte, sie bestehe „wohlbedächtig" darin, daß er ihm allen Willen lasse, und die Erzählung seines letzten Hauslehrers Rothe beweist,[3]) daß er bei dieser Maxime bis ans Ende geblieben ist. Denn der Lehrer braucht keineswegs zu verzweifeln, wenn der Schüler zunächst irre geht; selbst eine falsche Richtung wird nicht allzuviel Schaden anrichten, da sich die Natur schon selbst wieder herstellt.

Daß das menschliche Streben dem Irrtum verfallen ist, ist eine häufig wiederholte Erfahrung,[4]) die im Eingang Fausts „Der Herr" als unvermeidliche Notwendigkeit ausspricht.[5]) Seine eigene Stellung zu der Frage des Wertes des Irrtums ist eine doppelte nach dem Gesichtspunkte, unter dem er ihn ansieht. Vom Resultat seines Lebens aus zurückblickend kommt natürlich auch jedem Irrgang eine eigene Bedeutung zu, da er zur Bildung dessen, was schließlich geworden ist, seinen Teil hat beitragen müssen.[6]) Geht man allerdings von dem aus, was hätte geschehen

können, so ist der Abweg ein Kraft- und Zeitverlust, und so hat denn Goethe Eckermann gegenüber manche unnötige Zeitverschwendung beklagt:[1]) in seinen so verschieden gerichteten Bestrebungen war ja die Frage nach dem Wert des Einzelnen dringend genug. Wenn aber Goethe sich gelegentlich zu solchen Klagen über verfehltes hinreißen ließ, so handelte er seinem eigenen Gebot entgegen, denn prinzipiell war ihm die zweite Betrachtungsweise zuwider, „da die menschliche Natur immer praktisch konstitutiv sein muß und sich eigentlich um das, was geschehen konnte, nicht zu bekümmern hat, sondern um das, was geschehen sollte".[2])

Wenn Goethe so die Reihe der Faktoren, die das menschliche Leben determinieren, bestimmt hat, so ist ihm darum nicht eingefallen, ihre Wirkungskreise ein für alle Mal abzugrenzen. Jene Urworte schließt er mit einer „Hoffnung" betitelten Strophe, die einen Ausblick über den unentrinnbaren Zwang der anderen Mächte eröffnet, es jedem Einzelnen überlassend,[3]) sich „den Kommentar sittlich und religiös zu bilden", d. h. nichts anderes, als daß er das letzte Wort mit der Aufstellung der Notwendigkeiten nicht gesprochen haben will; und dabei hat er es bewenden lassen, nur auf einen Punkt gelegentlich eingehend, in dem ihm der Mensch in gewissem Sinne Herr seines Schicksals zu sein schien.

Hatte er sich schon durch seine geringe Bewertung der Erziehung in schroffem Gegensatz zu seinem vom Aberglauben an die pädagogische Allgewalt verblendeten Zeitalter gestellt, so entfernt ihn seine Stellungnahme zur Frage der Selbsterziehung noch weiter von der großen Mehrzahl seiner sentimentalen, sich allzu gern fremden Einflüssen unterwerfenden Zeitgenossen. Die Wichtigkeit, die er dieser Seite der Bildung beimaß, kann hier nur angedeutet werden, da Dichtung und Wahrheit nicht bis zu der Epoche herabgeführt ist, wo bei dem Dichter die strenge

Selbstzucht begann. Immerhin hat er nicht verabsäumt, im Vorbeigehen auf die weitgehende Möglichkeit der Selbsterziehung hinzudeuten.[1]) Die Tagebücher aus den 10 Jahren sind voll von Regeln, die Goethe sich selbst für seine innere Vollendung gibt. Er hat nicht geglaubt, sich etwas anbilden zu können, was nicht in ihm vorgebildet gelegen hätte, aber er war um so fester überzeugt, daß es in die Hand eines jeden gelegt sei, die Anlagen, die die Natur ihm auf den Lebensweg mitgegeben habe, verkümmern zu lassen, oder zu voller Reife zu entwickeln, ein Glaube, der seinen schönsten Ausdruck gefunden hat in jenem Bekenntnis an Lavater vom (etwa 20.) September 1780: „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu".

Das Verhältnis zwischen den einzelnen Bildungsfaktoren ist individuell verschieden. Gesetze dafür aufzustellen, lag ihm, wie gesagt, fern. Auch in der biographischen Praxis bindet er sich nicht an Normen: im „Winkelmann" läßt er die ganze beschwerliche Jugend kaum in Betracht kommen,[2]) denn „in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerten und möglichen Glückes"; als er aber sein eigenes Leben schildert, gönnt er der Umwelt bedeutenden Einfluß.

Allen den äußeren umbildenden Einflüssen läuft die innere Entwicklung parallel, die nicht nur ein individualistisches Element enthält, sondern auch ein typisches. Hier wie überall muß sich das Studium des Menschen mit dem der Menschheit verbinden. Ein jeder durchläuft eine Reihe von charakteristischen Entwicklungsstufen, denen allen eine besondere psychische Haltung zukommt. In der selbständigen Beurteilung dieser einzelnen Phasen, die

man bis dahin nur als möglichst schnell zu überwindende Vorstufen des Menschentums angesehen hatte, ist Goethe wie seine — und auch unsere — Zeit ein Schüler Rousseaus gewesen, dessen größtes pädagogisches Verdienst der häufige Hinweis auf das Recht des Kindes, Kind zu sein, zweifellos gewesen ist.

Goethe hat sich nicht selten, aber abgesehen von der im Eingang angeführten Stelle der Farbenlehre, zumeist nur aphoristisch über das den einzelnen Lebensphasen zukommende geäußert. Wo er größere Linien zieht, stellt er eine Entwicklung auf,[1]) die zur Objektivität und zur Klarheit, aus der Subjektivität und Befangenheit der Jugend führt. Ausführlicher entwickelt er den Gedanken über die Aufeinanderfolge der herrschenden Seelenrichtungen einmal Riemer gegenüber:[2]) „Der Verstand bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen".

Eine andere Reihe, analog der vorausgesetzten Entwicklung der indischen Philosophie hat er einmal zu Eckermann aufgestellt,[3]) dabei vor allem die Stimmung der Weltauffassung betonend: die Kinder scheinen ihm Sensualisten, die liebende Jugend Idealisten, dem Mannesalter kommt Skeptizismus, dem Greisenalter Quietismus (ein anderes Mal meint er: Neigung zur Mystik) zu.

Noch bis in seine klassizistische Zeit hinein, bis über jene Jahre hinaus, in denen er in dem schon angeführten Brief an Schiller den Wunsch zum Ausdruck gebracht hat, seine Werke noch einmal besser wiederholen zu können, sah er in der Entwicklung nur Vervollkommnung; darin hat die Beschäftigung mit den Jugendarbeiten zum Zwecke der Selbstbiographie gründlich Wandel geschaffen, und er beginnt, die Anschauung von dem Recht der einzelnen Epochen[4]) zu der von dem selbständigen Wert ihrer Erzeugnisse zu erweitern:[5]) „Der Mensch wird in seinen

verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre Recht haben, als in seinem sechzigsten", formuliert er später eine Ansicht, die er seit der Mitte des ersten Jahrzehntes des neuen Jahrhunderts sich zu eigen gemacht hat.

Mit der theoretischen Einteilung der Seele in ihre einzelnen Kräfte oder Eigenschaften hat sich Goethe so gut wie niemals beschäftigt.[1]) Er ließ sich durchaus an dem Material, das ihm Sprache und Erfahrung bot, genügen, und er stellt mit diesen Mitteln empirisch dar, was er gesehen oder gefühlt hatte, so tief schöpfend, als es seiner Erkenntnis immer möglich war. Um so lieber beschäftigte er sich mit Begriffsbestimmungen, um das Reich des Gegebenen zu ordnen und übersichtlich zu machen;[2]) charakteristisch ist aber stets, daß er dabei niemals erklärt, immer beschreibt. Die Überzeugung von der Einheit alles Seelischen gab ihm die vom Zusammenhange aller Vorgänge, und er ließ sich wohl von diesem Gedanken zu kühnen Kombinationen führen. In seiner großen psychologischen Novelle der Wahlverwandtschaften hat er alle Kräfte in Bewegung gesetzt, auch das fernste scheint geheimnisvolle Beziehungen zu haben, das Ethische wirkt auf das Psychische hinüber, das Physische wird zum Symbol des Ethischen, und die tote Natur hat die Möglichkeit seelischer Wirkungen auf den Menschen.

Da alles innere Geschehen an bestimmte Individualitäten gebunden ist, vollzieht es sich niemals in gleicher Weise; zu den individuellen stellen sich die Gruppen-Unterschiede, die Volk und Rasse bedingen, dann der größte, der aus der Verschiedenheit der Geschlechter folgt, über die Goethe, der tiefste Schilderer der Frauennatur, zu denken nicht aufgehört hat.

Es wäre nach Allem vergebene Mühe, feste Grundsätze für seine Auffassung psychischer Vorgänge aufstellen zu wollen: der unendlichen Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit meinte er nur durch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Darstellungsmittel entsprechen zu können; deshalb fand auch Kants Anthropologie seine entschiedene Mißbilligung, und er benutzt die Gelegenheit, das ganze Einteilungsprinzip der Temperamente ungeduldig bei Seite zu schieben.[1]) Eine Stelle aus Dichtung und Wahrheit mag zeigen,[2]) wie er die prinzipielle Frage praktisch behandelt: „Denn da das Herz immer näher liegt, als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich recht wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die Wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über die Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alles Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Rätsel des Menschenlebens betrachtet werden kann". — Er läßt selten eine ausführlichere psychologische Analyse vorübergehen, ohne auf das Rätselhafte der Vorgänge hinzuweisen.

Bezeichnend ist auch in dem angeführten Abschnitt die schnelle Wendung in das Gebiet der Ethik. Da die theoretische Psychologie, in dem Sinne, wie man sie damals nahm, zu Resultaten kaum führen konnte, ließ er ihre Sätze auf sich beruhen; wenn es daher nicht möglich ist, in seine Ansichten über das Verhältnis der Seelenkräfte Einsicht zu gewinnen, so ist seine Ethik um so durchsichtiger, seit er einmal den individualistischen Standpunkt der Jugendjahre abgestreift hatte. Sie trägt ein doppeltes Gesicht: sozial gerichtet unterwirft sie den Menschen der gesetzlichen Ordnung der Gesellschaft, der er angehört, unbedingt, wobei freilich die Gesellschaft dafür zu sorgen hat, daß sich ihr das Individuum mit gutem Gewissen unterwerfen kann: die

französische Revolution war Goethes große Lehrerin über den Wert festgefügter Ordnung gewesen. Nach der individuellen Seite hin hat der Mensch die Pflicht gegen sich selbst, sich frei zu halten von allen Hemmungen des Lebens, die zu zweckloser Selbstquälerei oder Selbstbespiegelung führen, und ihn seiner wichtigsten, ja einzigen Aufgabe, der unermüdlichen Tätigkeit entziehen: daß er von Jugend an auf Reue,[1]) Neid[2]) und Haß[3]) schlecht zu sprechen gewesen ist, ist ja hinlänglich bekannt.

Die Forderungen des Sittengesetzes sind klar und unwidersprechlich; wie er den Menschen und die Welt auffaßte, ist ihm seine Befolgung, sobald es in Konflikt mit den Anlagen, Neigungen, Leidenschaften kommt, um so schwerer. Goethe hatte an sich und anderen (man denke an Karl August) die dämonischen Mächte, die das Leben beherrschen, kennen gelernt; als er sich gewöhnt hatte, tiefer zu schauen, war ihm auch das seelische Geschehen als eine Art Naturprozeß erschienen, dem der Mensch beinahe willenlos gegenüber steht: Äußerungen und Vergleiche, die das psychische Geschehen zu mechanisieren scheinen, fallen schon viel früher,[4]) ehe sie in den Wahlverwandtschaften so unverhüllt hervortraten, daß die strengen Moralisten erschraken.

Wie er in der „Hoffnung" der Urworte der Menschheit eine Möglichkeit, aus den Klammern der Notwendigkeit zu entkommen, eröffnet hatte, so gibt er auch in den Wahlverwandtschaften dem Menschen eine Kraft, sich selbst zu überwinden und der eigenen Natur Herr zu werden. Positives Widerstreben freilich wirkt meist verschärfend und erschwerend, aber die Möglichkeit und deshalb die Pflicht zur Entsagung ist als Gegengewicht gegen jede überwiegende und zerstörende Leidenschaft vorhanden: wenn man sie nicht töten kann, so kann man sie doch hindern, sich in Handlung oder Tat umzusetzen. Sicherer ist das zweite, vorbeugende Mittel, das Goethe, darin ein Geistesverwandter wohl mehr als

ein Schüler Rousseaus, im eigenen Leben meist angewandt hatte: man entzieht sich der übermächtig werdenden Leidenschaft durch Verlassen der Nähe der Geliebten, und durch Ablenkung auf andere Gegenstände. Noch früher setzt das Mittel der Selbsterziehung ein, das bis zu einem gewissen Grade[1]) dem Menschen zur sittlichen Freiheit zu verhelfen vermag, da es bedeutenden Einfluß auf die Bildung des gesamten Charakters gewinnen kann.

Denn der Charakter des Menschen, das schließliche Ergebnis aus seiner Natur, seiner Bildung, seiner Geschichte und seiner gegenwärtigen Entwicklungsepoche bedingt sein Wesen und sein Handeln[2]) unvergleichlich mehr, als seine Einsicht. Goethe hat ihn einmal als „psychische Gewohnheit" definiert, oder vielmehr als „Eigenschaft und Gewohnheit zugleich". Jenes a priori angesehen, dieses a posteriori. Er stellt sich als Einheit dar, soviel Widersprüche er auch durch die Art seiner Bildung in sich aufgenommen haben und enthalten mag;[3]) als solche muß er verstanden und beurteilt werden. Eine Zerlegung in Berechtigtes und Unberechtigtes, in Tugenden und Fehler mußte ihm bei dieser Auffassung absurd erscheinen, da sie auf einem Verkennen der Bildung der Charaktere beruhte. Mit einer derartigen Anschauung erleichterte er sich seine amtlichen und privaten Beziehungen:[4]) „Ich nahm alle Zustände und Personen, meine Kollegen z. B. durchaus real, als gegebene einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen".

Daß der einzelne Mensch seinem Charakter gemäß handelt, und nicht nach Meinungen, ist nicht nur Erfahrungstatsache, sondern auch berechtigt, denn ein dauernder Widerstand gegen die eigene Grundrichtung müßte zur Zersetzung des Wesens führen. Man kann sich natürlich für einige Zeit von dem, was einem im

Leben und Denken eigentlich gemäß ist, wohl entfernen, oder es auch an falscher Stelle suchen; bei dem rechten Menschen wird der Tag kommen, wo er die für ihn gültige Erkenntnis gewahr wird, wo ihm jene plötzliche Einsicht aufgeht, die Goethe als Aperçu[1]) — ein Begriff, der für die Wissenschaft ähnlich gilt, wie für das Leben — mehrfach beschrieben hat. Es bedeutet eine Lösung der inneren Spannung und die gewonnene Übereinstimmung der Individualität mit den Maximen, nach denen sie zu denken und zu handeln vorbestimmt ist.

Daß es sich hier um Anschauungen handelt, die in Goethes eigensten Erfahrungen wurzeln, ist klar; doch dankte er Hamann die begriffsmäßige Übermittelung der Gedanken, an denen er lebenslänglich festgehalten hat, und die ihm der Kernpunkt der Lehre jenes zu sein schienen. Sie führten natürlich zur Schätzung des unbewußten Handelns und Schaffens, weil gerade dieses das ungestörte Auswirken der Persönlichkeit des Dichters und Menschen verbürgt. Goethe hat sich auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiete, dem der Dichtung, von seinen Grundsätzen nicht abdrängen lassen, und selbst im Hochpunkt der klassizistischen Zeit der Theorie keinen Einfluß auf sein Schaffen gegönnt.[2]) Will der Künstler ästhetischen Prinzipien Einfluß einräumen, so gibt es dafür nur einen Weg: sie in seine Individualität zu verschmelzen, sie sich so zu eigen zu machen, daß sie ein Teil seines Innern werden; dann werden sie beim Schaffen von innen heraus mitwirken. Ein äußerliches Arbeiten nach bestimmten rationellen Theorien hätte ihm das Ende alles künstlerischen Schaffens bedeutet.

Wenn hier gerade das dichterische Element herangezogen ist, so liegt das daran, daß es für Goethe die höchste Form der Lebensbetätigung bildete. Der Satz gilt ihm indessen in gleicher Weise für alle Lebensgebiete und der Feldherr wie der Philosoph

können mit wirklichem Erfolge auch nichts anderes leisten, als das, was ihrer Natur gemäß ist.

Alle diese Leitsätze behandeln einzelne Punkte. Eine wirkliche Einsicht in das Spiel der psychischen Kräfte, nicht im einzelnen, oder bei bestimmter Veranlassung, sondern ihrem Wesen nach, hat sich Goethe niemals zugeschrieben, und er hat die Grenzen des Erfahrbaren keineswegs weit gesteckt:[1]) „Unser Leben ist, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt".

Goethes Stellung zur Geſchichte.

Goethe hat aus ſeiner Abneigung gegen die Geſchichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes niemals ein Hehl gemacht[1]) und gelegentlich dieſe Verurteilung auch über das eigentlich politiſche hinaus auf andere Gebiete ausgedehnt: Es iſt hinreichend bekannt, wie er ſich über die Kirchengeſchichte[2]) geäußert hat. Der Gründe gab es genug, und man braucht ſich nicht nur — etwa aus M. Ignaz Schmidts relativ guter Geſchichte der Teutſchen — zu überzeugen, daß ihm die zeitgenöſſiſchen Hiſtoriographen nichts bieten konnten; ſondern es war auch das hiſtoriſche Geſchehen als ſolches, wie es ſich ihm darſtellte, in ſeiner ganzen Sinn- und Zielloſigkeit,[3]) das ihn abſtieß.

Von Jugend auf hatte er nur die verfilzten und verknöcherten Zuſtände des alten deutſchen Reiches geſehen, in dem längſt alles, was in geſchichtlichem Sinne geſchah, zwecklos geſchah — Verhandlungen des Reichstages, Erbteilungen, Rechtsſtreitigkeiten, alles führte höchſtens zu kleinen Gleichgewichtsverſchiebungen innerhalb des in toter Ruhe verharrenden Körpers. Als bedeutende hiſtoriſche Ereigniſſe mit Friedrichs des Großen Kriegen begannen, ſah Goethe darin lediglich Manifeſtationen einer bedeutenden Perſönlichkeit, nicht das Aufkommen einer neuen

Großmacht; wer hätte auch damals ahnen können, daß sich wirklich eine kraftvolle Neuschöpfung Deutschlands vorzubereiten begann? Einmal irregeleitet, waren ihm alle die gewaltigen Erschütterungen Europas nur noch die Werke kraftvoller Individualitäten, die französische Revolution schien ein für alle Mal die Versuche, das Ideal zu verwirklichen, gründlichst widerlegt zu haben, und Napoleon nahm in Goethes späterem Leben die Stelle ein, die bis dahin Friedrich der Große behauptet hatte; nach seinem Sturz stellte sich in seinen Augen das alte Getriebe wieder her, und das einzige wirkliche Resultat einer Geschichte von 20 Jahren schien das psychische Phänomen Bonaparte gewesen zu sein.

Eine solche skeptische Geschichtsauffassung mußte ihm um so natürlicher sein, als er in der Weltgeschichte ebenso wenig eine Entwicklung zu erkennen vermochte, wie in der Zeitgeschichte: die herrlichste Epoche der antiken Welt war der finsterſten Barbarei gewichen; sie, wenn nicht zu kopieren, so doch in ihren wesentlichen Tendenzen wiederherzustellen, wird ihm zur höchsten, freilich noch fern liegenden Aufgabe[1]) unserer Zeit — wo sollte er da die Ansicht von einer zielstrebenden Entwicklung hernehmen? Den Wert und die Notwendigkeit des Kampfes hatte er sehr wohl eingesehen, und sich gelegentlich ironisch genug über die Aussichten der Menschheit nach einem endgültigen Siege der „Humanität" geäußert,[2]) aber er sah in ihm nur den Förderer des Individuums, eine Aufrührung der breiten Masse, um die Persönlichkeiten hoch zu bringen; für das Ganze sah er keinen Nutzen dabei und Kenntnis von Einzelheiten der Art zu nehmen, schien ihm müßig, ja er wollte sich durch solche traurigen Erinnerungen nicht die Freude an der Welt und der Gegenwart verderben lassen.[3]) Daher meinte er auch, an Herodot und Thukydides erst rechten Genuß zu haben, als er sie ohne Rücksicht auf ihren Inhalt zu lesen begonnen hatte.[4])

Goethe steht mit der Ablehnung des Fortschritt-Gedankens in der Geschichte in schroffem Gegensatz zu den Arbeiten der größten deutschen zeitgenössischen Denker, die doch dieselben Erfahrungstatsachen vor Augen hatten wie der Dichter, als Anhänger einer Anschauung, welche man mit dem alten Rationalismus zugleich überwunden zu haben glaubte. Lessing, Kant, Herder haben sich mit Arbeiten über die dem geschichtlichen Werden zu Grunde liegende Idee getragen und sind trotz aller innerlichen Verschiedenheit zu dem optimistischen Glauben an eine immanente Entwicklung auf ein hohes Zukunftsziel hin gelangt, und der große Optimist Goethe hat diesen Glauben entschieden zurückgewiesen. Der Grund muß also doch tiefer liegen, als in der Erfahrung der unerfreulichen Gegenwart.

Er ist denn auch begründet in Goethes naturwissenschaftlicher Weltanschauung. Goethes Berührungen mit der Entwicklungslehre sind flüchtiger Natur geblieben. Er hat wohl in diese Richtung geblickt und gelegentlich mit der Möglichkeit gerechnet,[1]) aber der Gedanke, zu dem er am liebsten zurückkehrte, ist der an einen kreisförmigen Verlauf alles Geschehens, wie ihn der Ablauf der Jahreszeiten und der Gestirne, das Leben der Pflanzen, der Tiere, ja des einzelnen Menschen zeigt.[2]) Epochen des Aufsteigens und Zurücksinkens entsprechen einander, und das Resultat ist wohl beständige Veränderung, Umbildung, Metamorphose, ob aber Entwicklung, dafür mochte er sich nicht entscheiden. Ein Lieblingsbild neben dem des Kreises ist ihm das der Spirale,[3]) das sogar den Vorzug verdient, da es den ewigen Wechsel des nur ähnlich, nie gleich Wiederkehrenden besser zum Ausdruck bringt. Das einzige Gebiet, wo ein Fortschreiten möglich ist, ist das technisch-merkantile, wo sich eine Erkenntnis von selbst an die andere reiht, ohne eigentliches inneres Neuerfassen durch den einzelnen zu verlangen, wo es genügt, mit dem Verstande, nicht mit der Vernunft, aufzufassen.

Daß dieser Glaube nun aber zu Recht bestand, bewies ihm nicht nur das scheinbare Tohu Wabohu der politischen Geschichte, sondern auch der Ablauf des historischen Geschehens auf seinen engeren Studiengebieten. Die Kunstgeschichte zeigte ein wiederholtes Auf und Ab des künstlerischen Vermögens, ohne daß es der Menschheit doch gelungen war, die Höhe der antiken Kunst je wieder zu erreichen, und als auffallendes Analogon dazu erschien ihm die Entwicklung der Naturwissenschaften. So mußte auch ein offensichtlicher Irrtum, geschöpft aus den ärgerlichen Erfahrungen des eigenen Lebens, helfen,[1]) seinen Begriff vom notwendigen Verlauf der Geschichte zu unterstützen. Goethe ist bis an seinen Tod felsenfest überzeugt geblieben, daß seine Farbenlehre die letzte für uns erkennbare Wahrheit über das Wesen der Farbe enthalte, so daß sich ihm die Geschichte auch dieser Wissenschaft in einem Spiralbilde darstellte: auf mehrfache Versuche, der richtigen Erkenntnis nahe zu kommen, waren jedesmal Epochen gefolgt, wo sich die Gelehrten zur entgegengesetzten, falschen Richtung zurückwandten. Je stärker der Impuls nach der richtigen Seite gewesen war, um so entschiedener der Rückfall: daher der gewaltige Irrtum des Newtonschen Systems, daher auch der große Widerstand, der sich sofort gegen seine eigene richtige Einsicht erhob. Es ist hier nicht zu erörtern, wie viel die Gilde der Gelehrten an Goethes Verharren in diesem Irrtum dadurch verschuldet hat, daß sie seinen früheren bedeutenden Entdeckungen hochmütige Ablehnung entgegengesetzt hatte — auch ohne diesen Widerstand würde Goethe schwerlich geneigt gewesen sein, auf die ihm gemäße Anschauungsweise zu Gunsten einer Naturbeobachtung, für die er ein für allemal kein Organ hatte, zu verzichten und es wäre wohl bei dem Bilde von dem ewigen Wechsel wissenschaftlicher Anschauungen geblieben.

Wie eng ihm das Studium der Natur- und Menschenwelt zusammenhing, hat Goethe selbst in seinem Bericht über die Geschichte seines Gedankens der Pflanzenmetamorphose ausgesprochen.[1]) Erkenntnis der Kunst-Natur-Kultur in ihrem Wesen sind hier auf einer Linie als Resultate der italienischen Reise nebeneinander genannt, und der Schrift über den römischen Karneval wird ihre sehr wichtige Stelle in der Geschichte objektiver Völkerbeschreibung richtig zugewiesen. Methodisch ist sie denn auch mit der über die Metamorphose der Pflanzen dadurch nahe verwandt, daß die zu Grunde liegenden Ideen, aus denen die neue Anschauung entstanden ist, durchaus verschwiegen werden, so daß der Leser auch die Folgerungen selbst zu ziehen suchen mußte — wie schon der Mißerfolg der botanischen Schrift zeigte, eine zu hohe Anforderung an seine Zeitgenossen.

Leider sind Goethes weitere Pläne für die Kulturgeschichte so wenig zur Ausführung gekommen, wie die für die Botanik. Für einen Versuch, das Italien seiner Zeit zu begreifen, hatte er bei der Vorbereitung zur dritten italienischen Reise umfangreiches Material gesammelt und Schemata von musterhafter Brauchbarkeit aufgestellt[2]) (1797); doch die Reise kam nicht zustande. Daß man eine Kultur nur aus der Gesamtanschauung eines Volkes, seines Werdens, seiner Umgebung, seiner äußeren Lebensbedingungen und seiner charakterischen Eigenschaften begreifen könne, war eine der zweiten Hälfte das 18. Jahrhunderts keineswegs mehr fremde Erkenntnis; aber Goethe hat darüber hinaus gesehen, daß auch diese einzelnen Faktoren sich gegenseitig bestimmen, und daß, um ein im 18. Jahrhundert besonders beliebtes Beispiel zu nennen, nicht nur der Boden, auf dem ein Volk wohnt, seinen Volkscharakter bestimmt, wie man gemeint hatte, sondern daß das Volk häufig aus freien Stücken gerade dieses seinen Bedürfnissen Genüge tuende Land gewählt haben wird,[3])

wodurch denn die Frage der gegenseitigen Beeinflussung sich natürlich unendlich kompliziert.

Die ungünstige politische Lage Europas hatte die italienische Reise verhindert und Goethes Plan vernichtet, auf den er dann natürlich nicht wieder zurückgekommen ist. Doch sollte sich ihm noch einmal Gelegenheit bieten, als Förderer eines historischen Unternehmens großen Stils aufzutreten. Ein italienischer Aristokrat, welcher an der die ganze Zeit beschäftigenden kulturgeschichtlichen Frage lebhaften Anteil nahm, händigte ihm eine nicht unbedeutende Summe ein, zum Zwecke einer Preisaufgabe über die beste Kulturgeschichte der Menschheit.[1]) Goethe trug den ihn lebhaft beschäftigenden Plan lange Zeit mit sich herum und suchte in einem ausführlichen Entwurf einen möglichen Weg für die ersprießliche Behandlung der Frage vorzuzeichnen.[2]) Ausgehend von einer Analyse des „Bestehenden im Menschen" sollte gezeigt werden, wie die allgemeine Entwicklung durch diese Eigenschaften gefördert und gehemmt wird. Goethe schlägt „die beiden Enden menschlicher Tätigkeit, Genuß und Streben, mit den dazwischen liegenden Zuständen Gewohnheit und Resignation" als mögliches, wenn auch nicht notwendiges Fundament vor, um auf ihnen die Ereignisse der Völker- und Einzelgeschichte nach einfachen Prinzipien aufzubauen. Man werde so „die Hauptphänomene der vorschreitenden, stillstehenden und zurückschreitenden Kultur" (auch hier wird also das Kreisschema ohne weiteres als gültig vorausgesetzt) wohl darstellen können.

Eine derartige Vereinfachung der geschichtlichen Betrachtungsweise — die Goethe den Klassizisten in bemerkenswertem Gegensatz zu Herder zeigt — so wenig sie der unendlichen Mannigfaltigkeit der Geschichte gerecht geworden wäre, hätte doch zu fruchtbaren geschichts-theoretischen Erörterungen führen müssen. Es ist daher sehr bedauerlich, daß Goethe, mit anderen Arbeiten

beschäftigt, gleichzeitig bemüht, den Stil der bildenden und der dramatischen Kunst in gleichem Sinn zu simplifizieren und zu helleniſieren, die historische Arbeit liegen ließ; weil er die neue Arbeitslast nicht hätte bewältigen können, gewiß aber auch, weil er sich bei der Betrachtung historischer Vorgänge doch niemals recht wohl fühlte, während die Frage der Zuständigkeit des Preisrichter-Kollegiums oder die über den hypothetischen Ursprung des Menschengeschlechts schwerlich eine so bedeutende Rolle bei der schließlichen Ablehnung gespielt hat, wie er später glaubte.[1])

Denn der immer wiederkehrende Refrain bei Goethes historischen Betrachtungen ist doch die Anschauung, die er einmal vertraulich zu Knebel über das Reformationszeitalter äußerte:[2]) An der ganzen Sache sei nichts interessant, als Luthers Charakter. „Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt", eine Äußerung, die genau zu der 30 Jahre älteren, Frau von Stein gegenüber gefallenen Behauptung stimmt:[3]) „Die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen".

Goethe blieb bei dieser Meinung, obwohl er den Fortschritten der Geschichtswissenschaft aufmerksam folgte, und sich keineswegs auf Grund seiner Überzeugung von der schließlichen Ergebnislosigkeit von historischer Lektüre dispensierte; von Gibbon bis Guizot ist ihm kaum ein bedeutendes Werk der zeitgenössischen Historiker entgangen,[4]) und selbst Veraltetes oder unbedeutendes Neue nahm er gelegentlich zur Hand. Er erlebte ja auch noch die große Entwicklung der deutschen Historiographie, und die ersten Glanzleistungen der in Wahrheit doch so jungen Wissenschaft — Raumers Hohenstaufen, Niebuhrs römische Geschichte, — entlockten ihm vorübergehend Ausdrücke bewundernder Anerkennung.

Aber er war immer bald wieder bei der alten Meinung angelangt, und höchstens schrieb er es der Kunst des Historikers zu, wenn „der Unsinn des Weltwesens einige Vernunft zu gewinnen" schien.

Ein Grund dieser dauernden Mißbilligung liegt in Goethes Schätzung der hervorragenden Individualität, die so weit ging, daß ihm an Niebuhrs monumentalem Werk die Persönlichkeit des Verfassers das Interessanteste zu sein schien: eine Äußerung, die er allerdings später einzuschränken für gut fand.[1]) Die Entwicklung der Kunst, in geringerem Grade auch die der Wissenschaft wurde von Persönlichkeiten getragen, die durch Pflege ihrer Fähigkeiten sich zur Klarheit des Willens gebildet hatten. In der Geschichte herrschen dagegen die primitiven Instinkte der großen Masse, da ein jeder freiwillig oder unfreiwillig mithandelt. Dieses blinde Triebleben nun war ihm in tiefster Seele verhaßt: „Nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln, und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen" hat er sich selbst charakterisierend einmal gesagt.[2]) Und diese widerwärtige Lebensform fand er in der Weltgeschichte verkörpert.

Bedeutung kommt in dem ganzen Wirrsal also nur den großen Persönlichkeiten zu, „sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unseren Augen einen so hohen Wert geben" hat er von der französischen Revolution ausgesprochen,[3]) in schärfstem Gegensatz also zu jeglicher Form materialistischer Geschichtsauffassung, für die man ihn trotz seiner Anerkennung der realen Basen allen Geschehens niemals in Anspruch nehmen darf. In diesem Punkt begegnet sich das psychologische Interesse des Dichters mit der Theorie des Geschichtsbetrachters, und er hat sich ja im Anfang seines Weimarer Aufenthaltes für den Gedanken gewinnen lassen, die Biographie

eines Kriegshelden des 30jährigen Krieges, des Herzogs Bernhard, zu unternehmen. Sie hätte ihn aber doch wohl für seinen Geschmack zu tief in die Wirrnisse der Welthändel hineingeführt,[1]) und da sie auch sonst der ersten Anforderung, die er an das Leben vor allem des Politikers stellte,[2]) daß es nämlich Resultate gäbe, nicht genügte, so ließ er sie nach ernsten Anfängen im Studium der Urkunden bald liegen, nachdem er sich vorübergehend mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, nur den ersten biographischen Band fertig zu stellen, um den zweiten, den Zeitverhältnissen gewidmeten, der ihm in historischem Sinn notwendig zu sein schien, unausgeführt zu lassen, da er der „jammervollen Iliade" des 30jährigen Krieges kein Interesse abgewinnen konnte.

Seinen biographischen Neigungen bot freilich die historische Literatur des Jahrhunderts kaum Nahrung, wiewohl wir ihn von Jugend auf eifrig mit der Lektüre von Lebensbeschreibungen beschäftigt finden. Voltaires Karl XII. stellte wenigstens einen Charakter mit Glück auf, so viel auch sonst gegen das mit souveräner Verachtung aller eigentlich historischen Arbeit hingeworfene Werk einzuwenden sein mochte — darüber hinaus sah es aber in der biographischen Literatur trostlos genug aus, und Goethe hielt sich mit gutem Recht, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, an seinen Plutarch (oder auch an Sueton),[3]) die er freilich nicht nur mit den Augen des Historikers las; denn der langen Reihe von Gründen, die ihn zur Ablehnung der Geschichte veranlaßten, ist noch der eine hinzuzufügen, der auf seiner bekannten Anschauung beruhte, daß auch die Wissenschaft in letzter Linie die Aufgabe habe, unsere Existenz zu befördern. Goethe war gelegentlich so weit gegangen, eine Wahrheit, die diesem Postulat nicht entsprechen wollte, auch in der Naturwissenschaft als überflüssig zu bezeichnen; wenn er natürlich im Ganzen auch

anerkannte, daß nur das Wahre diesem Zwecke voll genügen könne. — Wie stand es nun aber mit der Geschichte, in der man nach seiner festen Überzeugung das Wahre schließlich doch nicht mit voller Sicherheit zu erkennen vermochte, da der Historiker doch immer nur seine Überzeugung vortrug,[1]) trotz aller scharfsinnigen Kritik, die wohl einzureißen, nicht aber neue Tatsachen ans Licht zu fördern befähigt schien?

So erkannte er denn mit Plutarch den ethischen Wert der Biographie bereitwillig an,[2]) und konnte sich recht abfällig über die zerstörenden Wirkungen der neuen kritischen Richtung äußern, wenn sie sich an bedeutende Ereignisse oder an Personen von vorbildlichem Werte, etwa an Lukretia oder Mucius Scaevola wagte:[3]) „Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit? und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben". Hier verwischen sich die Grenzen von poetischer und historischer Wahrheit denn doch schon bedenklich; aber Goethe ging gelegentlich in dieser Überzeugung praktisch noch weiter, so daß er selbst da nicht berichtigte, wo er dazu im Stande gewesen wäre:[4]) „Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es tut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen". Ein ander Mal bittet er Zelter,[5]) dem jungen Mendelssohn, um ihn nicht aus seinen Illusionen zu reißen, ja nicht zu verraten, daß „der Wanderer" schon vor der italienischen Reise geschrieben sei — wobei er freilich vergaß, daß die Tatsache schon in „Dichtung und Wahrheit" stand.

Die Abneigung Goethes gegen die Zweifelsucht — einer damals in steter Zunahme sich geradezu zur Zeitkrankheit entwickelnden

Gedankenrichtung — wurzelt in dem Schöpferischen seiner Persönlichkeit, sie durchzieht seine Lebensarbeit und schon der Werther-Dichter zitiert abfällig [1]) „ein hageres, kränkliches Tier“ von Pfarrersfrau, die „sich in die Untersuchung des Kanons meliert“. Die Stellungnahme des Führers der jungen Literaturbewegung ist denn auch kaum je, trotz der schärfsten Gegensätze, eigentlich kritisch gewesen und selbst der Kampf wird unter seinen Händen produktiv: die lustigen Farcen und Satiren, die seine Gegner treffen wollen, werden zu selbständigen Kunstwerken, die oft so hoch über ihren nächsten Zweck hinauswachsen, daß die Erklärer die größten Schwierigkeiten haben, die ursprünglichen Beziehungen auf bestimmte Personen und Verhältnisse nachzuweisen.

Eine Grenze hatte diese konservative Gesinnung gegenüber der Überlieferung denn doch, das war die gesicherte Wahrheit. Ein Mann, der geschrieben hat: [2]) „das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe“, wollte natürlich nicht aus praktischen Gründen irgend welcher Art dem Irrtum gegen unzweifelhafte Tatsachen zum Siege verhelfen. Wenn er gerade in der Geschichte die Kritik besonders stark beschränkte, so lag das an seiner Überzeugung, daß hier überhaupt nur wenig wertvolle Wahrheit gewinnbar sei. Wo er aber diese Bedingung erfüllt sah, stand er nicht an, rückhaltslos zuzustimmen: [3]) „Dagegen freut mich, nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein direkter Angriff auf eine usurpierte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten — denn sie schadet einem düsteren dummen Volk nicht, das ohne sie noch übler wäre daran gewesen —; aber zuletzt, wenn das Wahre notwendig wird, um uns das entschieden Nutzende zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur aufs Genauste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt“. Und das ist seine abschließende Meinung gewesen.

Wie vertrug ſich nun aber ſeine Lebensbejahung mit dem entſchiedenen Zweifel an dem Fortſchreiten der Menſchheit, einem Glauben, der das eigentliche Lebenselement des Optimismus zu ſein ſcheint? Goethe bedurfte dieſer Denkweiſe nicht. Er fand Glück und Befriedigung in der Betrachtung des ewigen Wechſels der Naturerſcheinung, in der fröhlichen Zuverſicht, daß die Natur, wenn auch nicht beſſere Individualitäten, ſo doch ewig andere, neue und erfreuliche hervorbringen werde; und dieſe Überzeugung mußte der Erkenntnis genügen.[1]) Alle weiteren Meinungen über den Weltenlauf gehören der Sphäre des Glaubens an.

Goethes Verhältnis zur Geſchichte wurde deshalb ausführlicher dargelegt, weil es zunächſt einer Seite ſeines Weſens durchaus zu widerſprechen ſcheint. Er hat häufig verſichert, daß der genetiſche Weg, das Begreifen der Dinge durch Betrachtung ihres Entſtehens und Werdens, der ihm gemäße ſei,[2]) faſt noch häufiger, daß er der einzige ſei, der Natur wie der Kunſt überhaupt beizukommen.[3]) Und er hat praktiſch ſtets ſo gehandelt. Nicht nur gewann er durch dieſe Methode der Natur die beſten Reſultate ſeiner Forſchung ab, er bindet ſich auch in einfachen Angelegenheiten des Lebens gern an die hiſtoriſche Darſtellungsform, pflegt ſeine Anſichten nicht ſelten biographiſch zu erläutern,[4]) ſowie ſeine Vorſchläge als Staatsmann aus der Geſchichte der Fragen heraus zu motivieren,[5]) obwohl er wußte, daß dieſe Anſchauungsweiſe der des Großherzogs keineswegs entſprach.[6]) So hat er denn die Pflicht hiſtoriſcher Kenntniſſe auf den politiſchen Fachmann beſchränkt. Daraus folgte die Notwendigkeit für die übrigen Berufe, in der Geſchichte des ihren Beſcheid zu wiſſen. Dabei bot ſich für den Künſtler jeder Art die Annehmlichkeit, daß hier die Entwicklung faſt ausſchließlich von Perſönlichkeiten und nicht

vom großen Haufen getragen wurde, wodurch ſie an Wert, Intereſſe und Kontinuität unvergleichlich gewann.

So hatte der Dichter den genetiſchen Weg literariſch längſt bevorzugt. Dieſe Betrachtungsweiſe hat ihn zum eigentlichen Schöpfer des Bildungsromanes gemacht und ihn im Fauſt das Drama des ſtrebenden Menſchen ſchreiben laſſen. Es war eine ſelbſtverſtändliche Konſequenz, daß er der Theorie der Farbenlehre einen hiſtoriſchen Teil anſchloß, der die erſte Wiſſenſchaftsgeſchichte großen Stils enthielt, und auch heute noch als unübertroffen gelten kann. Die ſich jederzeit dem Weſen der Epoche anpaſſenden, wechſelnden Einleitungen der größeren Abſchnitte halten den Zuſammenhang mit den anderen Wiſſenſchaftsgebieten und der Theorie der Geſchichte aufrecht; über der Entwicklung der Gedanken werden nirgends die ſchaffenden Perſönlichkeiten vernachläſſigt, und die Aufgabe, das Notwendige in der Entwicklungsgeſchichte mit dem Willkürlichen und Zufälligen ins Verhältnis zu ſetzen, iſt an einem praktiſchen Beiſpiel vorbildlich gelöſt.

Nicht anders ſuchte er ſeine kunſtgeſchichtlichen Studien auf hiſtoriſchem Unterbau zu fundieren, deſſen Ausführung er allerdings zumeiſt dem der Aufgabe keineswegs gewachſenen Freund Meyer überließ. Nicht anders hielt er es in der Literaturgeſchichte, für deren Bedingungen er früh ſelbſtändige Geſichtspunkte fand. Wir werden ſchwerlich fehl gehen, wenn wir annehmen, daß ſein „Geſpräch über die deutſche Literatur“ (Jan. 1781), das ſich gegen Friedrich den Großen richtete, hiſtoriſch erklärend und nicht dogmatiſch urteilend abgefaßt geweſen ſein wird, denn wo er ſpäter eingehender auf literariſche Fragen zu ſprechen kommt, befolgt er durchgängig dieſe Methode. Er mußte dabei unabhängig vorgehen. Um die Literaturgeſchichte ſtand es im 18. Jahrhundert noch unvergleichlich ſchlimmer, als um die

Geſamtgeſchichte. Man kannte immer noch nur die zwei ſchon im Altertum geübten Weiſen, entweder Geſchichten der Gattungen zu verſuchen, oder Biographien nach Geburtsjahren (oder etwas hiſtoriſcher nach „Blütezeiten") an einander zu reihen; daß die eigentliche Aufgabe aller Literaturgeſchichte die Darſtellung des geheimnisvollen Zuſammenfließens des Überlieferten und der Perſon des Dichters ſei, ſcheint man noch nicht einmal geahnt zu haben; Anſätze ſolcher Betrachtungen fanden ſich höchſtens in der Religionsgeſchichte und in der weltumſpannenden geſchichtlichen Anſchauung Herders, deſſen Standpunkt, die Literatur als Ausfluß des geſamten Volksgeiſtes zu betrachten, doch ſchon begonnen hatte, auch für die eigentliche Literaturgeſchichte fruchtbar zu werden. Herder ſelbſt hat erſt ſpät verſucht, den weitausgreifenden Plan einer weltliterariſchen Überſicht zu verwirklichen: im 7. und 8. Humanitätsbrief (Herbſt 1795 bis Anfang 1796 niedergeſchrieben) gibt er fragmentariſch, was er längſt geplant hat. Die alten großen Geſichtspunkte ſind geblieben, und auch der moderne Literarhiſtoriker kann von der intuitiven Sicherheit in der Erkenntnis hiſtoriſcher Zuſammenhänge noch lernen — aber die Perſon des Schilderers iſt klein geworden. Mürriſch und mit der Entwicklung der neuen Zeit unzufrieden, erreichte er es, Goethe und Schiller durch ſchielendes Lob und krittelndes Beſſerwiſſen gründlich zu verärgern;[1]) da wo Goethes genauere Kenntnis der deutſchen Literatur einſetzte, begannen die Urteile des Jugendgenoſſen völlig zu verſagen. In die gleichen Jahre fallen die grundlegenden Arbeiten der Brüder Schlegel, die natürlich ebenfalls in engem Zuſammenhang mit Ideen, die von Herder ausgehen, ſtanden — doch iſt Goethe allen den Genannten voraus geweſen,[2]) denn ſchon im Frühjahr 1795 hatte er einen Plan veröffentlicht, einmal „die Geſchichte der Ausbildung unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt,

dem Publikum vorzulegen“ und damit eine Literaturgeſchichte der modernen Zeit verſprochen, die gewiß auch in wohltätigem Gegenſatz zu Schillers dogmatiſcher Betrachtungsweiſe geſtanden hätte. Der gleiche Aufſatz enthielt ſchon eine Bitte um ſelbſtbiographiſches Material zur Löſung einer Aufgabe, auf deren Bearbeitung denn doch der vielbeſchäftigte und mehr planende Dichter verzichten mußte.

Doch hat er wenige Jahre ſpäter auf dem Gebiete der franzöſiſchen Literatur die verwandte, faſt noch ſchwierigere Aufgabe der Erläuterung von Diderots Dialog „Rameaus Neffe“ ohne Schwierigkeit gelöſt. Die einzelnen Schriftſteller werden individuell charakteriſiert, doch in ſolcher Weiſe, daß Freunde und Gegner deutlich hervortreten und ein Geſamtbild der Zeit ſich im Hintergrund der Darſtellung von ſelbſt aufbaut. Die Atmoſphäre, in der jene franzöſiſchen Literaten lebten und atmeten, iſt in dem umfangreichen Abſchnitt „Geſchmack“ dargeſtellt und dadurch, daß Voltaire als Repräſentant, ja als Prototyp des franzöſiſchen Schriftſtellers geſchildert iſt, iſt für die Nation wie für den Einzelnen ein Maßſtab geſchaffen. Freilich hat Goethe eine Form gewählt, die ihm Freiheit in der Behandlung ließ, und es ſei nur im Vorübergehen darauf hingewieſen, daß Rouſſeau, ſo nahe ſeine Erwähnung gelegen hätte, unter den Genannten fehlt.

Es iſt ſonach begreiflich, daß der Dichter mit Intereſſe einer deutſchen Literaturgeſchichte, die den Namen wirlich verdiente, entgegenſah.[1]) „Sie werden ſich ein Verdienſt um die Nation erwerben, wenn Sie mitwirken, daß wir eine Geſchichte unſerer Poeſie und poetiſchen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geiſtreich erhalten,“ ſchrieb er in der Rezenſion von „des Knaben Wunderhorn“ im Januar 1806 von den beiden Herausgebern. Er ſollte das Erſcheinen der erſten wiſſenſchaftlichen

Literaturgeſchichte freilich nicht mehr erleben und ließ ſich alſo an Wachlers 1818 erſchienenem Handbuch, das wir oft in ſeinen Händen ſehen,[1]) genügen.

Goethe waren die Vorbedingungen einer Arbeit, wie er ſie von der Zukunft erhoffte, ſehr wohl bekannt, und er hatte, — wohl von den klaſſiſchen Studien und den Freunden Wolf und Riemer her — Geſchmack an philologiſcher Arbeit. Er forderte kritiſche Ausgaben auch für deutſche Schriftſteller der neueren Zeit,[2]) wie Wieland, deſſen Bedeutung für die Sprachgeſchichte er ſo hoch einſchätzte, daß er ihn mit vollſtändigem kritiſchen Apparat zur Entwicklungsgeſchichte des Textes herausgegeben ſehen wollte — ein Wunſch, der jetzt erſt ſeiner Erfüllung entgegengeht. Seine Vorſchläge zum[3]) „Pfingſtmontag“ und zu einer ihn lebhaft intereſſierenden Hamann-Ausgabe[4]) zeigen ihn mit Forderungen wohl vertraut, die ebenſo erſt eine ſpätere Zeit zu verwirklichen im Stande ſein konnte. In der Unterſuchung einzelner Werke ſchreitet er durchaus den modernen Literar-Hiſtorikern voran, ob er nun die beiden Hamlet[5]) oder Lear[6]) vergleicht, Calderons Tochter der Luft analyſiert,[7]) die Entſtehung von Diderots Dialog zu ergründen verſucht,[8]) oder für Dorothea Schlegels Roman eine Stammtafel aufzuſtellen ſich vermißt.[9])

Er iſt auch durchaus nicht der Meinung, daß ein jedes Werk als ſolches zu wirken im Stande ſein müſſe; zu wahrem Verſtändnis gehört ihm das Begreifen der hiſtoriſchen Bedingungen und in ausgeſprochenem Gegenſatz zu modernen Äſtheten wünſcht er ſich einen Shakeſpeare[10]) mit Einführung in die einzelnen Stücke, eine Einleitung in die Nibelungen,[11]) für die er nach älteren Vorarbeiten ſpäter ſelbſt eine Skizze anfertigt, ſchließlich hiſtoriſches Verſtändnis für Platons Jon,[12]) um nur wenige bezeichnende Beiſpiele aus einer Fülle von Anregungen dieſer Art zu nennen.

Einer größeren Geſchichte müſſen Teilbearbeitungen vorausgehen; auch hierin hat Goethe ſich um Förderung bisher vernachläſſigter Epochen bemüht, und die Wichtigkeit einer Geſchichte der lateiniſchen Dichtung auf deutſchem Boden für die Erkenntnis der deutſchen Literatur nachdrücklich betont,[1]) ohne daß doch die Aufgabe heute als in ſeinem Sinn gelöſt gelten könnte; unmittelbar angeſchloſſen iſt daran ein Hinweis auf die Bedeutung der Geſchichte der Operntexte, den er mit einer kurzen Skizze der Entwicklung begleitet.[2])

Einmal hat ſich der Dichter ja auch an einer größeren literarhiſtoriſchen Aufgabe verſucht, als er die Noten und Abhandlungen zum weſtöſtlichen Divan zu einer Skizze der geſamten orientaliſchen Literatur ausbaute, weit hinausſchreitend über die Einſichten, die bisher Herderiſches Einfühlen in fremdes Empfindungsleben den Deutſchen vermittelt hatte. Es ſind zwar nur ſkizzenhafte Hinweiſe, die der Dichter gibt, weit mehr den Erläuterungen zum Cellini vergleichbar als etwa der Geſchichte der Farbenlehre, aber doch durch die geniale Problemſtellung und die Erkenntnis des Weſentlichen zahlreiche Erkenntniſſe der modernen Wiſſenſchaften vorwegnehmend und ſchon an Fragen rührend, die man kaum wieder aufzunehmen gewagt hat. Schriften dieſer Art wird es freilich ſchwer gemacht, ſich zu behaupten, da das einmal eröffnete Verſtändnis einer Epoche von den Nachfolgern als ſelbſtverſtändlich hingenommen wird, während ein Nachweis einer wahren Tatſache von ihr mit durch die Zeiten getragen wird.

Auch hier hat Goethe wie in allen Schriften ſeiner ſpäteren Zeit überaus ſorgfältig komponiert, womit ein Sichgehenlaſſen im einzelnen ſich wohl verträgt. Eine hiſtoriſche Skizze, welche die orientaliſche Poeſie aus den äußeren Bedingungen des Orients

erklärt, geht voran, bedeutungsvoll geſchloſſen durch das Stammbuchblatt eines modernen Perſers, das die unveränderliche Einheit öſtlicher Dichtung, die Zeit- und Geſchichtsloſigkeit des Orients — eine Hauptthese der ganzen Abhandlung — praktiſch vor Augen führt und von dem altteſtamentariſchen Eingangskapitel zur Gegenwart eine kühne Brücke über Jahrtauſende ſchlägt. Nachdem ſo der Orient in ſeinem ſpezifiſchen Charakter geſchildert iſt, ſtellen einige kurze Nachträge die Verbindung des öſtlichen mit dem geſamtmenſchlichen Weſen her, indem ein analoger Fall aus dem griechiſchen Altertum ſich von ſelbſt als Beweis darbietet, daß die politiſche Organiſation Aſiens, der Despotismus, der als einer der Hauptfaktoren in der Bildung des orientaliſchen Charakters nachgewieſen worden iſt, zu jeder Zeit und an jedem Orte ähnliche Folgen zeitigen würde.

Ein zweiter Teil ſucht den beſonderen Charakter der poetiſchen Formen des Oſtens, die der erſte hiſtoriſch und individuellbiographiſch begründet hatte, objektiv zu beſchreiben, wobei wiederum, diesmal durch eine geſchickte ſchalkhaft-ironiſche Wendung zu dem Lieblingsſchriftſteller der Zeit, zu Jean Paul, dem Leſer vor Augen geführt wird, wie wenig Veranlaſſung er eigentlich habe, ſich an dem befremdlichen Äußeren jener exotiſchen Dichtungen zu ſtoßen. Die Darſtellung orientaliſcher Poeſie iſt auf die Schilderung des Weſens aller Poeſie aufgebaut, deren Grundbedingungen entwickelt werden, ſo daß mit Heranziehung der im erſten Teil erörterten Bedingungen ſich ihre Form von ſelbſt ergibt, jene Form, deren Bedeutung ſo überwiegend iſt, weil allein auf ſie dem Dichter bewußte Einwirkung zuſteht, während er den Stoff von der Welt, den Gehalt aus der Fülle des eigenen Innern empfängt und empfangen muß.

Es folgen zwei Einlagen. Die erſte führt unter dem Titel „Künftiger Divan“ zu dem nächſten Zwecke des Anhangs zurück,

indem sie den Kreis, den der Dichter eigentlich ausfüllen wollte, umschreibt, die zweite bringt einen älteren Aufsatz über die Wüstenwanderung der Kinder Israel, dessen eigene Irrfahrten gelegentlich der Entstehungsgeschichte der Selbstbiographie zu erörtern sein werden, auf bequeme Art ins Publikum, wie das, nicht immer zur Bequemlichkeit der Leser, der alternde Dichter liebte. In diesem Fall war dies Verfahren ihm besonders willkommen, da er so von selbst auf die Bibel, das Grundbuch orientalischer Literatur zurücklenkte.

Auf den Divan als moderne Dichtung führt der Schluß der Noten, der aller der Männer gedenkt, die zunächst Europa, in zweiter Linie den Verfasser selbst mit dieser fremdartigen Welt bekannt gemacht haben und ganz am Ende erhält noch einmal die persische Gesandtschaft das Wort, um nachdrücklichst das unveränderte Fortleben der alten Formen dem Leser einzuprägen.

Hier, wie so oft, hat Goethe keine Detailausführung geben wollen — welch Fachgelehrter hätte in jener Zeit daran denken dürfen! — sondern nur Richtlinien; aber sie sind geeignet, auch heute noch grundlegend zu bleiben für jede wissenschaftliche Betrachtung fremder Literaturen, denn wenn Goethe auch nicht in der Lage war, selbst das Einzelne zu leisten, so ist er sich von Anfang an über die Bedingungen jedes zu Leistenden im Klaren gewesen:

Es dürfte kaum eine Forderung der philologisch-kritischen, der psychologischen, ästhetischen oder vergleichenden Literaturgeschichte zu nennen sein, die sich nicht schon aus Goethes Werken belegen ließe — trotzdem wäre es einseitig, nicht auch die abweichenden Äußerungen anzumerken, die Goethe, der Dichter, gelegentlich aussprach. Die starken Hemmungen, die alle kritische, analytische Tätigkeit dem eigentlich Schöpferischen im Menschen

bereitet, waren Goethe wohl bekannt:[1]) „Wenn man nach allen Seiten hin so bequem erfahren kann, was geschehen ist, vergißt man fast darüber, was geschehn sollte“ formuliert er einmal, bei Gelegenheit der Farbenlehre, seine Erfahrung. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt auch sein vielbestauntes Wort an Riemer seinen richtigen Sinn:[2]) „Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine Iphigenia aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben“.

Als Dichter hielt er sich also zersetzender Erkenntnis am liebsten fern, so daß er zu dem damals aktuellen Thema der griechischen Mythologie schreiben konnte:[3]) „Wir Nachpoeten müssen unserer Altvordern, Homers, Hesiods und anderer mehr Verlassenschaft als urkanonische Bücher verehren; als vom heiligen Geist eingegeben beugen wir uns vor ihnen, und unterstehen uns nicht, zu fragen, woher, noch wohin?“, und nicht weniger energisch über Herrmanns Schrift zum gleichen Fall an Boisserée:[4]) „Denn mir ist es ganz einerlei, ob die Hypothese philologisch-kritisch haltbar sei, genug, sie ist kritisch-hellenisch-patriotisch, und aus seiner Entwicklung und an derselben ist so unendlich viel zu lernen, als mir nicht leicht in so wenigen Blättern zu Nutzen gekommen ist“. Auch hier läßt sich die Schärfe des Tons aus ethischen Motiven ableiten, aus der Befürchtung nämlich, daß eine wissenschaftliche Theorie bildungsfeindlich wirken könne; und das genügte bei seinen grundsätzlichen Zweifeln über den Grad der historischen Wissenschaften erreichbaren Sicherheit, die auch für die Literaturgeschichte galten,[5]) das Bedenkliche abzulehnen.

Nach dieser Stellung erscheint es begreiflich, daß Goethe, der Schriftsteller und Psycholog, sich doch am liebsten an die Studien hielt, in denen er am meisten Wahrheit zu finden wußte,

an das Biographiſche, das auf künſtleriſch-literariſchem Gebiet noch den Vorteil bot, nicht in die widrigen Welthändel hineinzuführen, die ihm die Neigung an der politiſchen Biographie verdarben. In dem Anfang 1802 entſtandenen Aufſatz über die „Lyriſchen Gedichte von J. H. Voß“ hat er ein Muſter aufgeſtellt,[1]) wie man einen Schriftſteller aus ſeiner Individualität und ſeiner Zeit heraus begreifen ſoll und zwei Jahre ſpäter an gleicher Stelle den wackern Alemannen Hebel dem großen deutſchen Publikum nahezubringen geſucht.

Das konnte ihm unmöglich ſchwer werden, denn ſchon der Wilhelm Meiſter enthält die Charakteriſtik einer idealen Biographie, wie ſie ſie ſeine Zeitgenoſſen leider durchaus nicht zu geben verſtanden:[2]) Wilhelm Meiſter findet nämlich „die umſtändliche Geſchichte ſeines Lebens in großen ſcharfen Zügen geſchildert, weder einzelne Begebenheiten, noch beſchränkte Empfindungen verwirrten ſeinen Blick, ... und er ſah zum erſten Mal ſein Bild außer ſich, zwar nicht wie im Spiegel ein zweites Selbſt, ſondern wie im Porträt, ein anderes Selbſt....“ Die Forderungen, die er hier aufſtellt, wiederholt er ſpäter noch einmal Zelter gegenüber[3]) und den Kernpunkt aller biographiſchen Arbeit bezeichnet er im höchſten Alter bei Gelegenheit der Biographie der verſtorbenen Großherzogin mit der Forderung,[4]) es gälte: „De voir venir son caractère,“ „ſie herankommen zu ſehen“ wie er ſelbſt die Forderung überſetzt.

In einem Punkt hat er ſein biographiſches Ideal noch erweitert,[5]) indem er von ihm auch intereſſantes Detail fordert, das der Schilderung Leben, Farbe und Realität gibt, und damit erſt die volle Perſönlichkeit des Dargeſtellten ins wahre Licht zu ſetzen vermag.

Goethe hat mehrfach Gelegenheit genommen, ſeine tiefe Konzeption des Menſchen praktiſch als Biograph zu betätigen.

Daß er dabei die Lebensgeschichte herkömmlichen Stils unbeachtet ließ, bedarf keiner Erklärung. Das planlose Zusammenraffen von Tatsachen, Urteilen, Meinungen in einem pragmatisch-chronikalen Mischstil widerstrebte seiner künstlerischen Begabung ebenso, wie seiner wissenschaftlichen Überzeugung von der Einheit und Notwendigkeit allen Lebens. Ein einziges Werk genialen Wurfes deutete allerdings schon auf die Art vor, in der die neue Zeit die Geschichte ansehen wird, Voltaires „Jahrhundert Ludwigs XIV." (1751), nicht eigentlich eine Biographie, sondern eine Zustandsschilderung auf der Grundlage des Geistes einer ganzen Epoche, dabei aber doch ein Versuch, eine Persönlichkeit allseitig zu charakterisieren, und ihre Existenz auch in ihrer Umgebung zu begründen; darüber hinausschreitend hatte sich der geistreiche Franzose sogar bemüht, auch unabhängig von der Hauptperson die wichtigsten Tendenzen einer Zeit aufzufassen; das Ganze eine ungeheure Materialsammlung, in geistreicher, wenn auch abstrakter Form vorgetragen und auf ein logisches Ziel zugespitzt.

Goethe hat später gern hervorgehoben,[1]) was er Voltaire verdankte, auch durch den Kampf, den es ihm kostete, sich von den überwältigenden Einflüssen frei zu halten. Auf das Buch über Ludwig XIV. hat er dabei nirgends hingewiesen; mit Recht. Es fehlte eben Voltaire Goethes beste Erkenntnis des organischen Zusammenhanges des Geschehens. Er gliedert die Geschichte nach rationellen Gesichtspunkten, wie Linné die Pflanzen; es mangelt ihm gerade das, was Goethe sein innerstes Gefühl, und seine naturwissenschaftlichen Studien gegeben hatten, so daß er der äußerlich ähnlichen Form einen unendlich wertvolleren Gehalt verleihen konnte.

Wie er die Aufgabe anfaßte, lehrte schon der kleine Anhang zum „Leben Benvenuto Cellinis", in dem er mit leichter Hand

die Grundlinien einer Biographie seines Stils entwarf. Der Zusammenhang mit dem vorausgehenden Buche des Goldschmieds und Bildhauers ist eng; er will nur ergänzen, und da, wo der Verfasser sorglos Detail an Detail reiht, den inneren Zusammenhang zeigen. Deshalb wird Cellini zunächst seine Stelle innerhalb der Künstler seiner Zeit chronologisch angewiesen, sodann werden die wichtigsten Einflüsse hervorgehoben, indem die besondere künstlerische Veranlagerung des Florentiners aus dem vollständig Aufgezählten eine individuelle Auswahl trifft. Die technischen Bedingungen der Kunst, die er übt, werden erwähnt, der Boden, auf dem er sie realisieren muß, charakterisiert. Jetzt erst schildert Goethe die Persönlichkeit des Autors in menschlicher Beziehung und überblickt seinen „Ausgang", um so die Quellen, denen die Werke, die nun analysiert werden, entsprungen sind, vollzählig beisammen zu haben. Zwei Beispiele aus den anderen Schriften des Autors geben bezeichnende Belege und wichtige Lehren.

Was Goethe für den Bildhauer nur angedeutet hatte, wünschte er für seinen Lehrer, dem er die Fundamente seiner späteren Kunstanschauung verdankte, in umfangreicherer Darstellung auszuführen. Den Anlaß gab der Auftrag der Herzogin-Mutter Anna Amalia, eine Sammlung Winckelmannscher Briefe, die ihr zugekommen war, herauszugeben. Damit war er auch diesmal von einem wichtigen Teil der biographischen Aufgabe entlastet: die Einzelheiten eines großen Daseins fand er in diesen zwanglosen Herzensergießungen hinreichend ausgesprochen, ihm blieb nur übrig, den Rahmen dazu zu entwerfen. Er unternahm es, die Aufgabe im höchsten Sinne zu lösen.

Von dem Jugendglauben, alles Erforderliche selbst leisten zu können, war er längst zurückgekommen. Jene die Wanderjahre beherrschende Ansicht, daß ein jeder sich bemühen solle, sein eigenes Fach meisterlich zu treiben, damit alle Menschen zusammen eine vollkommene Menschheit ergeben mögen, die dort zu einer wirtschaftlichen Organisation geführt hat, ist hier schon im kleinen vorbereitet durch den Zusammenschluß dreier Fachmänner, die gemeinsam das Unternehmen zu bestmöglichster Vollendung zu führen sich bemüht zeigen; wie wir in Goethe auch sonst einen frühen und überzeugten Vertreter der Notwendigkeit der Organisation wissenschaftlicher Arbeit anzusprechen haben.[1])

Wie beim Cellini, handelt es sich im „Winkelmann" darum, Kräfte, aus deren Zusammenwirken seine Werke hervorgegangen sind, auseinander zu legen, und die Art ihres Zusammenspiels zu zeigen. Auch diesmal kommt es Goethe zunächst mehr auf die Resultate an, als auf die Persönlichkeit selbst (und als auf das in einem so vielseitigen Leben ohne Folgen Gebliebene), und nur für sie werden die Berechnungen — wenn es nach Goethes Vorgang gestattet ist, physische Vergleiche auf die psychische Welt zu übertragen — angestellt; das übrige wird als nebensächlich zurückgeschoben.

Das Schema ähnelt dem für Cellini angewendeten, nur werden die dort flüchtig angedeuteten Linien hier durch farbige Flächen ersetzt.

Meyer fiel bei der Arbeitsteilung natürlich die Ausführung des kunsthistorischen Hintergrundes zu, der ausdrücklich ohne nähere Beziehung zu Winckelmanns Streben entworfen wurde: alles was sich ergab, sollte sich von selbst ergeben; die ganze Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts wurde mit einer ausführlichen Einleitung über die vorangehenden Zeiten dem Leser vorgelegt,

und ihm also eine Nebeneinanderstellung dessen geboten, was späterhin nach seiner verschiedenartigen Bedeutung für die dargestellte Persönlichkeit bewertet werden wird. Auch die abschließende Beurteilung der Leistungen Winckelmanns hat Goethe an Autoritäten abgegeben: Meyer erhielt den Auftrag das künstlerische, F. A. Wolf den leichteren, das wissenschaftliche Fazit seiner Bestrebungen zu ziehen;[1]) beide sollten, um nichts, was zum vollen Verständnis erforderlich schien, zu versäumen, auch für ihre Abschnitte die genetische Form wählen, und so die großen Kategorien, die das Goethesche Hauptstück umschrieb, mit materiellem Gehalt füllen helfen.

Denn der Dichter hatte sich den schwierigsten Teil der Arbeit vorbehalten: die Darstellung des „eigentlichen Wesens" Winckelmanns und seiner Entwicklung. Die Einleitung versichert, daß er ursprünglich mehr, also wohl einen, in Zusammenhang gebrachten, fortlaufenden Text zu liefern beabsichtigt habe — vielleicht sollte der Vorbehalt aber auch nur die ungewohnte Form entschuldigen, die auch der Titel „Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns" zu rechtfertigen unternimmt. Gewarnt durch die schwere Krankheit des Winters 1804—5 und durch des Freundes Schiller ewiges Kränkeln, das ja bald darauf zu der lange gefürchteten Katastrophe führen sollte, gab er dann das Vollendete heraus, das ja auch inhaltlich als abgeschlossen gelten konnte.

Unter bezeichnenden Schlagworten als Überschrift werden hier die Faktoren der Winckelmannschen Existenz aufgezählt. Ein kurzer Abschnitt „Eintritt" orientiert über die Enge der Verhältnisse, aus denen der Gelehrte hervorgegangen ist, und dient den beiden nächsten zur Folie, die sich mit dem Urphänomen der Persönlichkeit beschäftigen, indem sie die Grundlagen seines Charakters zeichnen, das unveränderlich in ihm — trotz aller

Hindernisse der äußeren Welt — Wirkende und Leben Schaffende; also: „Antikes“ und „Heidnisches“ in ihm werden als die Elemente seiner Psyche genannt. Es folgen die zwei Impulse, die ihn über sich selbst hinausführen: „Freundschaft“ und „Liebe zur Schönheit“.

Das bisher Behandelte umfaßt die subjektiven Tendenzen. Eine zweite Gruppe von Paragraphen beschäftigt sich mit den zeitlichen Bedingungen, in die er eintrat, und die, wie Goethe es genannt hat, das „Was, wo nicht das Wie“ seines Lebens determinieren; zu ihnen leitet der „Katholizismus“ über, der einen auffallenden Schritt Winckelmanns psychologisch rechtfertigend, gleichzeitig die erste der Bedingungen enthält, ohne die sich ihm das Leben nicht eröffnet hätte; eine Hemmung also des Lebens, die allerdings reichlich aufgewogen wird durch die Reihe von Förderungen, die zu einem Teil die Zeit und zum andern seine Neigung von selbst boten: „Gewahrwerden griechischer Kunst“, „Rom“, „Mengs“, die ihm schließlich noch sein besonderes Glück zuführte: „Kardinal Albani“, „Glücksfälle“; zwischen beide Gruppen schiebt sich als Übergang eine Motivierung, warum sich gerade ihm die Häuser der kirchlichen Würdenträger auftaten, und damit die Möglichkeit eines günstigen Geschickes eröffnete: „Literarisches Metier“.

Nun kommen die Produkte dieser geistigen Konstellation zur Besprechung; eine allgemeine Charakteristik der „Unternommenen Schriften“ leitet die Gruppe ein, angeschlossen ist die Darstellung seines Verhältnisses zu den wichtigsten geistigen Strömungen seiner Zeit auf benachbarten Gebieten „Philosophie“ und „Poesie“; die Versicherung seiner strengen Selbstkritik entschuldigt das Veraltete mancher Werke: „Erlangte Einsicht“; zum Beschluß zeigt das Kapitel „Spätere Werke“ den Schriftsteller auf der Höhe seines Wirkens.

Ein besonderer Abschnitt „Papst“ stellt symbolisch die Vertreter zweier Geistesmächte zusammen. Erst nach Erledigung all dieser wichtigsten Punkte bietet sich eine schickliche Gelegenheit, die Neugier der Leser nach der alltäglichen Persönlichkeit des Helden zu befriedigen, da der Wunsch, den bedeutenden Mann in seinen gewöhnlichen Verhältnissen kennen zu lernen, eine relative Berechtigung besitzt, und sie durch das „Allgemeine“ seines Wesens, das der Anfang gegeben hatte, noch nicht genügend zum Ausdruck gekommen war. „So wird das mehr Besondere, hier wohl gegen Ende seinen Platz verdienen“, meint Goethe. „Charakter“, „Gesellschaft“, „Freunde“, „Welt“, „Unruhe“ sind diesem besonders gewidmet: Am Anfang und Ende kurze Analysen seines Wesens, eine Schilderung seines Verhältnisses zur Umgebung einschließend; die kunstvolle Gruppierung ermöglicht den passenden Übergang zum letzten Abschnitt dadurch, daß sie die erschütternden Umstände des „Hingangs“ erhellt.

„Winkelmann und sein Jahrhundert“ hat in der Geschichte der Biographie Epoche gemacht, da es die wichtigen methodischen Fragen sowohl stellte, als auch an einem praktischen Beispiel löste. Es hat auf Grund einer neuen psychologischen Lebensanschauung ein Menschendasein aus einem Punkte heraus zu entwickeln versucht, darin, aber auch nur darin, Augustins Bekenntnissen verwandt. Goethe ging, im Gegensatz zu allen bisherigen Biographen, nicht von dem Material aus, das ihm zufällig vorlag, sondern von bestimmten Forderungen, die er an die Biographie stellte, und von denen er nicht abwich. Diese Postulate folgten aus seinen Ansichten über das Menschenleben überhaupt und aus der Gesamtanschauung, die er sich über Winckelmann gebildet hatte; nach ihnen disponierte er das Material und ließ liegen, was überschüssig war, aber auch, was sich nicht fügen wollte: die Beseitigung der kleinen Abweichungen zugunsten der

großen freien Linien gehören der Epoche seines Klassizismus an, deren letzte reine Manifestation dieses Buch gewesen ist; die Auffassung des Menschenlebens als notwendigen Resultates von Anlage, Wirkung auf die Außenwelt und Gegenwirkung dieser, und als in dieser Notwendigkeit erfaßbarer Prozeß ist in seinem Wesen begründet und gehört deshalb allen Epochen seines Lebens an.

Es sollte nicht allzu lange währen, bis sich ihm eine neue biographische Aufgabe bot. Philipp Hackert, ein Genosse der glücklichen italienischen Tage, der sich als Maler zu Ansehen und Wohlhabenheit mehr als zur Größe emporgearbeitet hatte, meinte nicht besser für sein Andenken sorgen zu können, als dadurch, daß er dem großen Freunde und Biographen Winckelmanns seine autobiographischen Aufzeichnungen testamentarisch zur Veröffentlichung hinterließ. Goethe unterzog sich mit rührender Treue der beschwerlichen Pflicht, und ließ es sogar auf einen Streit mit den Erben ankommen, wenn er auch natürlich wußte, daß er den tüchtigen Vedutenmaler nicht auf einem Fuße mit dem großen Kunstreformator behandeln konnte. Er beschränkte sich (1810 zu 1811) auf eine textliche Revision und eine Paragraphierung des Manuskriptes, und ließ Nachwort und Charakteristik von dem allzeit willigen Meyer anfertigen.

Daß er mit Recht nicht daran dachte, sich um des unverdienten Ruhmes eines mittelmäßigen Künstlers willen in literarische Unkosten zu stürzen, bewies er durch die Einlage eines dürftigen sizilischen Reisetagebuches eines englischen Begleiters Hackerts, dem er ja aus eigenen Schätzen sehr gut hätte aufhelfen können; aber schon beschäftigen ihn andere Pläne:[1]) „Die

Ereigniſſe, die ich in jener Zeit in Hackerts Gegenwart oder doch in ſeiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Urſache, mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen andern tue, nicht für mich ſelbſt zu leiſten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühſte Lebensgeſchichte."

Selbstanalyse.

Das, was allen, die sich bemüht haben, Goethes Wesen in Worte zu fassen, als das Wichtigste erschien, ist das reinmenschliche, allgemein gültige seiner Erscheinung. Nicht, daß ihm ausgeprägte individuelle Züge fehlten; aber sie scheinen so glücklich ins Gleichgewicht gesetzt, daß seine künstlerische wissenschaftliche, staatsmännische Bedeutung gleichmäßig auf dem einen Mittelpunkt seiner Persönlichkeit ruht, und sich aus ihr allseitig entfaltet. Deshalb mangelt ihm jenes Forcierte, und Bizarre völlig, das einseitiger entwickelten Charakteren, auch den größten, unvermeidlich anhaftet: er ist der wahrhaft Gesunde.

Er war für das Leben geboren und alle seine Absichten sind auf das Leben gerichtet. Die Gegenwart und die Zukunft sind das Feld, das dem Menschen zu bebauen zugewiesen ist; das unwiderbringlich Vergangene liegt hinter ihm; so weit es nicht vorbildlich oder lehrend auf die Gegenwart wirken kann, hat es keinerlei Anspruch auf Beachtung. Das ist ein Grundzug des Goetheschen Wesens und des Goetheschen Lebenstypus, und mit dieser Seite weist der Dichter und Mensch über das 18. Jahrhundert hinaus. Denn wenn man von einer Aufgabe des Jahrhunderts sprechen darf, so war es die des Seinigen, den Menschen auf sich

selbst zurückzuführen und die aus den Fesseln der Konvention befreite Kultur aus dem eigenen Innern neu aufzubauen. Des frommen J. Spener „Pia desideria“ hatten zuerst in Deutschland (1675) die Gedanken und Wünsche einer neuen Zeit ausgesprochen auf dem einzigen Gebiet, das damals dem großen Kreise des deutschen Publikums zugänglich war, dem religiösen. Es handelt sich dabei um eine europäische Bewegung, die in den einzelnen Ländern dem Volkscharakter gemäß verschieden gefärbt, doch in paralleler Richtung verläuft. In England der deutschen gleichzeitig, nüchterner, äußerlicher, aber früher einheitlich organisiert, und durch die zahlreiche Bekenntnisschriftstellerei von Einfluß auch auf deutschem Boden; in Frankreich an die spanischen und italienischen neuen Mystiker angeknüpft und durch die staatliche Allgewalt ebenso wie durch den Panlogismus des französischen Geistes, dann durch Bossouets beides vereinigenden, unerbittlichen Widerstand niedergeworfen, aber doch in Fénélons schlichten tröstenden Schriften und Madame Guyons weiblich weichen allzu wortreichen Büchern weit über die Grenze des Landes hinaus Propaganda machend — so tritt auf internationaler Grundlage eine neue Lebensanschauung hervor, die sehr bald über den Zirkel der eigentlich religiösen Sphäre hinausgreift und das ganze Leben durchdringt.

Hatte man zunächst den Glauben vom äußerlichen Gottesdienst losgelöst und versucht die echt-christliche Forderung des persönlichen Verhältnisses zu Gott, und seine Besiegelung durch das religiöse Erlebnis zu verwirklichen, so möchte man nun auch das Verhältnis zur Gesellschaft, zu dem Untergebenen, zur Familie aus den Fesseln des Herkömmlichen lösen und auf das persönliche Gefühl stellen. Der Herrscher jeden Grades verwandelt sich in den Patriarchen, an die Stelle der Konvenienzehe als selbstverständlicher Grundlage der Familie tritt das Ideal der Liebesehe

an die Stelle der Familienautorität die Pietät, das Ideal des galanten Mannes wird ersetzt durch das des empfindenden — oder des empfindsamen wie man lieber sagt. Die Literatur folgt dem Leben und die französisierende Hofkunst wird abgelöst von jenen volkstümlicheren Richtungen, die in England in Addison und Richardson, in Frankreich im Abbé Prevost und Rousseau, in Deutschland in Klopstock und im jungen Wieland eine erste Blütezeit erleben.

Wer der Zeit genügen wollte, mußte sich in sein Selbst vertiefen, um sein Verhältnis zu Gott und zu seinem Nächsten zu erkennen und zu regeln, um seine Empfindungen zu verfeinern und sich dem ethischen Ideal des tugendhaften Menschen zu nähern. Die religiöse Selbstprüfung geht naturgemäß voran. Schon in den zwanziger Jahren saß im fernen Philadelphia Sonntags der junge Buchdrucker Franklin über seinen Tabellen, in denen er seine ethischen Vor- und Rückschritte zu registrieren unternommen hatte;[1]) die pietistischen Kreise tauschten allerwärts ihre Herzenserfahrungen, und eine zahlreiche Bekenntnisliteratur findet in Lavaters[2]) „Tagebuch eines Beobachters seiner Selbst" einen charakteristischen Vertreter, der gestattet, die grüblerische ununterbrochen mit dem eigenen Innern sich beschäftigende Denkungsart jener Zeit an einem klassischen Beispiel zu beobachten, während die weite Verbreitung der Gewohnheit solcher Selbstschau von dem gelehrten peinlich selbstquälerischen Haller[3]) bis zu Susanne von Klettenbergs liebenswürdigen Selbstbeobachtungen hin Zeugnis ablegt, daß alle Stände und alle Charaktere von dem neuen Geiste ergriffen waren. Was die religiös-gestimmte Natur zur Erkenntnis ihres Verhältnisses zu Gott anwandte, soll dem weltlicher gesinnten zur Vertiefung und Ausbildung der eigenen Persönlichkeit dienen. Der Briefwechsel des Brautpaares Wilhelm und Karoline von Humboldt läßt uns jetzt in einen Kreis zu solcher Selbstbildung

verbundener Freunde ſchauen[1]) und beweiſt am klarſten, wie verſchiedenartige Elemente ſich hier vorübergehend in dem Kultus eines Zeitideals zuſammenſchloſſen. Alles an äußerlichen Zwang und Konvention Erinnernde wird mit Verachtung fortgeſtoßen, auch da, wo es als Familienverpflichtung — Gatten- oder Kindespflicht — gerechteſten Anſpruch zu beſitzen ſcheint; wie hypnotiſiert verfolgt man den Prozeß der Entfaltung des eigenen Ich, neben dem die ganze Umwelt nur ſo weit in Betracht zu kommen ſcheint, als ſie dieſe Abſichten zu fördern geeignet iſt.

Es iſt dieſer Geiſtesrichtung nicht leicht geworden, Goethe auch nur vorübergehend zu gewinnen. In ſeinem Elternhauſe hat ſie gewiß nicht geherrſcht, obwohl die Mutter pietiſtiſchen Einflüſſen zugänglich war. Von krankhafter Selbſtanalyſe iſt jedoch an dieſer wahrhaft geſunden Frau nie eine Spur wahrzunehmen geweſen. Sie ſchöpfte aus ihrer Religioſität ein heiteres Gottvertrauen, das ihr über alle Schwierigkeiten des Lebens forthalf, nicht das Bedürfnis, ihre Empfindungen zu zergliedern, und ſie hat ihren Sohn denn auch keinem pietiſtiſchen Prediger zur Vorbereitung auf die Konfirmation übergeben. Nach der häuslichen Kataſtrophe, für deren nähere Umſtände wir ja auch heute noch ausſchließlich auf Goethes Darſtellung in Dichtung und Wahrheit angewieſen ſind, bemühte ſich der Knabe freilich um die Aufnahme in eine der modiſchen Kinderlogen, deren ausgeſprochener Zweck dem jenes erwähnten ſpäteren „Tugendbundes“ verwandt war: Selbſtbildung unter gegenſeitiger Unterſtützung der Mitglieder. Aber der junge Poet wurde als ungeeignet abgewieſen, obwohl er ſich durch eine offene Selbſtſchilderung zu empfehlen geſucht hatte,[2]) und kam den Gedankenkreiſen der ſentimalen Epoche erſt wieder nahe, als er von Leipzig heimkehrend ſich dem Einfluß Fräulein von Klettenbergs unterwarf, ſo wenig auch ihre Richtung dem Kern ſeines Weſens zu entſprechen ſchien.

Freilich ist ja niemand stets gesund und ruhig: Gewissen, Reue, Ärger über Verlorenes und Entgangenes ziehen die Blicke oft unwiderstehlich rückwärts, und sie sind dem Menschen eingeboren, mag er ihr Vorhandensein nun billigen oder nicht. Sie zu bezwingen, ist der den Eindrücken des Augenblicks in Dumpfheit unterworfene Knabe und Jüngling nicht befähigt. So lange man wohl ist, beachtet man ja auch seinen Körper nicht, jedes Übelbefinden zwingt, über die Störungen zu denken; so fordert seelisches Unbehagen Beschäftigung mit sich selbst und Selbstprüfung.

Der leidenschaftliche junge Goethe ist nicht selten in die Lage gekommen, über sein aufgewühltes Innere nachzudenken: die Liebe zu Gretchen, zu Käthchen, zu Friederike und zu Lotte riefen schwere Störungen seines seelischen Gleichgewichtes hervor und machten seinen Verstand zum Krankenpfleger seines Herzens; sie haben die gesunden Grundlagen seiner Natur nicht erschüttert: Goethe hatte wohl selbstquälerische Epochen, aber keine selbstquälerischen Neigungen; wenn der Krankheitsstoff ausgeschieden war, so lebte er nach außen ohne sich fruchtlos mit dem Nachdenken über seine Empfindungen abzumühen.

Als Produkt einer solchen Krankheitsepoche liegt der Werther vor; wir sehen hier einen Liebenden ununterbrochen und ausschließlich mit seinem Selbst beschäftigt, alle Dinge der Außenwelt darauf beziehend, dazu mit einer wahrhaft hellseherischen Fähigkeit der Erkenntnis der leisesten Schwingungen seiner Seele ausgestattet — aber doch ganz von Goetheschem Wesen durchtränkt; denn wie individuell hier die Selbstschau gehandhabt wird, erkennt man erst, wenn man neben den Roman Humboldts Briefe legt, wo denn sofort hervortritt, mit wie klarem Auge der Dichter die scheinbar so nebensächliche Umwelt schaut, oder den Geistesverwandten „Hyperion", der sich beständig in der ewig verlorenen Vergangenheit ergeht.

Werther iſt auch ſchon dem jungen Goethe eine pathologiſche Erſcheinung geweſen. Die reſultatloſe Selbſtbeobachtung war ihm früh verhaßt; aber er erkennt neben der zerſtörenden eine berechtigte Form der Selbſtanalyſe an: auch der rüſtige Pflüger wird gelegentlich auf das Geleiſtete zurückblicken, um es mit dem noch zu Leiſtenden zu vergleichen, um zu erkennen, wo etwas beſſer zu machen, woraus zu lernen iſt; nicht um zu bedauern, was mißglückt ſcheint. Die Aufgabe, die ſich Goethe in Weimar geſtellt hatte, beanſpruchte ſeine geſammelte Kraft, ſie forderte einen ganzen Mann: Er fühlte, was ihm noch mangelte; deshalb ſtellt er die unerbittliche Forderung nach innerer Klarheit an ſich ſelbſt, um nirgends behindert und beengt zu werden durch die Wirrniſſe widerſtreitender Gefühle und unbeſtimmter Wünſche, wie ſie ſeine Jugend beherrſcht hatten; deshalb begann er das ſchwere Werk ſeiner Selbſterziehung, um ſich fähig zu machen zur Erfüllung der vorgeſetzten Pflichten.

Der Zweck ſeiner Selbſtſchau war alſo das Leben und die Zukunft; er will überſehen, wie weit er voran gekommen iſt, und ſich des Fortſchrittes erfreuen, ſowie das Hindernde erkennen, um es zu beſeitigen. Er arbeitet nach einem vorher bedachten Lebensplan und prüft, wie weit ihm die Ausführung gelungen. Deshalb iſt ſeine Selbſtkontrolle nicht ängſtlich, um nicht lebenbeſchränkend, und nicht beſtändig, um nicht erſchlaffend zu wirken: Wie man das Größenmaß von Kindern an ihren Geburtstagen auf dem Pfoſten einzukerben pflegt, um ihr Wachstum zu verfolgen, ſo dienen ihm nun beſtimmte Epochen als Punkte, von denen aus er ſich orientiert: die Zeit ſeines Geburtstages,[1]) die Jahrestage ſeiner Ankunft[2]) in Weimar gelten der Selbſtſchau; als er 10 Jahre des Weges zur Klarheit hinter ſich hat, hält er eine große Prüfung der zurückgelegten Strecke ab:[3]) „Alle Briefe an mich ſeit 72, und viele Papiere jener Zeiten, lagen bei mir in Päcken ziemlich

ordentlich gebunden, ich ſondre ſie ab und laſſe ſie heften. Welch ein Anblick! Mir wirds manchmal heiß dabei. Aber ich laſſe nicht ab, ich will dieſe 10 Jahre vor mir liegen ſehen, wie ein langes durchwandertes Tal vom Hügel geſehen wird ... Auf alle Weiſe machts Epoche in mir." Es iſt eine große Rechnungsablegung vor dem Forum ſeines Selbſt, in der die Abſchlüſſe geprüft, und die Ausſichten für die Zukunft erwogen werden, nicht ein melancholiſches Wühlen in alten Papieren und ein müdes Träumen von genoſſenem Glück und erlittenen Schmerzen, kein „Ausſpähen" des eigenen Herzens, um ſich ſelbſtgefällig zu beſpiegeln, und böſe Seitenblicke auf die andern zu werfen.

Was ihm nun eine Selbſtprüfung bedeutete, mag ſein Tagebuch lehren:[1]) „Zu Hauſe aufgeräumt, meine Papiere durchgeſehen, alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebſamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie ſie überall herumſchweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich beſonders in Geheimniſſen, dunklen, imaginativen Verhältniſſen eine Wolluſt gefunden habe. Wie ich alles Wiſſenſchaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren laſſen. Wie eine Art von demütiger Selbſtgefälligkeit durch alles geht, was ich damals ſchrieb. Wie kurzſinnig in menſchlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens ſo wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenſchaft gar viel Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte des Lebens vorüber iſt, wie nun kein Weg zurückgelegt, ſondern vielmehr ich nur daſtehe, wie einer, der ſich aus dem Waſſer rettet und den die Sonne anfängt wohltätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, ſeit 75, Oktober, getrau' ich noch nicht zu überſehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht ſelbſt ſo viel im

Wege ſtehen, laſſe uns vom Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht ſei, wie Menſchen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen, und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu ſich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die ſich bis auf den Biſſen erſtreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden."

Allmählich wird er einſilbiger in ſeinen Niederſchriften. Seine ſpäteren Tagebücher tragen einen weit objektiveren Charakter: die Zeit der angeführten Stelle bezeichnet einen Höhenpunkt in der Arbeit an dem eigenen Ich.[1]) Mit der italieniſchen Reiſe kommt er ſich ins Klare über die Bedürfniſſe ſeiner Natur, er überſpannt die Forderungen an ſich nicht mehr, ſo hoch ſie auch bleiben, und erzielt daher auf der Lebensbahn gleichmäßigere Wegſtrecken.

Bis 1788 reichen die Zeugniſſe einer eingehenden Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. Um noch einmal das, was dieſe Selbſtprüfungen von denen ſeiner ſentimentaleren Zeitgenoſſen unterſcheidet, zuſammenzufaſſen, ſo charakteriſieren ſie ſich zunächſt durch ihre Spontanität: ſie erwachſen nicht aus ſtändiger Kontrolle jeder einzelnen Handlung, ſondern aus der Rückſchau bei beſtimmter Gelegenheit; am liebſten beſchränken ſie ſich daher auch auf die Darſtellung der gegenwärtigen Lage und der daraus entſpringenden Anforderungen, während die Vergangenheit nur als Maßſtab herangezogen wird, nicht um ihrer ſelbſt willen. Sodann begnügen ſie ſich mit der Erörterung der Bedürfniſſe ſeiner Natur und meſſen die Individualität nicht an einem imaginären Typus oder einem religiöſen Ideal; ſie richten ſich nicht nach einem allgemein gültigen Geſetzbuch, ſondern ſie wollen den einen Goethe in ſeinem beſten Weſen vollenden. Sie verſuchen ſchließlich nie eine allſeitige Bewertung der ganzen Perſönlichkeit, ſondern ſie betrachten einzelne Entwicklungslinien ſeiner Natur.

Denn darüber ist sich Goethe im Verlaufe dieses Kursus angewandter Psychologie schnell klar geworden, daß die grübelnde Selbstkritik für das handelnde Leben äußerst gefährlich sei. Der Dichter des Werther wurde natürlich von allen hypochondrischen Selbstquälern überlaufen, von denen jener Plessing nur der bekannteste poetisch verewigte Repräsentant ist. In Goethes eigenem Kreise begegnen verwandte Charaktere: die ewige Beschäftigung mit dem Ich war bei Lenz das Symptom einer Krankheit, an der der allverehrte Rousseau längst litt. Was ihnen die Seele zerstörte, schien auch in Lavater und Knebel, wie in so vielen andern am Leben zu zehren und die Neigung zu praktischer Betätigung zu paralysieren. So beginnen denn seit den achtziger Jahren Goethes entschiedene Warnungen vor den Gefahren des übertriebenen Selbststudiums. Zunächst freilich betont er noch nicht so stark die das Lebensgefühl zersetzende Wirkung, deren Gefahren ihm später die größeren zu sein scheinen, als die Aussichtslosigkeit des Erfolges.

Schon 1779 schrieb er in der Prosa der ersten Iphigenie jene Worte nieder, die er später, sie der metrischen Form anpassend, nur leicht umzubilden brauchte. In ihnen wird das Richteramt über sich selbst dem Menschen bereits abgesprochen:[1])

Denn selten schätzt er recht, was er getan,
Und was er tut, weiß er fast nie zu schätzen.

Wenige Jahre später kommentiert er Lavater gegenüber den gleichen Text ausführlich,[2]) der auf der einfachen Erfahrung beruht, daß der Mensch in seinem Inneren wie an seinem Körper nur das Schmerzende empfinde, und dadurch bei der Beschäftigung mit sich selbst zu einem völlig falschen Bilde kommen muß. Selbsterkenntnis auf dem Wege der Selbstanalyse finden zu wollen,

bleibt ein hoffnungsloſes Unterfangen. Zwei Wege ſind uns gewieſen, wenn wir wiſſen wollen, was wir in Wahrheit ſind: Wir können uns im Spiegel fremder Exiſtenzen erkennen, alſo daran, was wir anderen ſind,[1]) ſodann in der Betrachtung deſſen, was wir geleiſtet haben, ſeien es nun Taten oder Schriften.[2]) Die Briefe geſtatten, im einzelnen zu verfolgen, wie Goethe ſich dieſe Einſicht erarbeitet hat, wir hören ihn dann ſie zuſammenfaſſend in einem Schreiben aus Italien ausſprechen[3]) und begegnen ihr, dichteriſch gewendet, im Taſſo wieder,[4]) wo Goethe-Antonio dem Gedanken die abſchließende Form verleiht, an der er ſein Leben lang feſtgehalten hat.

Goethes Widerwillen gegen die Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, gegen die Selbſtquälerei, nimmt in ſpäteren Jahren immer ſchärfere Formen an, und das heidniſche „Erkenne Dich ſelbſt“ wird ihm zum Gegenſtück des beſtgehaßten chriſtlichen „Memento mori“, ſo daß er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne ihm einige abfällige Worte anzuhängen[5]) oder in Augenblicken milderer Stimmung es — unzweifelhaft mit Recht — anders auszudeuten,[6]) als es ſeit dem ſpäteren Altertum üblich geworden iſt. Die Zahl ſolcher Erwähnungen iſt groß, und wenn manche ſpäteren Sätze nicht mehr ſo radikal klingen, ſo iſt der Grund nicht im Wanken der Meinung zu finden, ſondern in jener eigentümlichen Altersweiſe Goethes, das Bedingte alles irdiſchen Wiſſens auch ſtiliſtiſch gern zum Ausdruck zu bringen. Die Motivierung iſt zumeiſt noch die alte. Doch hat er es noch einmal unternommen, die Erfahrungen, die er bei der Abfaſſung von Dichtung und Wahrheit gewonnen hat, mitbenutzend, die Grenzen des Erkennbaren auch im ſelbſtkritiſchen Fache zu umſchreiben:[7]) das urſprüngliche Ich, das Urphänomen alſo, iſt ſchlechterdings unerforſchlich — eine Wiederaufnahme des Satzes jenes alten Lateiners, der ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Über unſer inneres Verhältnis zur Welt

— das „Gewahrwerden“ und „Eingreifen“ — können wir uns ſelbſt klar werden „obgleich Anlage, Aufmerkſamkeit und Glück dazu gehört“; andere haben darüber kein Urteil; aber Handlung und Tat lernen wir nur durch Fremde kennen und bewerten.

In dieſen ſpäten Sätzen geht Goethe ſchon zur unmittelbaren Forderung ſo verſtandener Selbſtanalyſen über, mit der Beſchränkung allerdings auf das ihr erreichbare Ziel:[1]) „man muß tüchtig geboren ſein, um ohne Kränklichkeit auf ſein Inneres zurückzugehen. Geſundes Hineinblicken in ſich ſelbſt, ohne ſich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fabelei, ſondern mit reinem Schauen in die unerforſchliche Tiefe ſich wagen, iſt eine ſeltene Gabe.“ Wenn er das fordert, deſſen Gefahren ihm wohl bekannt ſind, ſo tut er es jetzt um der andern willen, die von der Selbſterkenntnis großer Männer für ihr eigenes Daſein Nutzen ziehen können.

Denn des geheimen Zuſammenhanges, der zwiſchen Selbſtanalyſe und Selbſtbekenntnis beſteht, war ſich Goethe wohl bewußt. Die ganze Bekenntnisſchriftſtellerei iſt ein überzeugender Beleg dafür; das katholiſche Beichtinſtitut erfüllt nur eine Forderung der menſchlichen Natur, denn wo es fehlt, tritt an ſeine Stelle die öffentliche Beichte vor der ganzen Welt ein bei denen, die die verhängnisvolle Neigung, über ſich ſelbſt nachzugrübeln, beſitzen.[2])

Goethe fühlte das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, ſo gut wie jeder andere. Doch blieben dieſe Bekenntniſſe im engſten Kreiſe; die offenherzigſten ſind im Tagebuch verborgen, deſſen Form deutlich genug verrät, daß es ausſchließlich für eigenen Gebrauch beſtimmt geweſen iſt. Mündlich mag Goethe ſich wohl auch den Intimſten gegenüber gelegentlich über ſich ausgeſprochen haben, und er nennt Frau von Stein gewiß nicht umſonſt ſeine Beichtigerin.[3]) Ab und zu hören wir auch noch ſpäter einmal, daß er dieſem oder

jenem ſein Herz ausgeſchüttet habe,[1]) im allgemeinen kennzeichnet ihn aber ſchon in der älteren Zeit große Zurückhaltung, und es iſt gewiß bezeichnend, daß Frau von Stein erſt aus einem Reiſebrief des Freundes aus Emmendingen von der Exiſtenz Friederikens Kenntnis erhält;[2]) 40 Jahre ſpäter erkennt Zelter nicht die Adreſſatin jener ſchönſten Zeilen aus Sizilien vom 18. April 1787, kann alſo bis dahin ſeinerſeits von einer Frau von Stein ſchwerlich etwas gehört haben,[3]) und man ſieht an einem auffallenden Beiſpiel wie fern dem jungen wie dem alten Goethe große Lebensbeichten gelegen haben.

Gerade über die wichtigſten Entſcheidungen, über die ihn am tiefſten bewegenden Dinge, hatte er ſich von jeher Stillſchweigen zur ſtrengen Pflicht gemacht,[4]) und das Unterdrücken der Ausſprache ſeiner Sehnſucht nach Italien, das Verheimlichen des Entſchluſſes zur Reiſe, hat den erſten Anſtoß zum Bruch des innigen Verhältniſſes zu Frau von Stein gegeben, die, ganz im Sinne ihrer Zeit, eine derartige Verſchloſſenheit zu würdigen nicht imſtande geweſen iſt.

Und doch erſchien dem Dichter, der in Italien neue Freude an der lieben Gegenwart und dem lachenden Leben gefunden hatte, ſelbſt dieſe vorhergehende Periode ſehr bedingter Selbſtprüfung und ſeltener Beichte als eine Zeit trüber Melancholie. Die Freunde erhoben doppelte Klage über ſeine Verſchwiegenheit, ſo gern er auch von Italien plaudern mochte — von dem italieniſchen Leben freilich nur noch, und nicht mehr von ſeinen Gefühlen — er aber ſchrieb ſich in den römiſchen Elegien ſeine wahre Anſicht über jene hinter ihm liegende Epoche vom Herzen, die den Seinen ſo herrlich gedünkt hatte:[5])

O wie fühl ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,

Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank. —

Die Bekenntnisse verstummen nun in Gesprächen und Briefen; Goethe macht die Dinge mit sich selber ab, und sucht sich mit der Welt und den Menschen handelnd mehr als erwägend ins Gleichgewicht zu setzen. „Besser ist es immer, mit den Resultaten unseres Daseins die Freunde ein wenig zu ergötzen, als sie mit Konfessionen, wie uns zu Mute ist, wo nicht traurig, so doch nachdenklich zu machen", erhält der ewig unzufriedene Freund[1]) als nicht mißzuverstehende Antwort auf Klagen und Beschwerden. Goethes antikisierende Epoche bedarf der Beichte so wenig, als die Antike selbst; seine natürliche Abneigung wird verstärkt durch die Form, die er seinem Leben über das Bedürfnis seiner Natur hinaus zu geben sucht; so hat er zurückblickend später gefunden,[2]) daß er „alle Sentimentalitäten" in sich zerstörend, doch schließlich „Schaden am nahe verwandten Sittlich-ideellen" gelitten habe.

Freilich war ihm das Verschließen des Schmerzes in sich selbst leichter gemacht als allen anderen, denn wenn er auch nicht bereute, sich anklagte, oder im eigentlichen Sinn beichtete, so konnte er sich doch aussprechen und sein Herz durch Bekenntnis erleichtern, da er als Dichter zu sagen wußte, was ihn erfreut hatte und was er litt. Die literarische Konfession ersetzt ihm vollkommen die mündliche und was er nicht als bedingte Wirklichkeit sagen mag, das spricht die Dichtung in allgemein gültigen Symbolen als ewige Wahrheit und zeitloses Erlebnis aus.

Es wäre müßig, alle die zahlreichen Äußerungen zusammenzustellen, in denen Goethe seine Werke als Selbstbekenntnisse

anſpricht — die einzelnen, wie den Taſſo[1]) und die Iphigenie,[2]) den Fauſt,[3]) den Wilhelm Meiſter,[4]) die Wahlverwandtſchaften[5]) — öfter noch alle zuſammen,[6]) denn von dieſer Betrachtungsweiſe ſind ja die Goethe-Biographien (gelegentlich über das weitherzigſt zuzugeſtehende Maß hinaus) erfüllt; es genügt auf das erſte Auftreten der neuen Auffaſſung hinzuweiſen,[7]) die ſich verhältnismäßig früh an die Stelle der in den Frankfurter Jahren gültigen Theorie ſetzt, in der Goethe ſeine Werke allgemeiner als individuell geformte Natur betrachtet hatte;[8]) am 6. April 1782 ſchrieb er an Frau von Stein mit dem eigentümlich wegwerfenden Ton, den er allzu beſcheiden gern ſeinen Schriften gegenüber anſchlägt: „Wenn unſer einer ſeine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Taſſo, wie du willſt, ... ſo gehts hin und das Publikum nimmt inſofern Anteil dran, als die Exiſtenz des Verfaſſers reich oder arm, merkwürdig oder ſchaal iſt. . .“ Dieſe Worte ſprechen bereits die Anſchauung über ſein Schaffen aus, die er in ſpäteren konkreteren Faſſungen des Gedankens ſo oft geäußert hat.

Der Charakter ſeiner Schriften als Bekenntniſſe erklärt denn auch zur Genüge ſeine Scheu vor der Öffentlichkeit; er fürchtet, die ihm perſönlich ſo nahe ſtehenden Geſtalten in eine fremde unfreundliche Welt hinauszuſenden, und er ſchämt ſich, ſein Inneres vor dem Volke entblößt zu zeigen. Es iſt bezeichnend, daß das erſte Werk, das er erſcheinen zu laſſen wünſcht,[9]) das objektivſte ſeiner ganzen Jugendjahre iſt: „Die Mitſchuldigen“: deſſen Ablehnung ſchreckt ihn zunächſt von allen weiteren Verſuchen ab. Dauernd konnte er freilich nicht auf dieſem Standpunkt ſtehen bleiben, ſonſt wäre er kein Schriftſteller geweſen:[10]) „Dichter lieben nicht zu ſchweigen, wollen ſich der Menge zeigen“; aber doch hält er das vollendete Werk möglichſt lange zurück,

läßt es nur die besten Freunde sehen, und erwartet wohl einen äußeren Anstoß, um es endlich erscheinen zu lassen. Und wieviel behielt er doch noch zurück! Gerade die Gedichte, die seinen tiefsten und reinsten Gefühlen Ausdruck verliehen hatten, mag er nicht fortgeben. Seine Lyrik erscheint erst spät gesammelt, nachdem ihm diebische Nachdrucker zuvor gekommen waren, und überall macht sich das deutliche Bestreben geltend, die persönlichen Beziehungen zu verdunkeln. In gleicher Absicht vermied er es lange Zeit streng, Vorreden zu geben, seine Absichten zu erläutern, auch das Schwerstverständliche zu erklären. Die erste Göschensche Ausgabe enthält an persönlichen Kundgebungen lediglich die poetische Zueignung, alles andere muß für sich selbst Zeugnis ablegen, selbst der Lyrik fehlt noch jede Einleitung, wie sie in späteren Ausgaben durch ein — noch später zwei — hübsche persönlich gefärbte Gedichte gegeben wird.

Das Publikum liebt es, dem Dichter auch menschlich nahe zu kommen, irgendwie mit ihm in Berührung zu stehen, und spekulative Schriftsteller haben daher von je gesucht, in ihren Büchern sich mit dem „lieben Leser" in Fühlung zu setzen. Nichts hat Goethe damals ferner gelegen. Der Stolz, mit dem jene genannte Ausgabe, die erfüllt ist von leidenschaftlichen Bekenntnissen, den Außenstehenden vom Eindringen in das persönliche Reich zurückhält, hat gewiß stark dazu beigetragen, das Gerücht von Goethes hochmütiger Unnahbarkeit, das jetzt laut zu werden beginnt, zu verbreiten. Der für Personalien interessierte Leser war bis in die 90er Jahre hinein auch wirklich übel daran mit dem Dichter. Die biographischen Sammelwerke enthielten außer Geburtstag und Geburtsort nur noch die Daten seiner Laufbahn, die dem immer stärker werdenden Teil des demokratisch-gesinnten Deutschland natürlich an sich schon anstößig genug waren. Rezensionen, aus denen man doch etwas hätte heraushören können, schrieb

Goethe längst nicht mehr, die anderer über seine Werke ignorierte er, und dem Hauptspaß aller literarisch fühlenden Kreise, der schriftstellerischen Polemik, gab er nicht die geringste Nahrung; selbst die für die Ausgabe in Aussicht genommene prosaische Vorrede an das deutsche Publikum war schließlich fortgeblieben.

Der inneren Haltung entsprach seine Stellung zum Publikum also vollkommen; Streben nach Objektivität ist das letzte Ziel der ganzen Lebensführung Goethes um 1790. Als er 1795 in der wissenschaftlichen Freitags-Gesellschaft „über die verschiedenen Zweige hiesiger Tätigkeit" berichtete,[1]) lieferte er, der doch die Seele aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Landes war, ein Muster kühlen, unpersönlichen, das Wesen der Dinge rein zum Ausdruck bringenden Referates. Er hält die Mitte zwischen Unterschätzung der eigenen Leistung und selbstgefälliger Hervorkehrung der Taten; er stellt die Erfolge dar, und läßt sie für sich selbst sprechen.

Dabei hat sich Goethe nie gescheut, auf die Stellung, die er zu verdienen meinte, auch Anspruch zu erheben, wobei er den Wert des Geleisteten freilich lieber zu gering als zu hoch anschlug; doch die prinzipielle Selbstverkleinerung, die für ihre Bescheidenheit von den anderen um so höheres Lob erwartet, hat er immer verächtlich zurückgewiesen, und ihre Vertreter kurzweg „Lumpe" gescholten,[2]) eine Anschauung, die sich im Alter eher noch verstärkt.[3]) Also nicht auf Unterschätzung des Wertes seiner Persönlichkeit beruhte diese Zurückhaltung, wie bald darauf auch die ersten Bekenntnisse der neuen Epoche zeigen werden.

Mit Goethes wachsendem Streben nach Auffindung des allgemein Gültigen hatten auch seine psychologischen Interessen, wie

erwähnt, die Richtung auf das Typische genommen. Vorübergehend glaubte er in der vorbildlichen Antike einen überzeugenden Beleg seiner Anschauung gefunden zu haben. Die griechischen Götter sollen als ideale Vorbilder der typischen Charakterformen und der ihnen entsprechenden äußeren Gestalt gedacht sein.[1]) Eine Zeitlang hing Goethe diesem Gedanken, dessen Geheimhaltung am deutlichsten die Bedeutung, die er ihm beimaß, zeigt, nach, bis er anderen Gedankenrichtungen Platz machen mußte. Der gestaltlose Norden und die mangelnde Anschauung von Kunstwerken waren der Ausführung eines Planes nicht günstig, dessen enger Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Tendenzen jener Jahre ohne weiteres deutlich ist. Bald darauf wendet er diese klassifizierende Methode auf die Charaktere des eigenen Romans an und schafft ein Schema, in dem die wundervolle Mannigfaltigkeit der Personen des Wilhelm Meister als wohl abgestufte Typenwelt erscheint.[2])

Und wie er in der Naturwissenschaft von dem Ergreifen der Grundwahrheit, dem Aperçu, zum Nachweis ihrer Wirksamkeit im Leben der Natur überging, so sucht er jetzt in treuer Erkenntnis wirklicher Charaktere[3]) die Belege für eine Systematik, deren Umrisse uns aus Mangel an Zeugnissen nicht mehr erkenntlich sind. Einige schematische Charakteristiken aus dem Jahre 1797, die ihn auf dem Wege der Erfassung lebender Persönlichkeiten zeigen, sind indessen erhalten.[4]) Der äußere Eindruck des Geschilderten, das aus seiner natürlichen Lage von selbst Folgende, seine Art sich zu geben, und zu sprechen, werden mit Schärfe beobachtet und wiedergegeben; die bequeme Weise der früheren Jahre, die das Auffällige voranstellt, und die Analyse folgen läßt, ist modifiziert, doch ist Goethe hier, in seiner eigentlichen Sphäre, natürlich nicht von dem Schematismus befangen, den er allzu leicht bei Erfassung fremder Dinge damals gelten ließ.

Es wäre nicht auffällig, daß er diese Methode, die er an anderen erprobte, auch gegen sich selbst gewandt hat, wenn er nicht so oft die Unmöglichkeit zuverlässiger Selbsterkenntnis behauptet hätte. Die unzweifelhaft im Zusammenhang mit der oben erwähnten Charakteristik eines Frankfurter Besuchers entstandene Selbstcharakteristik gibt noch ein weiteres Rätsel auf, da sie den Versuch enthält, sich selbst aus dem „eigentlichen Wesen" zu erfassen, das Geheimnisvolle der Individualität auszusprechen. Wir müssen Goethe für diese am Tage liegende Inkonsequenz dankbar sein, und bedauern, daß er, vielleicht im Gefühl derselben, die Arbeit jählings abbrach und beiseite legte. Daß sie anzufangen überhaupt möglich wurde, verdanken wir einer neuen Wendung, die seine Existenz in den letzten Jahren genommen hatte.

Schillers Anteilnahme hat Goethe schließlich wieder gezwungen, über sich selbst zu denken. Goethe war ja für Schiller durchaus Problem. Er widerstritt in seiner Existenz und seinem ganzen Wesen seinen Vorstellungen von dem, was der Dichter ist und sein soll, und der Denker Schiller fühlte das lebhafte Bedürfnis den Widerspruch zwischen dieser seiner Überzeugung und seinem natürlichen Gefühl, das ihm Goethes Größe unwiderleglich verkündete, auszugleichen. So hatte er ihm zur Einleitung der Bekanntschaft geschrieben; so hat er gewiß mit ihm gesprochen. Das erste größere Werk Schillers nach dem Beginn näherer Beziehungen, die Schrift „über naive und sentimentalische Dichtung", ist im letzten Grunde eine Auseinandersetzung Schillers mit Goethe, in der er sich bemüht, den Charakter der eigenen Poesie philosophisch und historisch zu rechtfertigen. Daran werden sich verwandte Unterhaltungen geknüpft haben. Noch 1797 zeigt sich der junge Dichter mit Erörterungen über Goethes Wesen und Entwicklung beschäftigt.[1]) Goethe tritt zwar in seinen Briefen selten aus seiner Zurückhaltung über sich selbst

heraus, ja er ſpielt Verſteck mit Schiller, wenn er ihm den „Elpenor“ ohne Verfaſſernamen zuſendet;[1]) trotzdem äußert er ſich gelegentlich offen über Grundzüge ſeiner Natur.

Die ausführlichſte dieſer Äußerungen, wie ſchon Suphan wahrſcheinlich macht,[2]) für den Freund beſtimmt, liegt in dem überſchriftloſen, fragmentariſchen, unkorrigierten Konzept vor, das ſich ohne irgendwelche Andeutung eines Zuſammenhanges unter Briefentwürfen fand, und in ſeiner objektiven Form zunächſt die Schilderung eines Fremden zu enthalten ſcheint. Es kann indeſſen keinen Augenblick zweifelhaft ſein, daß Goethe in dieſen monumentalen Sätzen eine Entwicklung ſeiner eigenen Perſönlichkeit aus der tiefſten Wurzel ſeines Weſens geben will.

Dadurch unterſcheidet ſich Goethes Selbſtſchilderung grundſätzlich von den längſt üblichen Selbſtcharakteriſtiken, wie ſie im Anſchluß an das ſeit dem klaſſiſchen Altertum beliebte literariſche Porträt nach einzelnen früheren Verſuchen[3]) das 17. Jahrhundert in Frankreich in Mode gebracht hat. Im Kreiſe der Mademoiſelle (de Montpenſier) wurde das Entwerfen ſolcher Porträts als geſellſchaftliche Unterhaltung betrieben, und die ihr gewidmete Sammlung von 1659 iſt muſtergültig geworden,[4]) nicht zum wenigſten, weil ſie das berühmteſte Vorbild der literariſchen Selbſtſchilderung enthielt: „Bild La Rochefoucaults von ihm ſelbſt“, das Goethe ſicherlich ebenſo bekannt geweſen iſt, wie viele der zahlloſen Nachahmungen; war doch der Verfaſſer der Maximen der Lieblingsautor der Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts.

Goethes Selbſtporträt hat jedoch wenig genug mit jenem Vorbilde zu ſchaffen, deſſen Autor ſich begnügt hatte, eine geiſtvolle Schilderung des Zeitideals des „Vornehmen Mannes“ mit einigen individuellen liebenswürdigen Schwächen auszuzieren. Weit näher ſteht dem Goetheſchen Entwurf, was Rouſſeau in

den vier Briefen aus dem Januar 1762 an Herrn von Malesherbes niedergelegt hatte:[1]) eine Herleitung seines Verhaltens aus der angeborenen Passivität seines Wesens, der ein heißes Temperament die Wage halte; aus dieser Mischung habe sich naturgemäß sein Charakter entwickelt. Der größte Teil der Briefe dient einer aus diesen Elementen gewonnenen Rechtfertigung seiner Handlungsweise.

An großartiger Geschlossenheit überragt Goethe aber auch diesen Vorgänger unvergleichlich. „Immer tätiger nach innen und außen fortwirkender Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz". Aus diesem Triebe werden nun wirklich alle Eigenheiten seines Seins und seines Schaffens erklärt. Nachdem ihm die Richtung nach außen, das aktive, nicht kontemplative Verhalten zugesprochen ist, werden die bedenklichen Folgen für seine Betätigung auf künstlerischem, politischem, wissenschaftlichem Felde nachgewiesen, dann erst die wohltätigen, die sich schließlich auch hier ergeben, erörtert. Die Beurteilung seiner poetischen Leistungen wird, ganz im Sinne seiner oft geäußerten Überzeugung, andern zugeschoben, das späte Bewußtwerden, auf das Schiller bereits in einem der erwähnten Briefe hingedeutet hatte, im Interesse seiner Wirksamkeit bedauert.

Als zweite Besonderheit wird sodann die „Reizbarkeit und Beweglichkeit" seines Naturells angeführt; wo sie in ihren Folgen für Leben und Schaffen betrachtet zu werden beginnt, bricht die Schilderung ab, die wohl das Tiefste über das Wesen des Dichters enthält, was sich überhaupt sagen läßt, und geeignet ist, Goethes Meinung von der Aussichtslosigkeit aller Versuche zur Selbsterkenntnis bedeutend einzuschränken.

Goethe hat trotzdem einen erneuten Versuch dieser Art nicht mehr gemacht, sondern sich später immer wieder an der Darstellung von Einzelzügen genügen lassen. Er hat uns auch völlig im Dunkeln gelassen über den eigentlichen Zweck seines Entwurfes.

Sucht er nur für sich selbst Klarheit? Wollte er Schiller einen neuen Versuch zur Lösung seines Lebensproblems geben? oder wollte er etwa die große, beabsichtigte Schilderung Italiens und Deutschlands mit einer Darstellung der Individualität des Autors schließen, um so den Gipfel der Objektivität zu erreichen, indem er den Leser in den Stand setzte, das Verhältnis der Persönlichkeit des Schriftstellers zum Gegenstand seiner Darstellung selbständig zu beurteilen?

Die Fragen sind nicht mehr zu beantworten; doch ist die letzte Lösung nicht so unwahrscheinlich, wie sie im ersten Augenblick scheinen will, denn Goethes Stellung zum Publikum hatte sich, nicht ohne Schillers Einfluß, einigermaßen geändert. 1794 hatte er zur Bedingung seiner Mitarbeiterschaft an der neuen Zeitschrift des jüngeren Dichters die Anonymität der Beiträge gemacht,[1]) die Propyläen von 1798 zeichnet er als Herausgeber. In seinen Werken beginnen die persönlichen Anklänge zahlreicher zu werden. In dem Horen-Aufsatz:[2]) „Litterarischer Sansculottismus" rechnet er zum erstenmal gründlich mit jener naseweisen literarischen Kritik ab, die von jeher in Deutschland besonders heimisch gewesen ist, und eröffnet damit eine zweite Epoche kritischer Tätigkeit, die bis zu seinem Tode währen wird. Seit 1798 wendet er sich mit einer Darstellung seiner Bemühungen zur Hebung des Weimarer Theaters an die große Öffentlichkeit,[3]) um sie für seine Bestrebungen auf dramatischem Gebiet ebenso zu interessieren, wie es seine Preisaufgaben für die klassizistische Weiterbildung der Kunst versuchten.

Noch deutlicher ist das Weichen der Scheu vor dem Publikum in seinen dichterischen Werken. In der Ausgabe von 1789 war das Gedicht „Auf Miedings Tod" weitaus das Persönlichste, was der Dichter vorlegte, gewesen — es stand gegen Ende des letzten

Bandes der Schriften; 1791 gibt er die heutige 13. römische Elegie in eine Monatsschrift,[1]) ein Versuch, der indessen zu weiteren nicht ermutigte. 1795 endlich erhielt Schiller die ganze Reihe, soweit sie überhaupt gedruckt werden sollte, für die Horen. Gewiß deckt den Dichter die scheinbare Nachahmung der Antike; noch beseitigt er übervorsichtig Werther und Lotte aus der zweiten Elegie, um sich nicht völlig zu demaskieren — aber daß hier ein großes Bekenntnis des Verfassers über die Wandlung, die die italienische Reise in ihm bewirkt hatte, vorlag, das konnte keinem seiner Leser mehr zweifelhaft sein, wenn er bis zur 7. Elegie gekommen war.

Das folgende Jahr brachte die Veröffentlichung der „Briefe einer Reise nach dem Gotthard", Goethes erstes Werk autobiographischen Charakters. Mochten auch die Naturbeschreibungen überwiegen, der fragmentarische Beginn und Schluß den Zusammenhang verwischen: hier gestattete Goethe dem fremden Leser fast eben so vollen Einblick in sein Wesen, wie er ihn einst der Geliebten gewährt hatte; die Goethesche Existenz wird deutlich; von seinen Liebhabereien und seinen Interessen ist die Rede. Man sieht ihn zu Fuß und zu Pferde, man hört ihn unverkleidet sein Gefühl aussprechen. Keine „sentimentale Reise" wie man sie seit Sternes „Sentimental Journey" (1768) längst gewohnt war. All das niedliche Episodenwerk der Liebesgeschichten, der klugen und der feinfühligen Bettler und schurkischen Wirte, alles launische Abweichen vom geraden Wege der Reise und der Erzählung fehlt hier; wenig Menschen begegnen überhaupt — aber ein freier, herzerhebender Naturkultus ohne jede Rousseausche Zerrissenheit, geübt von einem innerlich wahrhaft Freien erfüllt das Büchlein, das Goethe für den engsten Freundeskreis ja längst (1780) zusammengestellt und kopiert hatte. Das einzige eigentlich Poetische ist die eingeflochtene Alexius-Legende, die einen seltsamen neuen Ton aus

dem ſonnigen Orient in die Schilderung der winterlichen Schneegebirge bringt, und die Beſchreibungen ebenſo kunſtvoll unterbricht, wie der Verſuch einer erſten Würdigung der katholiſchen Kirche gegen den Schluß aus der gewaltigen Natur wieder in die liebe Menſchenwelt zurückweiſt; denn auf der Höhe des Gotthard, im eigentlichen Mittelpunkt der damaligen ziviliſierten Welt ſtehend, entläßt er den Leſer nicht weniger unvermutet, als er ihn im Münſtertal bei der Hand genommen hatte.

Was hat Goethe bewogen, das Werk einer Epoche, die er innerlich ganz überwunden zu haben meinte, zu veröffentlichen? Er, der nach der italieniſchen Reiſe aus ſeinem ſtilverwandten Reiſejournal für Wielands „Teutſchen Merkur" nur ganz objektiv ſchildernde Ausſchnitte gegeben hatte. Schillers Mangel an geeigneten Manuſkripten für die Horen ſprach wohl mit, war aber nicht ausſchlaggebend, denn Goethe bewahrte noch mancherlei anderes in ſeinen Schubfächern. Wichtiger war die Einſicht, daß eine erfolgreiche Wirkung auf das große Publikum nur dann Ausſicht hatte, wenn er ſich endlich in engere Beziehung zu ihm zu ſetzen wußte. Er betrat mit der Herausgabe der Reiſebriefe eine Bahn, auf der er dauernd fortgeſchritten iſt, bis er zur Niederſchrift der Bekenntniſſe gelangte.

Symptomatiſch iſt dafür eine weimariſche Publikation von 1797 — aus dem Jahre jener Selbſtcharakteriſtik alſo — beſorgt von einem Sekretär der herzoglichen Bibliothek in Weimar, einem unmittelbaren Untergebenen Goethes, K. E. A. Schmid, übrigens anonym:[1]) „Biographien berühmter und gelehrter Männer, nebſt ihren Portraits", auf mehrere Hefte angelegt, und für den europäiſchen Markt beſtimmt, daher von franzöſiſchem Text begleitet, aber nach einem Verſuch, unter verändertem Titel die Exiſtenz fortzuführen, aus Mangel an Intereſſe ſeitens des Publikums

aufgegeben. Die Bilder sind von dem von Goethe mannigfach geförderten Kupferstecher Facius in einfacher Linienmanier gestochen. Die Auswahl der Biographien umfaßt Gelehrte, Künstler und Dichter und ist durchaus international: ein Franzose (Bossuet), ein Italiener (Raphael), ein Holländer (Vandyk), ein Engländer (Johnson) und zwei Deutsche, Goethe und Wieland.

Hier erfuhr zum erstenmal das literarische Publikum Deutschlands Näheres von seinem großen Dichter. Die Bildungsgeschichte ist mit verhältnismäßiger Ausführlichkeit gegeben (die ganze Lebensbeschreibung umfaßt nur 3 Folioseiten), selbst ein so charakteristischer Einzelzug, wie die Vorliebe des Knaben für den Verkehr mit älteren Personen ist nicht vergessen. Die Daten seiner wechselnden Aufenthalte werden gegeben, wobei allerdings der Wetzlarer Sommer in das (später im chronologischen Schema der Biographie wiederkehrende) falsche Jahr 1771 gesetzt ist; noch ärger ist die Datierung seiner ersten Reise in die Schweiz auf 1773. Mit solchen Angaben steht es auch sonst nicht gut: Götz ist in die Zeit zwischen Leipzig und Straßburg gesetzt, Werther verzeihlicher nach Wetzlar verlegt. Andere Werke werden auffallenderweise nicht genannt, im Gegenteil für die Weimarer Zeit lediglich Notizen über Geschäfte und Reisen aneinandergereiht, und das ganze mit einem blumigen und nichtssagenden Schluß ausgestattet.

Die kleine Biographie, die bis zum Erscheinen von Dichtung und Wahrheit den lexikalischen und literar-historischen Werken als einzige Quelle über Goethes Leben dienen mußte, gibt manche Rätsel auf, doch kann kein Zweifel sein, daß eigene, wenn auch flüchtige Notizen Goethes zu Grunde liegen, die möglicherweise durch die Vermittlung von Schmid's neuem Kollegen Ch. A. Vulpius beschafft sind; wer hätte sonst Goethes Lehrer, den Rektor Albrecht und den Prorektor Scherbius nennen können? Wer hätte Kenntnis oder Interesse genug gehabt, Mercks, oder gar der Schweizer

Reiſebegleiter, der Stolberge, und Haugwitzens zu gedenken? Wer hätte vom Erlernen des Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen und vom Zeichnen und Radieren zu erzählen gewußt? Der Abdruck mag dann während Goethes langer Abweſenheit geſchehen ſein, ſodaß ſich daraus die auffallenden Mängel der Skizze erklären.

Beſaß der Verehrer des großen Dichters nun endlich einige äußere Anleitung, um ihn hiſtoriſch zu begreifen, ſo nähert ſich Goethe ihm auch in den Werken. Die Gedichte der neuen Schriften (1800) werden mit den Verſen „An die Günſtigen“ eröffnet, die das rund und klar ausſprechen, was die alte Zueignung in erhabene Stiliſierung gekleidet hatte: daß nämlich ſeine Gedichte ſeine Konfeſſionen ſeien, — ein Wort, das in ſeiner Schlichtheit gewaltig abſticht von der ſeit der Antike üblichen Verſicherung der Dichter, daß ihr Leben mit ihrer Poeſie nichts zu ſchaffen habe.

Als ſich im neuen Jahrhundert das Bedürfnis nach einer neuen Ausgabe geltend machte, wurde Goethe immer deutlicher, wie diſſolut dieſe Sammlung von Schriften ſcheinen müſſe;[1]) die Ausgabe von 1787 hatte er einheitlich zu geſtalten verſucht, indem er den Werther und die Frankfurter Singſpiele überarbeitete — der Weg vom Götz zum Taſſo blieb immer noch weit genug. 1806 ſollte der Leſer ſich nun gar vom Taſſo einerſeits zum Groß-Kophta andererſeits zum Wilhelm Meiſter, und von ihm zur Natürlichen Tochter weiterhelfen. Dazu wollte er jetzt eine Reihe von Jugendſatiren der Sturm- und Drangzeit, dann „die Laune des Verliebten“ und gar den Elpenor hineinnehmen; wie ratlos mußte der Deutſche dem gegenüber ſtehen, was der Dichter eigentlich wolle, wenn ſchon Schiller die Maſſe der verſchiedenartigen Schöpfungen bedrängt hatte. Und dabei wollte der

Dichter jetzt mehr, als nur gefallen. Er wollte bilden und erziehen, wollte die deutsche Literatur, die deutsche Bühne auf eine höhere Stufe heben, dem Publikum und den Schriftstellern einen Begriff geben, was von der Kunst zu fordern sei. Dazu war die Ausgabe von 1806 ohne Kommentar geradezu unbrauchbar Hier lagen die einzelnen Schriften zur Auswahl beisammen, solche, die ihm noch gegenwärtig heilsam und nachahmungswert dünkten, und solche, bei denen er — ästhetisch betrachtet — sich auf falschem Wege glaubte. Allzu Bedenkliches, wie die Schrift „von deutscher Baukunst," blieb allerdings noch fort, doch war des Irreführenden genug vorhanden. Vorübergehend hatte er an poetische Warnungen gedacht; im Augenblick aber, als er den Faust mit der durchaus persönlich gefaßten Zueignung, aber ohne[1]) „Abkündigung" und „Abschied", ohne Warnung also vor „der Barbareien beschränktem Kreis" in die Welt sandte, muß er innerlich entschlossen gewesen sein, an anderer Stelle über seine Lebensarbeit zu berichten.

Einen bestimmten Zeitpunkt für diesen Entschluß anzugeben, ist mißlich. Der Gedanke lag Schriftstellern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahe genug; gespielt hat Goethe gelegentlich schon früher mit ihm. Wenn er im Februar 1776 Frau von Stein einen Bericht über seine letzte „Jahrs Geschicht" verspricht, so war das nicht mehr als ein vorübergehender Einfall: „Wenn ihr mich warm haltet, so schreib ichs wohl für Euch ganz allein. Denn es ist mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Absolution bedarf." Was alles in Goethe sich dem Plan entgegenstellte, ist ja erörtert worden.

Anders liegt es mit der Ankündigung einer Arbeit über die Bildungsweise der deutschen Schriftsteller in jener Rezension vom Jahre 1795.[2]) Wollte er die Geschichte unserer vorzüglichsten

Schriftſteller geben, ſo durfte er ſich ſelbſt nicht vergeſſen; in dieſelbe Richtung deutet die Bitte an ſie, diejenigen Momente mitzuteilen „die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben," „ſo wenig wir an Konfeſſionen Anſprüche machen" — man fühlt den Zuſammenhang mit dem, was er zwei Jahre ſpäter für die Weimarer Biographien-Sammlung über ſich ſelbſt mitteilte.

Wiederum ſchreibt er am 19. Januar 1802 an Schiller von ähnlichen Plänen, bewegt durch die Eindrücke, die Knebels alte Stube, der er „ſo viel produktive Momente" verdankte, in ihm hervorrief. Hatte er doch ſeit 1798 hier an einem weißen Fenſterpfoſten alles, was von einiger Bedeutung dort gearbeitet worden war, notiert. Die Iphigenie ſoll auf dem Theater erprobt werden, bei den Plänen zur Neuordnung der Bibliotheken muß er in die „ungeheure Empirie des Literarweſens" hineinſchauen, bei Loder kommen „Kapitel hiſtoriſcher Kenntniſſe" zur Sprache — man begreift, wie unter dieſen mannigfachen Eindrücken der Schluß des Briefes entſtanden iſt: „Bei einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf, was man für ein intereſſantes Werk zuſammenſchreiben könnte, wenn man das, was man erlebt hat, mit der Überſicht, die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete". Die Worte zeigen zugleich, wie fremd ihm der Gedanke der Ausführung noch war; wer ſich ernſtlich ſchon mit dem Entſchluß zu einer Selbſtbiographie trägt, ſchreibt anders.

Aber Goethe ſollte dem angeregten Gedankenkreis noch näher kommen. Die Zeit des ſtrengſten Klaſſizismus geht vorüber. Goethe fühlt, daß ſeine Gedanken mit zunehmendem Alter — wie natürlich — beginnen, ſich mehr der Vergangenheit zuzuwenden. Die Geſchichte der Farbenlehre, die Kunſtgeſchichte treten nach der dogmatiſchen Beſchäftigung mit den gleichen Problemen hervor, und ſpäter ſpricht er mit einiger Verwunderung von ſich als demjenigen,[1]) „deſſen Denkart im Alter eine hiſtoriſche

Wendung nimmt". Natürlich mußte sich diese Betrachtungsweise auch gegen das eigene Sein kehren. Goethe zählt unter den Dingen, die er Schiller verdankte, auch die Wiederaufnahme der Beschäftigung mit dem Problem des eigenen Wesens auf, die man ja aus der Korrespondenz deutlich genug erkennen kann.[1]) Und es ist natürlich, daß das Selbststudium an der historischen Wendung des Denkens teilnimmt, und daß Goethe nicht nur fremde, sondern auch eigene Werke nun aus ihrer Zeit heraus zu begreifen bemüht ist.

Damit waren innere Konflikte verbunden. Noch 1797, vor der beabsichtigten Reise nach Italien, hat Goethe die zahlreichen Bände empfangener Briefe vernichtet; das war eine letzte Aufwallung widerhistorischen Charakters, ein Versuch zu verhindern, daß man ihm menschlich je allzu nahe komme.[2]) Wir wissen zufällig, daß ihm die Ausführung des Gedankens nicht leicht geworden ist;[3]) und schließlich hat er doch einiges verschont.[4]) Seitdem hat er ähnlichen Neigungen zumeist zu widerstehen gewußt.

1803 verbrennt er trotzdem die alten Vorarbeiten zur Farbenlehre.[5]) „Wenn ich fertig bin, insofern ich fertig werden kann, so wünsche ich sie mir gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen, und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich sie nicht vertilge"; so hätte Goethe 10 Jahre früher nicht schreiben können.

Was ihn hier schon so fremd anmutete, mußte ihn viel stärker bei der Vorbereitung der Ausgabe berühren: von den Liedern des anakreontischen Studenten bis zur Metamorphose der Pflanzen, von der Laune des Verliebten zur Natürlichen Tochter, vom Werther zur Achilleis gingen Bücher und Manuskripte durch seine Hände und rührten eine Fülle von Erinnerungen in ihm auf. Manches trat ihm auch auf dem Theater entgegen,

denn er begann „Klassiker“ zu werden, von dem auch die vergangenen Schöpfungen auf ein interessiertes Publikum rechnen durften. Anderes aus der Jugendzeit kommt ihm zufällig gerade jetzt wieder zu, wie der Satyros, den Fritz Jakobi einsendet,[1]) und der Goethe seltsam bewegte. Mit verwandten Schriften mußte auch dieser vorläufig zurückbleiben, da er ohne Kenntnis der zeitlichen Bedingungen unverständlich zu sein schien. Denn daß diese Schriften einer historischen Erklärung bedurften, war ihm längst gewiß, hatte er doch ein lebhaftes Gefühl dafür, wie sich die Grundlagen der Kultur seit seiner Jugend verschoben hatten.[2]) Den großen Bruch mit der Vergangenheit vollendete das Jahr 1806 mit allen seinen Konsequenzen für Deutschland. Goethe trennt sich von seinen Landsleuten. Er will den erschütterten Staat durch Pflege der Kunst und Kultur wieder aufbauen, jene denken unter vorläufigem Verzicht auf den Schmuck des Lebens an die Vorbereitung zum Kampf, ja zur Rache. Goethe fühlt sich auf sich selbst zurückgedrängt;[3]) er flüchtet aus der trüben Gegenwart, wie er es beim Ausbruch des Kampfes noch einmal tun wird — diesmal in die Vergangenheit, später in die Ferne.[4]) Die Zeiten erschienen ihm wie[5]) „Herbst- und Wintertage, wo man gern näher zusammenrücken mag;“ es ist eine „Erheiterung“, der guten Tage zu gedenken[6]) „und mancherlei Epochen zu vergleichen“ während so viel Schlimmes geschieht und gesprochen wird.

Tatsächlich beginnt denn auch jetzt ein Abschnitt seines Lebens, in dem Goethe gern auch Fremden aus der eigenen Vergangenheit erzählt, über die er bisher sich nur sehr selten ausgesprochen hatte: es wird wenig Schriftsteller geben, deren Briefe so arm an Reminiszenzen aus dem eigenen Leben sind wie die seinen, denn seine besten Interessen gehörten allezeit der Zukunft.

Ende April 1807 spricht er mit Bettinen über sein Leben;[1]) seit dem 25. Mai notiert sich Riemer Gespräche[2]) mit Goethe über Personen und Verhältnisse seiner Jugend, Lenz, Goué, Zachariä wie über die Verlegenheiten bei der Bezahlung des Papiers zum Götz; vor allem aber regt K. F. v. Reinhard, der Deutsche in französischen Diensten, mit dessen Meinungen im Gegensatz zu denen seiner engeren Landsleute Goethe vielfach sympatisierte, die Erinnerung mächtig auf.[3]) Goethe schreibt sich die Themen ihrer Gespräche, in denen man die Erlebnisse austauschte, in sein Tagebuch, wobei die Notiz, daß auch Wetzlar zur Sprache gekommen ist, Riemers Eintragung bestätigt, wenn diese nicht überhaupt wie vieles in seinen Niederschriften, auf Goethes Notizen basiert. Aber auch Italien, F. Jacobi, der Hamburger Kreis um Lessing kommen zur Sprache. Später, seit 1808, wird Knebel[4]) eine geschätzte Quelle für die ältere Generation, mit der er einst in enger Fühlung gestanden hatte: über Götz, Uz, Rammler wird mit ihm mehrfach verhandelt.

Goethe war sich über die Erläuterungsbedürftigkeit seiner Schriften längst im klaren. Dazu fühlt er sich jetzt lebhaft in die alte Zeit zurückversetzt. Er wußte, daß unmittelbar nach seinem Tode die Literatur über ihn einsetzen werde. Warum sollte er nicht lieber selbst die Feder in die Hand nehmen, ehe er die Allerweltsnekrologisten über sich kommen ließ? Über die Unfähigkeit der Biographen hat er sich ja oft genug ausgesprochen: Von den Rezensionen der Frankfurter Gelehrten-Anzeigen richten sich zwei gegen elende Lebensbeschreibungen.[5]) In den Xenien greift die „Nekrolog" überschriebene[6]) Schlichtegroll in Gemeinschaft mit „allen die von uns berichten" an, und noch 1831 versichert er Eckermann:[7]) „Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unsre Biographen und

Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier und überall nicht der Mühe wert". Der Zusammenhang dieser Meinungen mit der Abfassung der Selbstbiographie wird noch deutlicher, wenn man ihn ein frühes die Niederschrift von Dichtung und Wahrheit vorbereitendes Oktavblatt, das skizzenhafte Bemerkungen über sein Leben enthält, mit dem ärgerlichen Ausruf:[1] „Niederträchtige Nekrologen" schließen sieht.

Goethe hatte ja schon mehrfach einen Vorschmack bekommen von der Art, wie man voraussichtlich über ihn schreiben würde. Über die Rezensenten dachte er im allgemeinen nicht besser, als über die Biographen, und selbst der ideale Kritiker wäre, wie er meinte, nach Lage der Dinge schwerlich im Stande gewesen, sich durch die Werke ohne genauere Kenntnis der Lebensverhältnisse hindurchzuhelfen.[2] Aber auch sein Leben war schon von der Presse in die Öffentlichkeit gezerrt worden, und Goethe konnte sich ohne Mühe vorstellen, wie man die mancherlei psychologischen Schwierigkeiten, die es bot, lösen würde. Auf eine in der Form durchaus gemeine Zeitungsnotiz wollte er in einem Brief an Cotta ausführlich eingehen:[3] „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich thue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ' es noch". Man begreift das Gefühl, mit dem er schließlich, angeekelt von der ganzen Angelegenheit, das Konzept bei Seite legte.

Bei dem engen Zusammenhang zwischen seinem Leben und seinen Werken waren von dem Unverstand oder der Bosheit von Rezensenten, Biographen und Publikum für ihn besondere Unannehmlichkeiten zu befürchten, und wir dürfen annehmen, daß zwischen den Jahren 1802, wo er Schiller gegenüber den Gedanken

hingeworfen hatte, bis zu jenem Geburtstage 1808, an dem er Riemer den Plan ankündigte, der Entſchluß ſich langſam gefeſtigt hatte, den geſammelten Werken den biographiſchen Kommentar nachzuſchicken.

Auch über die Anforderungen iſt er ſich in dieſer Zeit klar geworden. Abzulehnen war von vornherein eine eigentliche Selbſtanalyſe, da ſie nach Goethes beſter Überzeugung doch nicht zu leiſten war. Den Ausgangspunkt mußten die Reſultate ſeines Lebens, alſo ſeine Werke bilden, denn auf ſie kam es vor allem an: ſie waren ja das, was ſeinem Leben ſeine Bedeutung gegeben hatte. An ſie waren die zugehörigen Lebensereigniſſe anzuſchließen; ihrer war um ſo ausführlicher zu gedenken, als der konfeſſionelle Charakter ſeiner Schriftſtellerei bereits zugeſtanden war. Goethe fürchtete ſich auch nicht vor einer wahrhaften Schilderung, denn er führte gern das Wort eines Jugendfreundes im Munde [1]) „das was du lebſt, iſt beſſer, als was du ſchreibſt“. Wie weit er im eigentlichen Bekenntnis gehen wollte, überließ er der Ausführung: Geſchmack, Takt, aber auch das Bedürfnis, alles wirklich Wichtige darzuſtellen, waren in dieſem Falle maßgebend; ein Gefühl, beichten zu müſſen im eigentlichen Sinne des Wortes, aus dem ſo viele andere Selbſtbiographien hervorgegangen ſind, beherrſchte Goethe durchaus nicht, und es widerſprach ſeiner ganzen Denkungsart, ſich vor dem Publikum zum reuigen Sünder zu degradieren.

Im Gegenteil ſoll das Buch in dem hoffnungsloſen und unzufriedenen Deutſchland jener Tage Frieden, Freude und neuen Mut verbreiten; [2]) er wollte ſicherlich mit ſeinen Bekenntniſſen niemand „wo nicht traurig ſo doch nachdenklich machen“.

Was von einer Selbſtbiographie, die ihrer Zeit zu nutzen beſtimmt iſt, verlangt werden könne, hatte er längſt gedacht und ausgeſprochen. Als der junge Frankfurter Dichter den würdigen

Äſtheten Sulzer und ſeine Theorie der Sinnlichkeit gebührend abgefertigt hatte, ruft er den „Künſtler und Liebhaber“, um die Kunſt wahrhaft zu fördern, auf,[1]) ein περὶ ἑαυτοῦ zu geben, „ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, ſich zum mächtigen Beſitz hinaufgeſchwungen und als König und Überwinder die benachbarten Künſte, ja die ganze Natur zum Tribute genötigt“.

Wie in jener anderen berühmten Beſprechung der „Gedichte von einem polniſchen Juden“ tritt Goethe damit als Fordernder auf; er verlangt vorausſchauend etwas, was in ſeiner Zeit niemand leiſten konnte, und früher nie geleiſtet hat, in dem Vorgefühl, daß er einſt fähig ſein wird, dem Ideal nahe zu kommen; nicht ein Rezenſent, ſondern ein Prophet, denn der einzige Auguſtinus hatte für die religiöſe Autobiographie bisher das zuſtande gebracht, was von einem Meiſter der Kunſt hier erwartet wird.

34 Jahre ſpäter nimmt er in derſelben Angelegenheit noch einmal das Wort, als er in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung die Selbſtbiographie Johannes von Müllers anzeigte.[2]) Er begrüßt den Plan einer Sammlung moderner Selbſtbiographien ſehr freundlich; damit die künftigen Verfaſſer zu bieten vermögen, was wünſchenswert iſt, fügt er einige Ratſchläge hinzu. Der Selbſtbiograph ſoll nach ſeiner Meinung nicht in Andeutungen für Wiſſende ſchreiben, ſondern der Jugend ein ausführliches Bild der Vergangenheit überliefern, er ſoll namentlich die Männer ſeiner Zeit, unbedeutende wie bedeutende wiederbeleben. Er ſoll ſich ferner nicht iſoliert ſchildern, ſondern im Zuſammenhang mit den Ereigniſſen, die auf ihn wirkten, mehr noch, auf die er gewirkt hat; die Beſcheidenheit wird dabei in echt Goetheſcher

Weiſe in den Kreis des Privatlebens verwieſen, in den ſie gehört. Solche Bekenntniſſe erfordern nicht Demut, ſondern Wahrheit „entweder in Bezug auf den Gegenſtand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darſtellenden und, ſo Gott will, auf beides“. Es wird alſo ausdrücklich ein Recht auf jenen Subjektivismus zugeſtanden, ohne den ja freilich eine Autobiographie ein hoffnungsloſes Unternehmen wäre, zu dem man ſich indeſſen bisher offen zu bekennen noch nicht gewagt hatte; man hatte es vielmehr vorgezogen Rouſſeauiſch abſolute Wahrheiten zu verſprechen, und das um ſo lauter, je ſubjektiver man geſchrieben hatte.

Welche Bedeutung Goethe der Darſtellung der Wirkungen der Welt auf das eigene Selbſt und des Ich nach außen legt, zeigt, daß er dieſen Wunſch wiederholt einſchärft; nicht weniger wichtig iſt, daß auch hier vor der Gefahr der Selbſtdarſtellung indirekt gewarnt wird, indem der Dichter beſonders betont, daß die Verfaſſer „mit Behaglichkeit“ ſprechen mögen, um „ihre Leſer gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen“; es fehlt denn auch jede Aufforderung zur Selbſtanalyſe, wie ſie Johannes von Müller übrigens keineswegs verſucht hatte. Das Schweigen bedeutet hier noch mehr wie ſonſt Zuſtimmung.

Es konnte dem aufmerkſamen Leſer ſchwerlich verborgen bleiben, daß der Verfaſſer einer derartigen Rezenſion ſelbſt dem Gedanken an eine Selbſtbiographie nicht mehr fern ſtand. Als ſie endlich erſchienen war, wiederholt das Vorwort in der Form eines Briefes noch einmal die Motive Goethes, wie ſie oben aus ſeinen gleichzeitigen Äußerungen bereits entwickelt worden ſind.[1])

Das Unzuſammenhängende der Werke als Ganzes ſei offenbar; man erkenne wohl, daß beſtimmte Anläſſe für die einzelnen Dichtungen vorlägen, daß ſie verſchiedenen Bildungsſtufen angehörten, ſchließlich, daß beſtimmte „temporäre, moraliſche und äſthetiſche Maximen“ in ihnen obwalteten. Erſt ihre Darſtellung

in chronologiſcher Abfolge würde das Lebenswerk verſtändlich machen. Nachdem Goethe unter der Maske eines Freundes dieſe für den Plan ſeiner Selbſtbiographie grundlegenden Sätze ausgeſprochen hat, verſpricht er in eigener Perſon eine gewiſſe Erweiterung der Anlage: „denn dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt".

Als Goethe am 8. September 1811 das Vorwort niederſchrieb, war der erſte Band der Biographie bereits vollendet. Die Übereinſtimmung dieſer Gedanken mit jenen der Rezenſion der Müllerſchen Selbſtbiographie iſt deutlich: Goethes Plan hatte ſich bei der Ausführung ſo bewährt, daß er nichts zuzuſetzen fand — nur die Einſchränkungen über das Maß zu erreichender Wahrheit am Schluß jener Einleitung kommen neu hinzu; hier hatte die praktiſche Ausführung Goethes Erkenntniſſe erweitert.

Vorgänger.

Goethes Auffassung über das, was eine Selbstbiographie zu geben hatte, kann nur sehr bedingt als eine Folge seiner Kenntnis älterer Autobiographien angesprochen werden — etwa so, wie sein Winkelmann seinen biographischen Studien zu verdanken ist: sie lehrten ihn, wie man es nicht machen soll, und sie erzogen ihn zu den Forderungen, die sie selbst so wenig erfüllten.

Goethes Kenntnis von Selbstbiographien ist außerordentlich bedeutend gewesen. Als Dichter, als Psychologe wie als „Realist" fühlte er sich von einer Schriftstellerei angezogen, die ihm ermöglichte, den Menschen und den Dingen nahe zu kommen, sie mit den Augen der Mitlebenden und Mitleidenden zu sehen. Er wird die erste Erfahrung dieser Art gewiß beim Götz von Berlichingen gemacht haben, als auf die paragraphierte Kompendienweisheit und die Universitätskollegien über das Staatsrecht des alten Reiches und über das Fehderecht, über Gottesfrieden und Bauernaufstand, plötzlich die Bekanntschaft mit dem Schicksal eines Mannes folgte, der alle diese Dinge an seinem Leibe erprobt hatte. Damals zeigten sich ihm alle die in den Lehrbüchern sorgfältig auf abstrakte Formeln gebrachten Kräfte in lebendiger Bewegung, Wirkung und Gegenwirkung erzeugend, Lust und Schmerz im einzelnen Menschen erregend. Da fühlte er die Kraft, diese Welt wieder lebendig zu machen, und die Schatten

der Götzſchen Selbſtbiographie mit Blut von ſeinem Blute zu tränken.

Eine frühere Beſchäftigung des Dichters mit Autobiographien wüßte ich nicht zu belegen, wenn auch gewiß Pietiſtiſches aus der Hiſtorie der Wiedergeborenen[1]) oder anderer Erbauungsliteratur ihm durch Fräulein von Klettenberg zugekommen ſein wird. — Seit jenem Götz-Jahre (1771) hat er aber alles Selbſtbiographiſche mit Eifer verfolgt, darin begünſtigt durch ſeine Zeit, die im Zuſammenhang mit der Bewegung auf Vertiefung ins eigene Innere eine neue Blütezeit der Autobiographie erlebte. Seine Vorliebe gehörte freilich dem tüchtigen Individuum, das einfach ſchildert, was es erlebt und geſehen hat, und das es dem Leſer überläßt, ſich aus Leben und Leiden das Bild der Perſönlichkeit aufzubauen, anſtatt grübelnd die Motive, die Dinge und die Perſonen unter dem Schein objektiver Analyſe zu verfälſchen, wie es der Geiſt der Zeit allzu leicht mit ſich brachte. Goethe kannte Beiſpiele aller dieſer Fälle, und er hat als Dichter alle Richtungen zu nutzen verſtanden: „Clavigo“, die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“, die „Schöne Seele“ und die „Natürliche Tochter“ lehren, in welchem Umfange ſeine Poeſie aus autobiographiſchen Quellen ſchöpft.

Die ſpärlichen Anfänge antiker Selbſtſchilderung wird er kaum gekannt haben, ſoweit nicht die römiſchen Dichter — Ovid etwa — ihm Beiſpiele verwandter Tendenzen zeigten. Leider ſpricht er auch — meines Wiſſens — niemals von Auguſtins tiefen Bekenntniſſen,[2]) die doch ein in ihrer Art nie wieder erreichtes Muſter der Analyſe des, auf ein beſtimmtes Ziel gerichteten Lebens darſtellen. Zweimal finden wir die „Konfeſſiones“ in ſeinem Kreiſe genannt: Suſanne von Klettenberg bewahrte das Lieblingsbuch pietiſtiſch gerichteter Seelen in ihrer Bibliothek;[3])

ſodann überſetzte es Herders Schüler, der Bruder des großen Hiſtorikers, Johann Georg Müller, für ſeine von dem Lehrer eingeleitete Sammlung von „Bekenntniſſen merkwürdiger Männer“ nach Anregungen, die er 1782 im Herderiſchen Hauſe empfangen hatte.[1]) Es kann demnach kaum zweifelhaft ſein, daß Goethe mit dem Buche des Kirchenvaters bekannt geweſen iſt; aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er es, abgeſtoßen durch die überreich eingeſtreuten Anrufungen an Gott bei Seite gelegt hat, ohne bis zur Erkenntnis des großen und einfachen Grundplans durchgedrungen zu ſein. Man kann ja auch kaum ſagen, daß Herders einleitende Briefe, in einer Epoche ſcharfer Gegnerſchaft gegen Lavateriſche Selbſtbeſpiegelung geſchrieben, zum Aufſuchen des wahren Auguſtinus ermutigt hätten. Die Müllerſche Sammlung hat Goethe wohl vor Augen gehabt, wenigſtens liegt es nahe, bei der Tagebuch-Eintragung „Petrarchs Teſtament“ an die Vermittlung des Überſetzers zu denken,[2]) er wäre ohne ſie ſchwerlich auf dieſe eigentümliche ſelbſtändige Nachahmung Auguſtinus geſtoßen, über die er ſich freilich ebenſo wenig geäußert hat.

Mit der Renaiſſance beginnt Goethes genauere Kenntnis von Selbſtbiographien. Der Eindruck, den Cellini auf ihn machen mußte, mag man aus ſeiner Begeiſterung über den wackeren Götz ermeſſen; wenn ihm ſchon der ungewandte Schilderer einer verworrenen Epoche ſo zugeſagt hatte, wie mußte ihn erſt ein, wenn auch nicht feder- ſo doch geiſtesgewandter Florentiner feſſeln, ein Zuſchauer und Mitwirkender jener Kultur-Epoche, die er über alles verehrte. Noch früher war er auf einen ſeltſamen Zeitgenoſſen des vielſeitigen Goldſchmieds geſtoßen; daß die über ſeine Lektüre ſo ſchweigſamen älteſten Tagebücher den Namen Cardans nennen,[3]) zeigt, wie lebhaft ihn die Schrift feſſelte. Tatſächlich beanſprucht die rückſichtsloſe Selbſtanalyſe des Mailänder

Arztes das größte Interesse, und Lessing war keineswegs der erste gewesen, der die Diskussion über den merkwürdigen Mann im 18. Jahrhundert fortführte. Denn seine Autobiographie ist durchtränkt von dem mutigen Forschergeist eines Jahrhunderts grenzenloser Entdeckungen, das Werk eines Mannes, der sich selbst wie ein fremdes zu ergründendes und zu beschreibendes Naturprodukt betrachtet, und mit naiver Schamlosigkeit sein geistiges und körperliches Ich splitternackt zur Schau stellt.

Als Goethe im neuen Jahrhundert die vierte Abteilung der Geschichte der Farbenlehre niederschrieb, mußte er auf den Italiener zurückkommen, für den er eine große Vorliebe zeigt, obwohl der Herausgeber jener Selbstbiographie, der gelehrte Pariser Bibliothekar und Bibliophile Naudé von eigentlichem Begreifen des Charakters recht weit entfernt gewesen ist. Er hatte sich mit dem oft mißbrauchten Satze des Seneka von der Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn, den Lessing wieder aufnehmen wird, zu helfen gesucht. Goethe faßt das Problem tiefer und sucht in der Unstäte des Studiums und Lebens, verbunden mit der Leidenschaftlichkeit, die Cardan an alles, was er trieb, gewandt habe, eine Erklärung des bewegten Lebenslaufes des Arztes.

Das Buch ist nicht ganz ohne Einfluß auf Goethes eigene Selbstbiographie geblieben, da es den glücklichen Gedanken eingab, durch Erwähnung der Konstellation bei der Geburt das Leben in seinen Hauptzügen vorausgreifend darzustellen; Cardan war es freilich bitter ernst um diesen Zweig seiner Tätigkeit gewesen,[1]) Goethe ist das Horoskop nur literarische Form, er findet aber doch die Möglichkeit und die Freiheit, in Anlehnung an Cardan die für seine Vaterstadt nützlich gewordenen Details seiner Geburt einzuflechten. Es konnten nur Einzelheiten jener Selbstschilderung wirksam werden, denn Cardans Schrift ist weit mehr eine wiederholungsreiche Essaissammlung über seine Neigungen, sein Äußeres,

seine Fehler, seine Häuser, seine Familie, seine Reisen und tausenderlei andere Dinge, als eine wirkliche Selbstbiographie, deren Form sie doch anstrebt.

Goethe hat in dem genannten Abschnitt der Farbenlehre [1]) neben dem Mailänder mit Recht den Südfranzosen gestellt, der anspruchsloser in der Form, Abhandlungen über praktische Fragen ankündigte und doch in seiner liebenswürdig-selbstischen Weise nie von seiner Person und seinen Angelegenheiten loskam: Michel de Montaigne. Goethe kannte und schätzte die Essais, denen er gelegentlich hübsche Einfälle entlehnte; [2]) besondere Zeugnisse für seine Lektüre fehlen; wir dürfen aber wohl glauben, daß die neben ihm in Weimar entstehende Übersetzung Bodes ihn mehr als einmal beschäftigt haben wird, da er hier eine dem Grüblerischen abholde freudige Lebensbejahung fand, wie er sie an jenen tüchtigen Jahrhunderten bewunderte.

Neben diesen zur Selbstanalyse neigenden Schriften versäumte er nicht, die umfangreiche Memoirenliteratur vor allem Frankreichs, an der auch der herzogliche Freund besonderes Wohlgefallen fand, und die Schiller nebst verwandten Schriften in einer umfangreichen Sammlung publizierte, zu verfolgen. Bald sind es die Darsteller wichtiger Epochen, bald die menschlich oder kulturhistorisch interessanten Aventuriers in der Art Bassompierres, die sein Interesse auf sich ziehen, — für sein biographisches Ideal fand er bei beiden wenig Anregung.

Aber nicht nur die Werke verschollener Zeiten kamen dem Dichter nahe. Aus seinem engsten Kreise ging ein Werk hervor, das die lebhafte Anerkennung des jungen Dichters fand. Der Straßburger Studienfreund Jung-Stilling hatte ihn durch farbenfrohe Schilderungen aus seiner beschränkten und doch glücklichen Jugend zu fesseln verstanden — dem Pietisten war ja die Selbst-

beschäftigung geradezu Beruf. Goethe hatte ihn um eine Niederschrift gebeten, die er mit nach Weimar nahm und aus eigener Initiative zum Druck beförderte, hier zum erstenmal, wie später noch oft, selbst Förderer autobiographischer Arbeiten.[1])

Wenige Jahre später (1782) erhielt er den ersten Teil der Bekenntnisse Rousseaus. Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Schriften das Werk eines Genies, und eines verehrten Vorbilds der jüngeren Generation, längst angekündigt, im voraus in seiner Glaubwürdigkeit bezweifelt,[2]) viel umstritten. Goethes Verhältnis zu dem Politiker und Reformator war allerdings niemals auf den Ton unbedingter Bewunderung gestimmt gewesen[3]) — nur manches aus der Pädagogik scheint tiefer auf ihn gewirkt zu haben[4]) denn der schrankenlose Radikalismus, der überall durchbrach, widerstrebte seiner ganzen Natur. Schon im ersten Weimarer Jahr hat er seinem Philipp Seidel in schroffer Ablehnung der Rousseauschen Gedanken und Pläne rund heraus erklärt, die Korsen könnten sich durch die Gaben der Kultur reichlich für den Verlust ihrer Freiheit entschädigt fühlen.[5])

Günstiger hat er lange über den Dichter und Menschen Rousseau gedacht. Im Oktober 1779 wallfahrtet er, wie alle andächtigen Seelen nach Rousseaus Insel St. Pierre;[6]) und er blickt nicht über den Genfer See, ohne des „ewig Einsamen" zu gedenken,[7]) der alle die Plätze „mit empfindenden Wesen bevölkerte;" er kann sich der Tränen nicht enthalten; Erinnerungen, die bezeichnender Weise bei der Publikation entfielen.

Der erste Eindruck der Bekenntnisse in Weimar entsprach diesen Empfindungen. Der Herzog Karl August „wirbt" so viel Leute wie er kann „ein Gleiches zu tun" und ihre Geschichte zu schreiben.[8]) Der Prinz August von Gotha veröffentlicht im Tiefurter Journal eine ausführliche Rechtfertigung des Vielgescholtenen,[9])

während Wieland im Teutſchen Merkur triumphierend verkündet, er habe Rouſſeaus Unſchuld vorausgeſagt.[1]) Auch Goethe iſt anfangs ganz hingenommen:[2]) „Nur ein paar Blätter, die ich drinne geſehen habe, ſind wie leuchtende Sterne, denke Dir ſo einige Bände! welch ein Himmel voll! welch ein Geſchenk für die Menſchheit iſt ein edler Menſch.“ Zunächſt bleibt er bei dem Werke, aus dem Fritz von Stein vorleſen muß;[3]) er bedient ſich einmal eines hübſchen Bildes aus dem erſten Buche[4]) — dann hören ſeine Äußerungen auf.[5]) Goethe erwähnt weder den 1788 erſchienenen zweiten Teil noch auch das Werk jemals wieder; es läßt ſich nicht beweiſen, daß er es überhaupt noch einmal in die Hand genommen hat. Wenn von dem Schriftſteller Rouſſeau in ſpäteren Jahren die Rede iſt, meint Goethe zumeiſt den Botaniker, deſſen er immer freundlich gedacht hat. In Dichtung und Wahrheit iſt ebenfalls von einer Beſprechung ſeiner Einwirkung faſt ganz abgeſehen.

Es war ſicherlich auch in dieſem Falle Goethes Abneigung gegen Rouſſeaus Weſen, die ihn zu dieſer ſtreng bewahrten Haltung veranlaßte. Er mochte ſeine Bedeutung nicht leugnen oder herabſetzen, aber er wollte ihn auch nicht entgegen ſeinem wahren Gefühl loben — ſo ſchwieg er,[6]) wie er über Auguſtinus geſchwiegen hat: Es iſt gewiß vielſagend, daß die entſchiedene Warnung vor den Gefahren der Selbſtbekenntniſſe an Lavater im Oktober desſelben Jahres 1782 abging, in dem er die „Confeſſions“ kennen gelernt hatte; und wie mußte erſt der gehäſſige zweite Teil eine derartige Abneigung verſtärken! Gerade jene Miſchung von Demut, ſchrankenloſem Selbſtlob und Tugendhochmut mußte ihn abſtoßen, ihn, der ein ſicheres Selbſtgefühl als eigentlich männliche Tugend ſchätzte. Er hat dabei ſtets vermieden, den Unglücklichen zu verurteilen, obwohl er durch die Hauptperſon des zweiten Teils der Bekenntniſſe, den am Gothaer

Hofe zurückgezogen lebenden Baron Grimm über den historischen und psychologischen Wert der Rousseauschen Zeugnisse genügend aufgeklärt gewesen sein wird: er verstand eben auch einen ihm unsympathischen Charakter, und hat gelegentlich Marmontel die Qualifikation, über einen so bedeutenden Mann zu urteilen, abgesprochen.[1])

Der Mehrzahl der Menschen ist die Kinderzeit das verlorene Paradies; in ihr ergehen sich die Gedanken mit Vorliebe, ihre kleinen Erlebnisse dünken ihnen wichtiger als vieles, was das reifere Alter gebracht hat. Daher begegnen Kindheitserinnerungen in zahlreichen Selbstbiographien seit dem Mittelalter, obwohl sich die Verfasser zumeist ein wenig schämten, so Unbedeutendes vorzubringen. Man kann daher Rousseaus Darstellung seiner Kinderjahre nicht als etwas durchaus Neues bezeichnen, zumal sie bei Jung-Stilling ebenso ausgebildet vorlag. Neu ist nur die Bewertung, die jener, auf Grund seiner pädagogischen Anschauungen, den Erlebnissen der frühesten Jugend zuteil werden läßt, sodaß seit seiner Zeit die Kindheitsgeschichte, statt geduldet zu sein, erst in ihr volles Recht in Biographie und Selbstbiographie eingesetzt worden ist.

Das mag Goethe bei seiner eigenen Arbeit in der ausführlichen Behandlung der Frankfurter Jahre bestärkt haben, sonst wüßte ich auf Rousseaus Einfluß nur allenfalls die breite dichterische Ausmalung der Liebesepisoden zurückzuführen, die vor ihm höchstens in Ich-Romanen und galanten Memoiren, nicht in der Autobiographie üblich gewesen war. Aber auch hier kann Rousseau eigentlich nur im Sinn der Gewöhnung des Publikums an solche offenherzigen Schilderungen gewirkt haben, als eigentlich vorbildlich für Goethe, der als Dichter die Neigung zur Darstellung der Erfahrungen des Herzens nicht von literarischen Vorbildern zu empfangen brauchte. Auch gab es seit Rousseau

zahlreiche französische Autobiographien verwandten Stils. Im übrigen hat Dichtung und Wahrheit, die Darstellung des Lebens eines Schriftstellers, in deren Mittelpunkt die Werke und ihre Entstehung gestellt sind, durchaus nichts zu schaffen mit jenem Plaidoyer des sich verfolgt wähnenden Genfers, der der Welt beweisen möchte, daß er unschuldig von dem Komplott der Feinde bedroht werde. Je tiefer man in das mit großer Kunst von den ersten Zeilen an auf diesen einen Gedanken aufgebaute Buch Rousseaus eindringt, desto schärfer treten die Gegensätze zu Goethes Selbstbiographie hervor. Unmittelbar meint man Rousseau nur an jener Stelle durchzuhören,[1]) wo Goethe wenig glücklich den „Keim der Nichtachtung des Publikums" in einer äußerlichen Erfahrung sucht, statt in seinem ursprünglichen Wesen und in den zahlreichen Erfahrungen über die Urteilslosigkeit der Menge — eine im Gegensatz zu Goethes gewöhnlicher Anschauung von Rousseau bevorzugte Art, seine Charaktereigentümlichkeiten bei bestimmten Ereignissen entstehen, statt hervortreten zu lassen.

Wichtiger als die „Confessions" war ihm sicherlich das Buch eines Hanoveraners, den er in Rom kennen und schätzen gelernt hatte,[2]) K. Ph. Moritz selbstbiographischer Roman „Anton Reiser", in welchem der scharfsinnige Seelenkenner, der sich durch mancherlei Irrwege zu einer geachteten Stellung in der schriftstellerischen Welt emporgearbeitet hatte — er war Direktor des Berliner Grauen Klosters gewesen — sein Leben erzählte. Das Buch möchte der Aufklärung von Eltern und Erziehern zum besseren Verständnis der Kinderseele verhelfen. Es sucht den Nachweis zu führen, daß äußere Umstände ihn zu einem Leben in der Einbildung, in der Phantasie gedrängt hätten, und daß sich aus diesem Leben im Nichtwirklichen alle die seltsamen Kreuz- und Querzüge erklären ließen, die seinem Leben ein so unbegreifliches

Aussehen gaben. Die Einzelbeobachtungen dieser Selbstschilderung sind von überraschender Wahrheit, das Gedächtnis des Erzählers ist bewunderungswürdig, aber mit der zu Grunde liegenden Behauptung war es sicherlich nichts. Goethe durchschaute diesen Charakter, zu dessen wesentlichen Grundzügen Phantastik und Unbeständigkeit gehörten, ganz gewiß.

Eine Tendenz haben die Bücher der letztgenannten Männer gemeinsam: Ihnen allen scheint das, was ihr Wesen, ihren Charakter gebildet hat, von außen gekommen zu sein; die treibenden Ursachen sind verschieden: Fühlt Jung-Stilling stets Peitsche und Zügel seines Gottes über sich, so sieht Moritz in dem Ungeschick und der Verständnislosigkeit seiner Erzieher, Rousseau in der Schlechtigkeit der gegenwärtigen Welt das, was sie hat werden lassen, wie sie geworden sind. Alle drei haben unter äußerem Zwange gelitten, und dieser Schmerz hat das feine Gefühl für die unmerkliche innere Entfaltung ihrer Natur übertäubt.

Wie anders sah doch Goethe die Welt und die Menschheit an! Für das, was er in seiner Autobiographie geben wollte, konnten ihn diese Vorgänger wenig lehren, nicht mehr, wie Alfieri, der italienische Stock-Aristokrat, dessen ganze Selbstanalyse Goethe als eine einzige große Selbsttäuschung erscheinen wollte.[1])

Goethe las die Lebensgeschichten derer, die ohne Anspruch auf eigene Weltanschauung in schlichter Form erzählten, was sie erlebt und gesehen hatten, weit lieber und mit größerem Nutzen, als die bedenklichen Theoretiker des eigenen Ich, und wir finden auch ihre Vertreter unter den Quellen von „Dichtung und Wahrheit".

Es hat ihn besonders gefreut, daß der Graf Reinhard ihm aus seinen Kriegstagebüchern vorlas,[2]) und noch mehr Anregung

fand er in des wackeren Zelter Lebensbeschreibung,[1]) die er, unmittelbar nachdem er das grundlegende Schema von Dichtung und Wahrheit skizziert hatte, kennen lernte. Mündliche und schriftliche Bekenntnisse vertraulicher Art sind Goethe oft zugekommen, da er als[2]) „Beichtvater" von Menschen aller Stände und aller Konfessionen Bekenntnisse entgegennehmen mußte. Seine alte Vorliebe für das unverbildete Volk leitete ihn auch darin, und wie er später gern gestattete, daß Lebensgeschichten einfacher Männer sein Name vorgesetzt wurde, er sich auch wohl entschloß, die Verfasser beim Publikum einzuführen, so hat er sich schon früh echt Wertherisch von einem Buchbinder seine Schicksale erzählen lassen.[3]) Kraft sendet ihm seine Autobiographie,[4]) Plessing klagt seine Schmerzen,[5]) Moritz erzählt sein Leben und Leiden,[6]) noch ehe Goethe von seinem selbstbiographischen Roman Kenntnis genommen hatte, und er vervollständigt ihn mündlich bis auf die Gegenwart. Noch der alternde Dichter[7]) „entlockt dem Knaben W. G. Gotthardi seine winzig kleine Lebensgeschichte". Das häufige Auftreten derartiger, doch nur beiläufig gegebener Mitteilungen beweist, wie leicht sich dem Allesbegreifenden die Herzen des Menschen erschlossen.

Aber so viel er auch immer gehört und gelesen haben mochte, seine Ansicht über die Aufgabe der Selbstbiographie ist nicht aus diesen Quellen geschöpft, sondern aus der eigenen Erkenntnis des Lebens und der Leben beherrschenden Mächte, und sie müht sich, ein Ideal zu verwirklichen, das vor ihm weder versucht noch auch gedacht worden war.

Ausarbeitung.

Quellen.

Der Entschluß, sein eigenes Leben zu schildern, stellt den Dichter vor ein neues, so schwieriges als reizvolles Problem. Gewöhnt, als Herr mit seinem Stoff zu schalten, Erlebtes, Gefühltes, Gehörtes und Erfundenes willkürlich durcheinander zu wirren, um dem Geschöpf seiner inneren Anschauung den Schein wirklichen Lebens zu geben und darüber hinaus diesem Ausschnitt aus dem Leben den Charakter der Geschlossenheit und Notwendigkeit zu verleihen, den die einzeln geschaute Realität so oft vermissen läßt — begabt also mit allen der unbestechlichen Darstellung historischer Vorgänge so feindlichen Tugenden, will der Dichter ein Menschenleben darstellen, gebunden an den äußeren Ablauf realen Geschehens, beschränkt durch die Eingriffe des Zufalls und der physischen Notwendigkeit, unter Ausschaltung der Phantasie ebensowohl wie aller ästhetischen Gesichtspunkte, die eine Abweichung von der zufälligen Wirklichkeit zu fordern scheinen.

Es ist gezeigt worden, daß vielerlei Gründe Goethe bewogen haben, sein Leben als Historiker zu schreiben, nachdem er schon einmal versucht hatte, als Poet seine Bildungsgeschichte im „Wilhelm Meister“ niederzulegen. Er war sich der Schwierigkeiten wohl bewußt, die sich ihm bei dem gewagten Unternehmen entgegenstellten, und er hat versucht, durch die Art der Arbeit die

Fehlerquellen zu beseitigen, die seine besondere Begabung der Selbstbiographie in den Weg stellte.

Hatte er in seinen früheren Arbeiten längst erwiesen, daß er mit den Anforderungen an den Geschichtsschreiber und Biographen höchsten Ranges vertraut war, weit über das Erkennen seiner Zeitgenossen hinaus, so mußte er nun sehen, daß die neue Aufgabe erheblich abweichende Forderungen an den Selbstbiographen stellte. Der Historiker besitzt ein begrenztes Quellenmaterial, das er zu sichten, zu beurteilen, aus dem allein er alle seine Resultate zu gewinnen hat; es kommt ihm von außen zu, und er ist unabhängig von ihm. Die vornehmste Quelle des Autobiographen ist im Gegensatz dazu die eigene Erinnerung; sie ist treu bis ins Detail, so daß nach der Versicherung des Psychologen in ihr jeder je gehabte Eindruck unverwüstlich schlummert und zu seiner Zeit durch einen Zufall, ja durch die phantastische Assoziation eines Traumes geweckt, frisch und lebendig hervortreten kann; und doch wieder unzuverlässig oft im Wichtigsten, den Menschen am tiefsten Erregenden, lückenhaft, beliebig Verschiedenstes zu willkürlichen Einheiten zusammenknüpfend, und Zusammengehöriges auseinanderreißend, dabei wechselnd das gleiche Bild oft in trüben Farben hypochondrischer Stunden malend, und dann wieder im humoristischen Lichte einer über den Dingen stehenden Erkenntnis schildernd. Und diesen Wust soll nicht die dichterische Phantasie belebend abteilen, daß er sich „rhythmisch regt", sondern der Denker soll ihn entwirren, soll mit kühlem Verstande unvollkommene Wirklichkeit von schönem Traum lösen und aus tausend zersplitterten Fragmenten nicht so ein schönes und harmonisches, als ein wahres Bild neu zusammenfügen.

Wie war nun bei Goethe diese Hauptquelle jedes Selbstbiographen individuell beschaffen? Wir besitzen Autobiographien

von bisher unerschütterter Zuverlässigkeit bis in alle Einzelheiten hinein; als Typus kann K. Ph. Moritz „Psychologischer Roman" „Anton Reiser" gelten. Charaktere, Ereignisse, ja Worte gibt sein Gedächtnis mit der Treue der photographischen oder phonographischen Platte wieder. Anderseits kennen wir im Guten wie im Bösen fälschende Gedächtnisse, wie das J. J. Rousseaus, das aber doch neben allen Phantasiebildern eine Fülle von Anschauungen und Szenen, an die er sicher seit 40 und mehr Jahren nicht mehr gedacht hatte, treu überliefert, wie vielleicht am deutlichsten die zahlreichen Namen beweisen, die ihm, im allgemeinen richtig, im Gedächtnis haften. Im Vergleich zu diesen beiden kann man Goethe wohl ein zuverlässiges, im ganzen richtig reproduzierendes, aber keineswegs ein besonders starkes Gedächtnis zusprechen.

Einen zureichenden Grund dafür gibt schon Goethes nach vorwärts gewandte, dem Grüblerischen, Epimetheischen abgeneigte Natur: „Es geht mir soviel über den Kopf, daß ich oft die Schiefertafel abwischen muß, um wieder rechnen zu können", schreibt er einmal.[1]) Gelegentlich empfand er freilich diese Eigenheit auch lebhaft als Schwäche, und hat dann den Mangel eines guten Gedächtnisses beklagt, vor allem, wenn er wahrnahm, daß andere sich bis in alle Einzelheiten an Vorgänge erinnerten, die ihm längst entschwunden waren. Er vergleicht sein Erinnerungsvermögen[2]) dann wohl mit dem „Siebe der Danaiden", und notiert unzufrieden, als Beweis „wie auslöschlich die Züge der Gegenstände im Gedächtnis seien", daß im 17. Jahre nach seinem ersten Tübinger Aufenthalt keine Spur vom Bilde der Stadt geblieben sei.[3]) Er entschuldigt sich denn auch während der Arbeit an „Dichtung und Wahrheit" mehrfach mit guten Gründen: das Übereinandergreifen so vieler Dinge im Leben, die nun chronologisch aufgereiht werden sollen, wirkt verwirrend;[4]) nicht

weniger hat häufig ein stark arbeitendes Innere die Seele schon im Augenblick des Erlebens gegen die frischen Eindrücke abgestumpft, sodaß sich nur flüchtige Bilder einprägten;[1]) und schließlich „wo der Anteil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtnis“ schrieb 1823 der Greis aus eigenster Erfahrung.[2])

So ist Goethes Selbstbiographie überreich an Gedächtnisfehlern. Jeder Kommentar zählt eine große Reihe auf; eine erneute Durcharbeitung des gesamten jetzt bekannten Materials würde gestatten, ihre Zahl erheblich zu vermehren. Einiger typischer Fälle sei im Folgenden gedacht.

Wohl am unzuverlässigsten ist das menschliche Gedächtnis in der Abschätzung durchlebter Zeiträume. Rousseaus Bekenntnisse, die bis zu seiner — ebenfalls falsch angesetzten — Ankunft in Paris außer dem Geburtstage keine richtige Zahl bieten, liefern den überzeugenden Beweis, da hier für das chronologische Gerippe seines Lebens äußere Daten dem alternden Dichter völlig mangelten. Obwohl Goethe in unvergleichlich besserer Lage war, und über die Länge seiner wichtigeren Lebensepochen kein ernstlicher Zweifel möglich scheint, bildet doch gerade die falsche Schätzung kurzer Zwischenepochen eine der wichtigsten Fehlerquellen des Buches, zumal der Inhalt der verschiedenen Frankfurter Aufenthalte Verwechslungen nahelegte: „weil der zweite Anblick der Gegenstände in Gedanken mit dem ersten zu verfließen pflegt.“[3])

Die anderthalb Jahre zwischen der Kaiserkrönung und der Abreise nach Leipzig zu füllen, scheint dem Dichter bereits schwer geworden zu sein; Namen und Vorgänge aus seinem Leipzig-Straßburger Zwischenaufenthalt drängen sich vor, wobei der junge Crespel sein späteres Alter beibehält[4]) — wohl der beste Beweis, daß unwillkürliche Änderung der Tatsachen vorliegt. Noch schlimmer stand es natürlich um den erwähnten Anfenthalt von 1768 zu 1769, für den nach Vorwegnahme der geselligen Seite eigentlich

nur Krankheit, Pietismus und Alchemie als Inhalt übrig blieben. Das chronologische Schema beweist, daß er die Krankheit zu spät angesetzt hatte; deshalb verbreitet sich über den ganzen Heimataufenthalt jene Krankenstubenstimmung, die höchstens seinem ersten Drittel zukommt. Auch die Intensität seines religiösen Fühlens haftet nicht recht mehr im Gedächtnis: Obwohl ihm das richtige Datum der Herrenhuter Synode von Marienborn von zwei Seiten mitgeteilt worden war,[1]) wollte er sich nicht recht überzeugen lassen, und erwähnt seine Teilnahme schließlich — ohne ausdrückliche Zeitangabe — zum Jahre 1774;[2]) nur daran glaubte er sich genau zu erinnern, daß es in dem Jahre nicht gewesen sei, das heute feststeht, 1769.[3]) Leicht war auch nicht die Ausfüllung des kurzen Frankfurter Winteraufenthaltes 1771 zu 1772, da er ihm die erste Fassung des Götz nicht zuzuweisen wußte, sondern an dessen spätere Niederschrift glaubte: im chronologischen Schema meint er ihn 1771 in Wetzlar konzipiert zu haben, unter völliger Verwirrung der Zeiten und Tatsachen. Das richtige Jahr seines Wetzlarer Aufenthaltes wußte er ein Jahr später,[4]) über den Götz ist er sich dauernd im Unklaren geblieben. Setzte er diesen zu spät an, so läßt er Faust um mindestens drei Jahre zu früh begonnen sein.

Der letzte längere Aufenhalt in der Heimat 1772 zu 1775 trägt auch in der Erinnerung Goethes so charakteristische Züge, daß Irrtümer über den Geist dieser Jahre kaum noch möglich waren. Knüpften sich doch an die neuen Kreise, in die er nun trat, die Gedanken der großen literarischen Revolutionspartei, deren Stimmführer er kurze Zeit gewesen war. Die Drucke setzten ein, deren Jahreszahl Aufschlüsse boten, auch die Biographien und Literaturgeschichten begannen, Daten zu liefern; was aber nicht aus ihnen entnommen werden kann — Fragmente, Skizzen, Niederschriften — ist nicht richtiger datiert, als das Frühere.

Als ernstliche Quelle für die zeitliche Bestimmung eines Werkes — man denke an die „Mitschuldigen“ — kann daher „Dichtung und Wahrheit“ in keinem Fall in Anspruch genommen werden.

Im Gefühl dieser Mängel hat Goethe den Verlust der zahlreichen Stützen seines Gedächtnisses, die ihm früher zur Verfügung gestanden hatten, lebhaft bedauert, und namentlich beklagt, daß er durch Vernichtung von Korrespondenzen und älteren Entwürfen die Brücken zur Vergangenheit einst mit vollem Bewußtsein abgebrochen habe.[1]) Es kam nun darauf an, das Erhaltene möglichst auszunutzen und das Verlorene zu ergänzen. Die Einzelheiten gehören in die Entstehungsgeschichte, hier sei nur darauf hingewiesen, wie Bettinas gutes, wenn auch schwerlich sehr zuverlässiges Gedächtnis und ihre alten Aufzeichnungen die Erzählungen der Mutter aus seiner Kinderzeit ersetzen muß,[2]) jener liebenswürdigsten Enthusiastin, die sich schon 1806 mit dem Plan einer chronikartigen Goethebiographie getragen hatte, „einfältig wie die Haimonskinder“ wie sie sagte, und für die Frau Aja das Material lieferte. Wohl wegen des Goetheschen Plans eigener Memoiren verzichtete sie leider auf die Weiterführung des Buches, und verwob die bunten Bilder des zerrissenen Gewebes aufs Neue in ihre Briefe an den Dichter, dessen köstlichsten Schmuck sie noch bilden.[3]) Der Dichter hat nur mäßigen Gebrauch von dem Material gemacht, dessen wertvollste Bestandteile für die nie vollendete „Aristeia der Mutter“ zurückbehalten wurden. Tante Melber und sein Neffe Schlosser traten für Frankfurter Personalien ergänzend ein,[4]) für die eigene Auffrischung heimischer Erinnerungen ist durch Karlsbader Badebekanntschaften und durchreisende Landsleute immer gesorgt worden. Derartige Gespräche mit einem entfernten Verwandten, dem Sohne des in „Dichtung und Wahrheit“ ehrenvoll genannten Regierungspräsidenten v. Loën, erwähnt Goethe später ausdrücklich.[5])

Denn das muß man notwendig im Auge behalten, Goethe ist durch die Art seines Lebenslaufes in unvergleichlich günstigerer Lage gegenüber der eigenen Vergangenheit als die große Mehrzahl der übrigen Selbstbiographen; nirgends in seinem Leben klaffen tiefe Risse, überall bleiben Verbindungen bestehen. Von den Schauplätzen, auf denen sich sein reiches Dasein abgespielt hat, ist ihm eigentlich nur Wetzlar dauernd fremd geblieben, weder persönliche noch örtliche Beziehungen bleiben in nennenswertem Umfange längere Zeit lebendig. Es ist daher kein Zufall, daß die Beschreibung des romantischen Städtchens im Verhältnis zu der anderer Orte mager ausgefallen ist. Die anderen Stätten seiner Jugend hat er wiederholt wiedergesehen. Leipzig bildete für Weimar den Handelsplatz, von dem man alles das bezog, was die Kleinstadt nicht bieten konnte; auf der Leipziger Messe finden wir Goethe zeitweise jährlich; im Dezember 1782 und im Mai 1810 hat er die Stadt systematisch studiert. Ein ähnliches statistisch topographisches Studium ist 1797 Frankfurt zu Gute gekommen, Dresden hat er ebenfalls noch 1810, also im Jahre vor Beginn der ersten Niederschrift, nach Beendigung umfassender Vorarbeiten, eingehend betrachtet. Aber auch die anderen Orte, die er einst nur flüchtig berührt hatte, Köln, Düsseldorf, Pempelfort (1792), Heidelberg (zuletzt 1797) hat er inzwischen wiedergesehen, seine Schweizerreise zweimal ähnlich wiederholt. Verhältnismäßig am fremdesten mag ihm Straßburg geworden sein, da er es nur noch dreimal (zweimal 1775 und Ende 1779) gesehen hat.

Fast noch günstiger, als mit den lokalen Erinnerungen stand es mit den persönlichen Beziehungen. Um das Bild seiner Frankfurter Verwandtschaft lebendig zu erhalten, bedurfte es freilich nicht seiner übrigens nicht seltenen Besuche in der Vaterstadt; hebt er doch oft genug die sattsam bekannte Tatsache der Unverwüstlichkeit der Kindheitserinnerungen hervor, deren Umrisse bei zunehmendem

Alter an Deutlichkeit eher gewinnen als verlieren. Vieles hielt auch die Mutter als rege Korrespondentin wach, und das Tyrannenblut (für Wein) konnte, wenn etwa sonst im Verblassen, aus dieser Quelle mit manchem andern erneuert werden.[1]) Aber dafür, daß er auch die ihm in fortschreitenden Jahren Nahetretenden nicht vergaß, bürgte mehr als sein Gedächtnis seine friedliebende Natur. Er hat nur mit wenigen seiner Jugendfreunde ganz gebrochen, aus dem Kreise von „Dichtung und Wahrheit", eigentlich nur mit Lavater und Klopstock, mit ersterem dazu erst nach wiederholten persönlichen Wiederbegegnungen (zuletzt Juli 1786). Dazu sorgten beider literarische Tätigkeit ebenso wie gemeinsame Freunde dafür, daß die Anschauung ihres Wesens ihm nicht verblaßte. Mit der Mehrzahl der übrigen verband ihn lebenslänglich ein Gefühl alter Zusammengehörigkeit, auch wenn es sich nach außen nicht mehr betätigte. Am bezeichnendsten für seine Konzilianz und das Anziehende seines Wesens ist gewiß, daß ihm sich auch nicht einmal vergangene Liebe in Abneigung oder Haß verwandelte: Friederike und Lilli sah er 1779 auf der Schweizer Reise wieder, mit der einstigen Braut blieb er in freilich lange unterbrochener Beziehung. Noch weniger konnte ihm Lotte als Frau seines Freundes Kestner, der mit Treue die alte Verbindung pflegte, fremd werden. Wenn sie auch erst als würdige Matrone, nachdem ihr Jugendbild bereits in Goethes Biographie auferstanden war, den Dichter in eigener Person wieder aufgesucht hat, so war sie ihm doch in ihrer in Weimar verheirateten Schwester längst nahe,[2]) und ihre Söhne waren ihm ebenso willkommene Gäste wie die Lillis. Käthchen Schönkopf mag er auch wohl öfter wiedergesehen haben, ausdrücklich angemerkt hat er sichs einmal, ein Jahrzehnt nach der ersten Bekanntschaft mit dem melancholischen Zusatz: „mais ce n'est plus Julie".[3]) Nur das Frankfurter Gretchen ist

seinem Gesichtskreis ganz entschwunden, und behält daher in der Charakteristik jene unbestimmten Linien, die der Schilderung ihren eigentümlichen Reiz leihen: An die Stelle bewegten Seins sind ein paar Bilder eindrucksvoller Momente getreten.

Für die Lebhaftigkeit mancher Frankfurter Erinnerungen zeugt am besten das älteste Schema, in dem Goethe ohne weiteres eine Menge von Personalien einzutragen weiß, die er in dieser Form doch größtenteils seinem Gedächtnis entnommen haben muß, da er nur einzelne wiedergesehen haben kann; an der Spitze steht da der Graf Thoranc — mit einer falschen Namensform zwar, doch ist der Irrtum durch offizielle Dokumente hinreichend entschuldigt. Für die Maler seiner Vaterstadt mußte er schon zu gedruckten Quellen greifen. Einzelheiten lassen sich natürlich nicht mehr feststellen, hat er doch nie verfehlt, sich von der Vaterstadt zu unterhalten, so noch 1807 mit Herrn Städel.[1]) Von Jugendfreunden ist dauernde Verbindung mit Riese und Moors bezeugt und im benachbarten Jena wirkte der Theologe Grießbach, ein alter Bekannter aus der Heimat; andere standen bei Seite, waren aber immerhin am Leben. Der Aufseher, von dem er im sechsten Buch spricht, bleibt uns im Leben wie in der Darstellung undeutlich.

Im Mittelpunkt des Leipziger Kreises steht Behrisch, den er bis zum Januar 1797 hin wiederholentlich in Dessau, innerlich unverändert, angetroffen hat. Der Sonderling hat ihn in so hohem Grade interessiert, daß er noch ganz spät Anekdoten von ihm — ebenfalls nicht ohne Gedächtnisfehler — Eckermann erzählen konnte.[2]) Sein sonstiger Universitätsverkehr ist daneben nicht aufs Beste davongekommen; auch hier gilt die Beobachtung, daß die meisten, die ihm später nicht mehr begegnet sind, seinem Gedächtnis entschwanden. Für den Ludwigschen Mittagstisch hatte er einen Anhalt in den Briefen an die Schwester — was

dort nicht stand, etwa die interessante Tatsache, daß sich Lavaters Bruder zeitweise unter der Gesellschaft befunden hat, hat er sicherlich vergessen, da er sich diese Anknüpfung sonst schwerlich hätte entgehen lassen; über die Angehörigen des Schönkopfschen Kreises ist er genauer unterrichtet. Er blieb ja mit dem Bürgermeister Herrmann in dauerndem Verkehr. Von seinen alten Lehrern sind die meisten früh verstorben; daß er von den bedeutendsten Koryphäen der damaligen Literatur, von Gottsched und Gellert sich eine klare Erinnerung bewahrte, ist selbstverständlich. Öser ist bis zu seinem Tode mit Weimar in regem Verkehr gewesen und Goethe hat ihn hier ebenso oft wie in Leipzig gesehen; zum Überfluß hatte erst 1809 ein Buch die lebhafte Erinnerung an seinen alten Zeichenlehrer wachgerufen.[1]) Minna Stock, seines Meisters im Kupferstechen Tochter, ist die Gattin seines Dresdener Vertrauten, des Oberappellationsgerichtsrates Körner, geworden. Hier ist uns einmal zufällig überliefert, daß Goethe an ihren Erzählungen aus seiner Jugend Freude gehabt habe.[2]) Zugleich sei Corona Schröters gedacht, die dem Dichter bis ins neue Jahrhundert hinein in Weimar nahe war, sowie der von den Studenten angeschwärmten Demoiselle Schulze, die als bekannte Madame Kummerfeldin gar bis 1815 in Weimar lebte und durch Helene Böhlaus reizende Ratsmädelgeschichten zu später Unsterblichkeit gelangen sollte. Wie seine kleine Skizze aus dem Anfangsstadium der Autobiographie „Leipziger Theater" beweist, hatte er beide in gutem Gedächtnis. Von Dresdenern hat der Gallerieinspektor Riedel gar noch das Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit" erlebt und sich an dem freundlichen Gedenken für oft erwiesene gute Dienste erfreuen dürfen.

Aus dem Straßburger Kreise ist die hervorstechendste Person wohl Salzmann; die Geschichte seiner Beziehungen zu Goethe ist die zu Straßburg selbst. Er verschwindet langsam aus dem Dasein

des jüngeren Freundes, und der ſtarke Irrtum über ſein Alter beweiſt, daß auch hier die Tatſachen im Verblaſſen waren. Doch iſt ausdrücklich überliefert,[1]) daß er ſich des Jugendfreundes „mit vieler Wärme erinnerte", als ihn ein Neffe des Aktuars in Karlsbad 1801 auf die verfloſſenen Zeiten hin anſprach. In deſſen Begleitung befand ſich ſein Schwager, jener Engelbach, deſſen Goethe gern gedacht hat! Von Jung und anderen braucht er nichts genaueres behalten zu haben, lag doch deſſen Buch vor ihm; Lerſe iſt ihm, ähnlich wie Behriſch, noch bis 1798 ein oft begrüßter Vertrauter geblieben; ein Bruder ſeines einſtigen Bekannten Weyland weilte ſeit 1790 als Geheimſekretär des Großherzogs in Weimar (alſo ein naher Verwandter von Friederike), während jener Weyland ſelbſt ihm in Frankfurt als Arzt wohl wieder begegnet ſein wird. Mit Herder ſind gewiß jene Tage erſter Bekanntſchaft oft beſprochen worden; über Schöpflin, Koch und Oberlin konnte er ſich in den Werken über das Elſaß, die er einſah, ausgiebig orientieren.

Von den ehemaligen Wetzlarer Bekannten war die Verbindung nicht nur durch ſeine Beziehungen zur Familie Keſtner aufrechterhalten, ſondern im nahen Gotha weilte als Vertrauter jener Tage Gotter, deſſen Tochter Pauline zu dem Kreis der den alten Herrn umſchwärmenden jungen Mädchen gehörte.

Und wie viel verband ihn gar erſt mit den neu gewonnenen Freunden der ſiebziger Jahre! Lenz freilich hatte er nach dem Weimarer Abenteuer aus den Augen verloren, aber die Manuſkriptmaſſen, die dieſer dem einſtigen Freunde hinterlaſſen hatte, hielten das Gedächtnis wach, aus ihnen ſchöpfte der Dichter für die Autobiographie mancherlei Züge, dabei freilich auf die Erinnerung an früher Geleſenes angewieſen.[2]) Bei Klinger bedurfte es dazu der Werke nicht; ſeine glänzende Laufbahn am Petersburger Hofe machte ihn zu einer vielgenannten Perſönlichkeit, zu der freund-

schaftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten Goethe lieb war. An den Dritten im Bunde, an Wagner, hatte Goethe nur Reminiszenzen an Unannehmlichkeiten, die ihm durch dessen Betriebsamkeit bereitet waren, und er hat ihnen einen Ausdruck verliehen, der die Züge des kaum skizzierten Poeten einigermaßen trübt.

Mit Merck blieb er bis zu dessen Tode 1791 in engen persönlichen Beziehungen, den Schwager Schlosser und Tante Fahlmer hat er noch 1793 wiedergesehen, die Stolberge, vor allem Fritz Jakobi, blieben ihm dauernd nahe. Sophie von La Roche erschien 1799 wieder in Weimar, wo ihre Persönlichkeit den Zauber jener alten Tage im Rheingau wieder zu erwecken durchaus nicht geeignet war; ihre Charakteristik steht denn auch unter dem Eindruck dieses Besuchs, vielleicht auch ihrer eigenen platten Reiseschilderung;[1]) der besonders hervorgehobene Zug ihrer Liebe zu ihren Kindern würde sich dann leicht erklären, während doch ihr früheres Verhalten gegenüber Maximiliane kaum das gespendete Lob verdiente. Allerdings spiegelte es sich auch in den Briefen des jungen Goethe an die Freundin, die ihm möglicherweise vorlagen, nur undeutlich wieder. Daran, wie er zu der jüngeren Generation des Hauses stand, braucht hier wohl nur erinnert zu werden: die Enkelin Bettine war ihm von allen lebendigen Quellen seines Werkes die lebendigste. Im Gegensatz zu diesen in hellen Farben leuchtenden Erinnerungsbildern waren ihm die Züge des einst so verehrten Fräulein von Klettenberg verdunkelt, obwohl er sie doch vor nicht allzu langer Zeit für den „Wilhelm Meister" aus ihren Papieren zu neuem Leben erweckt hatte. Hier zum ersten Mal zieht er ein altes Gedicht heran, um einen lebendigeren Eindruck der Vergangenheit zu erwecken, als es seine Darstellung vermag; die Anfrage an Schlosser über ihr Todesjahr beweist am besten, in welchem Umfange Einzelheiten ihm entschwunden waren. Und hier haben

wir auch einen Beleg, wie klar ſich Goethe über die Mängel ſeiner Erinnerung war, denn ſchon 1795 klagt er lebhaft, daß ihm ſeine Jugendtage nicht mehr ſo vor Augen ſtünden, als ſie 15 Jahre früher bei der Abfaſſung des Meiſter geſtanden hätten.[1]) — Und gewiß ſind die 15 folgenden Jahre nicht ſpurlos an ihm vorüber gegangen.

Noch andere hat er nicht wiedergeſehen: für Klopſtocks durchſichtiges Weſen bedurfte er natürlich anderweitiger Auffriſchung nicht — den ſehr viel komplizierteren J. G. Zimmermann ſcheint er in weſentlichen Punkten verfehlt zu haben. Im vierten Band hat er den Verſuch, neue Porträts zu ſchaffen, ſo ziemlich aufgegeben und ſich auf Reproduktionen beſchränkt, obwohl doch ſelbſt Nebenperſonen wie die Handelsjungfer Delph oder die Frau von Stein auf Naſſau (dieſe durch ihre ſchöne Tochter, die Gräfin Werthern auf Neuheilingen) noch mehrfach ſeinen Lebensgang gekreuzt haben.

Die Menſchen bleiben die gleichen, aber die Ereigniſſe kehren nicht wieder. Doch ſind neue, den einſtigen verwandte Erlebniſſe geeignet, die Vergangenheit lebendig zu machen. Wenn Goethe in Erfurt 1808 mit lebhaftem Intereſſe den Vorſtellungen der franzöſiſchen Schauſpieler folgte,[2]) ſo mußten ihm die Aufführungen, an denen der Knabe in Frankfurt teilgenommen hatte, oder die er in Straßburg geſehen, wieder vor die Seele treten, und die umfaſſende Schilderung der Kaiſerkrönung iſt erſt abgeſchloſſen worden, nachdem er an Feſten teilgenommen hatte, deren Glanz an die alte Zeit erinnerte. Iſt es ein Zufall, daß er auf dem Rückweg von Frankfurt in die Thüringiſche Heimat, Oktober 1815, in wehmütigem Gedenken an Marianne Willemer von ſeiner Liebe zu Lilli zu erzählen beginnt?[3]) — Schließlich hat er auf die Bedeutung, die dem Wiederſehen einſt geſchauter

Landschaften für die Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis zukommt, noch in den Tag- und Jahresheften von 1805 hingewiesen;[1]) aber bereits auf der Schweizerreise von 1797 klingen solche Betrachtungen an.[2])

Ein Nachteil freilich ist bei solchen erneuerten Erinnerungen unvermeidlich: das neue Bild beeinflußt das alte, hebt das Verwandte, oft auch das Entgegengesetzte der beiden Erfahrungen hervor, wird aber vieles verdunkeln.

Goethe besaß indessen eine Eigenheit seines Gedächtnisses, die ihn unterstützte, derartige getrübte Erinnerungen aus Eigenem zu berichtigen, das ist das starke Haften bildmäßiger Eindrücke, jene Gabe, die ihn immer wieder zur Malerei zurückzog und die begreiflich macht, daß er sein Leben lang nicht vom Ringen mit den Darstellungsmitteln der bildenden Künste lassen mochte.[3])

„Dichtung und Wahrheit" ist voll von solchen Bildern, die man, wie ich meine, nur zum kleinen Teil für Phantasieschöpfungen erkären darf, wenn auch gerade in solchen Fällen der historische Beweis zumeist schwer zu führen ist. Gelegentlich ist es aber doch möglich: Über den Leipziger Studententumult sind wir aus anderen Quellen gut genug unterrichtet, um zu sehen, daß das, was Goethe davon in zuverlässiger Erinnerung war, offenbar der seltsame Anblick der sich auf der gegenüberliegen Straßenseite stauenden Menge und der auf dem freien Damm einzeln geräuschlos wirkenden Studenten gewesen ist,[4]) während Vor- und Nachgeschichte danach konstruiert sind. Man hat ja diese Erinnerungsfähigkeit Goethe auch sonst zuerkannt. Die Schilderung der ertrunkenen Knaben in den Wanderjahren weist, wie man früh gesehen hat, auf ein fast ein halbes Jahrhundert zurückliegendes Erlebnis zurück,[5]) warum soll also Goethe in der eigenen Bio-

graphie die Dresdner Schusterstube oder Gretchen am Fenster, am Spinnrad, oder ihre charakteristische Haltung beim Zuhören haben erfinden müssen? Hat er doch abermals 15 Jahre später eine bezeichnende Gebärde Lillis reizend darzustellen gewußt.

Damit soll nicht jede lebendige Schilderung historisch gerettet werden. Die berühmte Gottschedszene mag ein damals umlaufendes Erlebnis anderer gewesen sein, das Goethe um der größeren Frische der Erzählung willen auf sich selbst übertragen hat — man darf bei solchen Dingen nicht vergessen, daß uns von Goethe überliefert ist, daß er von je ein glücklicher Anekdotenerzähler gewesen sei; daß uns anderseits sehr wenige dieser Geschichten erhalten sind, wir also an mancher Stelle mit einem festen Bestande seines Anekdotenschatzes, den er so gut wie andere Erzähler gehabt haben wird, rechnen dürfen.

Noch eine weitere starke Seite des Goetheschen Erinnerungsvermögens wird mehrfach hervorgehoben. Er behielt eigene und fremde literarische Werke oft wörtlich im Gedächtnis: In Dichtung und Wahrheit dient das Zitat aus dem Urfaust[1]) als überzeugender Beleg — dazu, wie seine Werke beweisen, glücklich geprägte Bilder und charakteristische Formeln; dagegen scheint, abweichend vom Gedächtnis zahlreicher anderer Selbstbiographen das seine für Gespräche und Worte fast vollständig versagt zu haben. Was solcher Art in Dichtung und Wahrheit angeführt wird, ist offensichtlich für den Zweck erfunden, und steht vom echten Gesprächston des jungen Goethe so weit ab wie nur denkbar; die neue Melusine unterscheidet sich von dem Stil des Straßburger Studenten womöglich noch mehr als der neue Paris von dem Ton eines Knaben, dem das Märchen vom Machandelboom geläufig war, und der von Wieland noch nichts gehört haben konnte. Das scheint seltsam bei der großen Fähigkeit Goethes, sich in den Stil früherer Jahre zurückzuversetzen, wie

er ſie ſchon bei der Vollendung des Fauſt oder der Ergänzung des Werther betätigt hatte. Freilich lagen da auch als ſtiliſtiſche Vorbilder große ausgeführte Partien fertig da, während er zur Rekonſtruktion des alten Erzählungstons kaum Muſter beſaß. Er hat denn auch gar nicht ernſtlich den Verſuch gemacht.

Vorarbeiten.

Goethe überſah, wie erwähnt, die Schwierigkeiten, die ſich ſeiner Abſicht entgegenſtellten, vollkommen, er war daher nach Möglichkeit um authentiſche Unterlagen der Darſtellung bemüht. Die ſorgfältige Art, in der er ſchon ſeit der Fortſetzung des alten Wilhelm Meiſter alle größeren Arbeiten ſchematiſch vorbereitete, erſcheint hier noch geſteigert.

Die Darſtellung dieſer Quellenarbeit wird am beſten mit der Entſtehungsgeſchichte des ganzen Werkes in enge Verbindung gebracht werden können. Es liegt das an der eigentümlichen Arbeitsweiſe des alternden Goethe, der, dem Architekten vergleichbar, möglichſt genaue Grundriſſe, ja Skizzen von Einzelheiten zu ſchaffen ſich bemüht zeigt, bevor er an die Ausführung geht. Er behielt ſo den Vorteil, ſich lange die Freiheit der Umgeſtaltung zu wahren, die nach der Feſtſtellung des Textes ſehr viel ſchwieriger erſcheint. Dabei läßt er ſich freilich den Vorteil des Schriftſtellers gegenüber jenem nicht entgehen, auch am Vollendeten noch durchgreifende Änderungen vorzunehmen, ſoweit es ihm erforderlich erſcheint.

Die Vorſtudien wurden im Sinne dieſes Arbeitsplanes behandelt. Eine flüchtige Orientierung über das vorhandene Material geht voraus; die weiteren Skizzen werden danach mit möglichſt

geringer Benutzung von Quellen entworfen, und erst bei der Ausarbeitung, ja oft erst bei der Revision des Vollendeten oder gelegentlich gar des Gedruckten werden zweifelhafte Punkte nachgeprüft, oder, wo erforderlich, ausführlichere Auszüge nach den Vorlagen angefertigt und hineingearbeitet.

Wird die Übersichtlichkeit der Darstellung schon durch diese Entstehungsart erschwert, so wird sie vollends gehindert durch Goethes Verfahren bei der Ausarbeitung. Goethe beherrscht durch die gekennzeichnete Arbeitsmethode seinen Stoff schließlich so vollkommen, daß es ihm einigermaßen gleichgültig ist, welchen Teil er jedesmal in Arbeit nimmt. Er springt nach Stimmung oder Laune von einem Abschnitt zum anderen und überläßt die ausgleichende Tätigkeit erst abschließenden Redaktionen, bei denen ihm Riemer helfen muß, die sich notwendig ergebenden Inkongruenzen auszugleichen.

Es ist nicht leicht, alle diese durcheinander laufenden Entwicklungsreihen zu sondern, ohne das Eigentümliche der Entstehungsweise ganz zu verwischen. Ich habe mich in der Anführung von Daten, die nach Lage der Dinge oft nur verwirren, zu beschränken gesucht, da der chronologische Verlauf ja in den Tagebüchern jedermann vor Augen liegt, und mich bemüht, vorzüglich die Entwicklungsphasen hervortreten zu lassen.

Da an dieser Stelle nur die Entstehungsgeschichte behandelt werden soll, so sind die grundsätzlichen Anschauungen, nach denen Goethe seine Selbstbiographie bearbeitet hat, im dritten Teil dargestellt worden. Hier werden prinzipielle Fragen nur gestreift, soweit sie sich unmittelbar aus der Genesis des Werkes ergeben; bei dem engen Zusammenhang, in dem Schaffen und Lernen immer stehen werden, ergeben sich dabei notwendigerweise einige Wiederholungen; manches von dem, was im fertigen Werke durchgeführt ist, hat sich erst im Laufe der Niederschrift ergeben und

vieles, was nicht ausgeführt wurde, unterblieb aus technischen, formalen, ja äußerlichsten biographischen Gründen.

Als notwendigste Vorarbeit erschien Goethe die Herstellung eines sicheren annalistischen Gerüstes, das ihm helfen sollte, die Tatsachen zu ordnen. Seit dem 11. Oktober 1809, dem ersten Tage wirklicher Tätigkeit für „Dichtung und Wahrheit", arbeitet er an einem chronologischen Schema,[1]) das er sich in einem Oktavheftchen angelegt hat, indem er die einzelnen Blätter mit den Jahreszahlen von 1742 bis 1809 überschrieb. Zunächst scheint er aus der nächstliegenden Quelle, aus den eigenen Tagebüchern geschöpft zu haben, die — abgesehen von flüchtigen älteren Reisenotizen — nur bis 1775 zurückreichten. Er entnimmt ihnen nach Möglichkeit positive Daten, die er hier und da nach vorhandenen Dokumenten,[2]) dem Adelsdiplom zum Beispiel, ergänzt. Auf solche stützt er sich auch in der Jugendschilderung, wenn er seinen Promotionstag oder die Ernennung seines Vaters zum Kaiserlichen Rat genau anzugeben weiß. Sie beginnen aber bereits zu fehlen, als er den Hochzeitstag seiner Eltern notieren will. Im übrigen ist er zunächst auf sein Gedächtnis angewiesen: er setzt offenbar — abgesehen von einer Reminiszenz an ein schreckliches Hagelwetter (1756, später zugesetzt) — ein mit jener entzückenden Schilderung der Katastrophe, zu der kindliche Klopstockbegeisterung im elterlichen Hause führte;[3]) er stellte sie unter das Jahr 1758. Was dabei über die poetische Richtung des Vaters gesagt ist, knüpft sich assoziativ an die Erinnerung der erwähnten Szenen. 1759 bringt dann die ersten zusammenhängenden Erinnerungen an die Zeit der französischen Okkupation, die Frankfurter Maler, den Grafen Thoranc, dessen Herkunft er in treuerem Gedächtnis bewahrte als die Namensform; um ihn gruppieren sich die anderen Gedächtnisbilder.

Vollſtändigkeit ſcheint noch keineswegs angeſtrebt zu ſein, denn Dinge wie der Umbau des Hauſes oder das vom „Meiſter“ her bekannte Puppenſpiel ſind ihm gewiß auch damals gegenwärtig geweſen. Eine Grundlage zum künftigen Text können ihrer Ausführlichkeit nach eigentlich erſt die Notizen zu den Leipziger Jahren liefern, wo der größte Teil des rein Biographiſchen bereits vorbereitet iſt, ohne Käthchen freilich, deren Exiſtenz ebenſo wie die des Frankfurter Gretchen nur durch die Erwähnung pſychiſcher Wandlnngen angedeutet wird. Behriſch iſt der erſte Freund, deſſen Erwähnung geſchieht.

Wo Goethe ſich auf das Gedächtnis verließ, laufen chronologiſche Irrtümer natürlich leicht unter, verzeihlich im Beginn (zum Jahre 1750), wo offenbar nur ein Vergreifen in den Blättern vorliegt, ſchwerwiegender betreffs des Leipziger Theaterbaus, der von 1766 auf 1768 verlegt iſt, und dadurch neben Wielands „Muſarion“ geriet, ſodaß ſich jene hiſtoriſch ungerechtfertigte Gedankenverbindung zwiſchen Öſer's neuem Theatervorhang und Wielands Dichtung bilden konnte.[1]) Auch die Dresdener Reiſe iſt um ein Jahr zu früh angeſetzt. Die Notizen über den Aufenthalt in der Heimat ſind ſo kurz wie ſpäter die Ausführungen, bei welcher der Text durch allerlei kleine Mittel geſtreckt werden mußte. Auch Straßburg iſt nur ſpärlich bedacht, doch ſind die wichtigſten Namen einſchließlich dem der Brions gegeben und die große Wandlung durch das Schlagwort „Deutſchheit emergirend“ angedeutet. Aber der Münſter iſt nicht erwähnt, Marie Antoinette fehlt ebenſo wie die Reiſen ins Elſaß. Auf der Rückſeite dieſes Blattes hat er, gewiß ſpäter, unter dem Titel „Hauptepochen“ eine Reihe von Tatſachen notiert, die ihm für Wendepunkte in den Jahren 1771—1775 gelten konnten.

Da Goethe das richtige Datum ſeiner Promotion voranſtellt, iſt es wunderlich, aber für das bruchſtückartige Entſtehen dieſes

Schemas bezeichnend, daß er trotzdem den Wetzlarer Aufenthalt noch zu diesem Jahre anmerkt, wie er das in den Handbüchern, wohl nach seiner eigenen irrigen Angabe, finden konnte. Hier ist Lotte genannt, dazu „Werther Götz concipiert". Unter 1772 wiederholt er Werther und Götz, letzteren mit dem Zusatz „Selbstverlag mit Merck" — fast scheint es, als ob ihm die doppelte Bearbeitung nicht gegenwärtig gewesen sei und er das Erscheinen unmittelbar an die Ausführung angeschlossen habe. Im Gegensatz zu diesen später berichtigten Fehlern gibt er aber zum Jahre 1772 richtig die Abfassung der kleinen theologischen Broschüren an, die er später vor die Wetzlarer Episode gezogen hat. Die weiteren Daten bis Weimar hin sind wiederum äußerst lückenhaft: Nichts von Faust, Stella, Clavigo, den Singspielen, den Farcen. Lyrik ist in dem ganzen Schema nicht erwähnt, man vermißt aber auch Werke wie Prometheus und den Ewigen Juden. Zu 1774 ist die Rheinreise unter NB. notiert, das „Apperçu des Mahomets" ist damit, wie später wieder in der Ausführung, in eine nur vorübergehend, aber mit Recht, aufgehobene Verbindung gebracht, des einzigen Werks, das bis Weimar hin noch genannt wird; hier erscheint 1775 endlich der Faust. Zu diesem Jahr gibt er wieder eine etwas umfänglichere Skizze über die kulturelle Lage der deutschen Kleinstaaten in jenen Tagen als Einleitung des Weimarer Aufenthaltes. Alles weitere ist für „Dichtung und Wahrheit" einflußlos geblieben.

Nach zwei Seiten bedurfte das Schema der Ergänzung: die Geschichte hatte während des Siebenjährigen Krieges bedeutend in das Leben der Familie eingegriffen; sodann waren literarische Einflüsse für seine dichterische Entwickelung von größter Bedeutung. Aufmerksam auf solche Einzelheiten sehen wir ihn denn auch auf einem Oktavblatte,[1]) das die Frage nach dem Jahre der Okkupation Frankfurts enthält. Andere historisch-literarische

Fragen verwandter Art stehen auf einem weiteren ähnlichen Blatt.[1]) In den meisten Fällen enthält noch das chronologische Schema die Antwort. Für die Festlegung der Epochen seines Lebens waren in beiden Fällen verhältnismäßig leicht bestimmte objektive Daten erhältlich, die Goethe seiner Arbeit sogleich einfügte. Archenholds bekannte Geschichte[2]) gab das Nötige zum Siebenjährigen Krieg, Jördens Gelehrten-Lexikon[3]) die Erscheinungsjahre der wichtigsten literarischen Werke her, beide sind bald nach Beginn der Arbeit, noch im Oktober, herangezogen worden; vorübergehend benutzt er auch Mangelsdorfs[4]) „Achtzehntes Jahrhundert" und Bredows allzu lakonische Tabellen zur Literaturgeschichte.[5]) Das Buch des Königsbergers bot eine leicht lesbare Übersicht über das ganze Jahrhundert auf noch nicht 400 Seiten, auf denen freilich nicht immer der Professor der Geschichte, sondern allzuoft der der Beredsamkeit und Dichtkunst das Wort hatte; als Gesamtschilderung aber wohl gerade das, was Goethe brauchte, um sich den großen Gang der Ereignisse noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen. Persönliches braucht noch kaum benutzt zu sein, doch wissen wir aus den Tagebüchern, daß er bereits im Februar die „Papiere aus der Frankfurter Verlassenschaft" angesehen hat.

Auf eine bestimmte Epoche beschränkte er sich bei seinen Notizen noch keineswegs, denn im November liest und schematisiert er K. Ph. Moritz' Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen,[6]) die er wiederholt als Produkt gemeinsamer Gedankenarbeit bezeichnet hat, und die ihm den Geist seiner italienischen Reisezeit zu verkörpern schien. Wenn wir ihn hier schon mit Ausführungen beschäftigt sehen, die nicht mehr in das Oktavheft Eingang fanden, so sehen wir ihn in dieser Zeit überhaupt mit nebenherlaufenden losen Aufzeichnungen beschäftigt, wie sie in ziemlicher Zahl erhalten, gewiß in weit größerer Menge verloren

gegangen sind. Wir besitzen eine Skizze zur Beurteilung seines ganzen Lebens auf der Rückseite eines Fragebogens, dessen Beantwortung noch im Schema berücksichtigt ist.[1]) Neben der Sammlung rein tatsächlicher Momente liefen also auch Aufzeichnungen der Grundgedanken her. „Mein Leben ein einzig Abenteuer." „Kein Abenteuer durch Streben nach Ausbildung dessen, was die Natur in mich gelegt hatte."

Auf der Karlsbader Reise des Sommers 1810 begleitete ihn das Schema als Hauptquelle für die beabsichtigte Weiterführung; daraus läßt sich wohl erklären, daß in dieser Zeit die letzten Eintragungen erfolgt sind: unterwegs mochten einzelne Blätter sich zu leicht verlieren, so daß sowohl die Auszüge aus Voltaires Korrespondenz, welche allgemein-kulturgeschichtlichen Betrachtungen zugrunde gelegt werden sollten, und die weit über den Rahmen des sonstigen Inhaltes dieses Heftes hinausreichenden Charakteristiken Frankfurter Honoratioren damals noch eingefügt wurden. Nach seiner Heimkehr werden schwerlich weitere Eintragungen erfolgt sein.

Denn inzwischen hatte Goethe bereits Versuche, den Stoff zu gruppieren, gemacht. Auf gebrochenen Foliobogen skizzierte er in nummerierten Abschnitten in Schlagworten auf der rechten Seite die Phasen seines Lebensganges „Die Hauptmotive"; auf der linken Seite stehen kurze Ausführungen und Nachträge. Leider liegen von diesem Entwurf nur Punkt 8—16 im Druck vor, die Zeit etwa von 1773—1786 umfassend.[2]) Die Spuren des chronologischen Schemas, aus dem eine charakteristische Wendung für den Beginn der Weimarer Jahre wiederkehrt („Verwandeln des Bilds in die Wirklichkeit"), schimmern durch, die größere Ausführlichkeit und die überlegene Disposition des Karlsbader Schemas sind noch nicht erreicht, so daß über die Stellung

zwischen beiden kein Zweifel sein kann, wenn wir, nur auf die Tagebücher, die zur genauen Feststellung hier zu unbestimmt lauten, angewiesen, auch chronologisch diese Arbeit noch nicht fixieren können (etwa November 1809?). Quellenstudien hat Goethe in diesem Jahre nur spärlich getrieben; seine Werke waren ihm, soweit sie in der neuesten Ausgabe erschienen waren, noch gut genug im Gedächtnis, nur das biographisch Wichtigste, der Meister, wird im April 1810 noch einmal vorgenommen; die Bedeutung, die er seinen Rezensionen für seine Biographie mit Recht zuschreibt, führt zu dem Entschluß einer Sammlung derselben, der allerdings durch das Fehlen der „Fankfurter Gelehrten-Anzeigen" vorläufig illusorisch wurde; schließlich muß Riemer ihm den „Musarion" wieder vorlesen, da er sich an dessen Bedeutung für seine Jugendwerke, „Die Mitschuldigen" etwa, noch erinnern mochte.[1])

Die ganze Arbeit ist begleitet von zahlreichen flüchtigen Notizen über sein Leben,[2]) über die Literatur der Zeit und über Freunde, die sich auch bei genauester Prüfung uur zum geringen Teil noch werden datieren lassen. Ein solch Blatt enthält weitere Personalnotizen über bedeutende Frankfurter,[3]) die dem chronologischen Schema fehlen, andere wieder Fragen,[4]) welche dasselbe Schema nicht mehr beantwortet, die aber auch erst bei der Niederschrift aufgetaucht sein mögen. Vieles ist wohl erst in Dichtung und Wahrheit eingegangen, einzelnes schon in Goethes eben erwähnten ersten Versuch, den Stoff zu gliedern, nachträglich aufgenommen, anderes, wie namentlich weit in die Literaturgeschichte zurückgreifende literarische Schemata, sind gänzlich liegen geblieben; wo wir für letztere Daten gewinnen, führen diese allerdings schon über jenen Karlsbader Aufenthalt des Jahres 1810 hinaus, der für die Form von Dichtung und Wahrheit entscheidend werden sollte.

Denn jetzt schienen die Vorarbeiten und Überlegungen weit genug gediehen, um den Grundriß des Buches ausführlich zu entwerfen. Seit dem 22. Mai 1810 beginnt Goethe vormittags an Riemer ein „biographisches Schema" zu diktieren, von dem eine ausreichende Anzahl Blätter erhalteu ist, um ein Urteil über das Ganze zu gestatten.[1]) Auch hier wählt Goethe den für Nachträge brauchbarsten gebrochenen Foliobogen, auf dessen einer Hälfte untereinander die Schlagworte folgen. Die einzelnen Bogen sind mit laufenden Nummern überschrieben, vom ganzen liegt ein Riemersches Inhaltsverzeichnis, das den Stoff des Faszikels nach Bänden und Büchern ordnet, vor.[2]) Daß das Schema selbst das in der Karlsbader Zeit oft genannte sein muß, zeigt sein Anschluß an das chronologische Schema ebenso, wie die zu Tage liegende Tatsache, daß es vor aller zusammenhängender Niederschrift entstanden sein muß. Erhalten sind uns aus dem in „Dichtung und Wahrheit" abgeschlossenen Teil leider nur zwei Blätter (Nr. 9 und 11), die Straßburger Zeit und den Koblenzer Aufenthalt behandelnd.[3]) Weniger sorgfältig disponiert als spätere Bogen des gleichen Schemas setzt das erste offenbar die wenigen Zeilen des chronologischen voraus: „Straßburg. Schönes Land. Tischgesellschaft. Juvenile. Salzmann. Lersé. Jung." Erst das Folgende kehrt in neuer Umarbeitung wieder. Die dort objektiv berichteten Tatsachen erhalten hier persönliche Färbung; gleich die ersten Worte „Liederlicher Tanzboden" deuten auf persönlichste Erfahrungen, die, wohl erheblich idealisiert, den bedeutungsvollen Abschluß des 9. Buches bilden werden. Die Ordnung ist noch eine ganz andere: An den Tanz sollten sich sonstige zerstreuende Beschäftigungen schließen, ein Naschen an allem Wissenswerten, wie es der Schüler im Faust als sein Ideal vorträgt. Dann folgt die Beschäftigung mit der französischen Literatur und der äußere Abschluß der Studien. Nun erst kommen die für seine

Zukunft Bedeutung gewinnenden Namen Herder, Friederike Brion (nun mit Vornamen genannt), die beiden Stürmer und Dränger; daß er Lenz nunmehr als schon von Straßburg her bekannten festgestellt hat, bezeugt das Fortfallen des Fragezeichens, das im chronologischen Schema beim Namen stand; sodann die beiden für seine beabsichtigte künftige Carrière in Betracht kommenden Schöpflin und Koch, schließlich die Reisen ins Elsaß, die er später mit Details erwähnte,[1]) die wahrscheinlich machen, er habe einige gleichzeitige Notizen zur Hand gehabt. Seltsamerweise fehlt noch seine große Lothringische Reise, deren Tagebuch er noch nicht aufgefunden oder bereits den Vorarbeiten einverleibt hatte. „Wieder aufgenommenes Studium des Homer" eröffnet den Ausblick auf Wetzlar, das nun unter dem richtigen Jahr (1772) erscheint.[2])

Die Lücken sind immer noch groß: der Straßburger Münster wird seine überragende Stellung erst durch Sulpiz Boissérées kluges Eintreten für die Gothik gewinnen. Der Einzug Marie Antoinettes, die Episode mit dem Ludwigsritter — diese dann in einem eigenen kleinen Schema vorbereitet[3]) — werden als wertvoller Schmuck, die Berührung mit der englischen Literatur als wichtiges Lebenselement noch hinzutreten — trotzdem kann man kaum zweifeln, daß hier nicht beliebige Aufzeichnungen aus dem Gedächtnis vorliegen, sondern ein erster Dispositionsversuch, der freilich von der künstlerisch durchdachten reichgegliederten Einteilung des fertigen Werkes noch weit entfernt ist.

Wo es sich dagegen um übersichtliche, zusammenhängende Vorgänge handelt, zeigt unser Schema bereits die Grundlagen der Darstellung deutlich, und die Schilderung des Besuches bei Frau von La Roche am Anfang des dreizehnten Buches ist in Wahrem und Irrigem nur eine Umschrift der Schlagworte des ersten Entwurfes mit leichten Änderungen in der Anordnung, angefangen von Leuchsenrings Briefschatullen, die, ohne ihren Be-

ſitzer freilich, wirklich mögen zur Stelle geweſen ſein, bis zu dem auffallenden Gegenſatz im Charakter des Ehepaares; ſchon iſt Julie Bondely genannt, und der „Blick in frühere franzöſiſche und Schweizer Zeiten“ verſpricht ſcheinbar mehr, als die Ausführung ſpäter gehalten hat.

Goethe hat das Schema, ſoweit es aufgearbeitet war, vernichtet, und unſer Blatt hat ſich nur deshalb erhalten, weil die leere Rückſeite es zu weiterer Verwendung geeignet erſcheinen ließ: es wurde zum Zweck der Füllung jener Papiertaſchen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, zerſchnitten und mit neuen Skizzen bedeckt. Das Unerledigte dagegen wurde zurückgelegt, wie durch die weiteren erhaltenen Nummern des Schemas deutlich wird. Nr. 13 iſt dem Eintritt Goethes in Weimar gewidmet. Die Darſtellung wird eröffnet durch eine kulturgeſchichtliche Skizze der deutſchen Bildung jener Tage, die wir uns ausgeführt ähnlich der literaturgeſchichtlichen Überſicht des jetzigen ſiebenten Buches denken dürfen, gekrönt von einer Charakteriſtik des Weimariſchen Hofes. Dann betritt der Dichter ſelbſt dieſe neue Bühne: „Mein früher dargeſtelltes Naturell, wie es in dieſer Lage zur Erſcheinung kommt.“ Der Sturm und Drangcharakter wird mit wenigen Strichen angedeutet, der Widerſtand der Beamtenkreiſe iſt geſtreift, ausführlicher kommt ſeine eigentümliche Stellung als „Günſtling“ des Fürſten zur Sprache. Das Selbſtbewußtſein, das ihn bei der Übernahme der Geſchäfte leitete, die eigentümliche Art ſeiner politiſchen Begriffe, das unbewußte aus-ſeiner-Natur-heraus-Handeln finden kräftigen Ausdruck.

Nun ſollte aufs Neue auf den Geiſt der Zeit und deſſen moderne Forderungen zurückgegriffen werden. Wie ſich eben an die Darſtellung der höfiſchen Zuſtände die Charakteriſtik des Hofmanns Goethe angeſchloſſen hatte, ſo folgt hier auf die Beſprechung der ſtaatlichen Bedürfniſſe eine Selbſtſchilderung des

Geschäftsmannes; seine Qualifikation zum regelrechten Beamten wird in derselben Weise geleugnet, wie es zuerst in den großen Bekenntnisbriefen aus Italien an Karl August,[1]) dann, mit tieferer Motivierung aus seinem innersten Wesen heraus in der Selbstcharakteristik von 1797 geschehen war.[2]) Die Gedanken jenes Entwurfs, der ihm gewiß längst aus den Augen und dem Sinn gekommen war, erscheinen hier in neuer Prägung. Eine Grundtendenz der ganzen späteren Selbstbiographie tritt klar hervor, das Bestreben nämlich, sein eigenes Verhalten in jedem Falle möglichst aus der Lage der Dinge und dem Allgemein-Menschlichen, ohne weiteres Verständlichen zu erklären. So wird sein unbestechliches Pflichtgefühl — sicherlich mit Unrecht — zur natürlichen Eigenheit jedes klugen „Parvenüs"!

Von dem folgenden Abschnitt, der offenbar das erste übermütig wilde Treiben in Weimar erzählen sollte, ist nur die umfängliche Einleitung erhalten. Sie handelt von dem Übergang der Fürsten des 18. Jahrhunderts von königlicher Repräsentation zu einfacher Bürgerlichkeit, und stellt so gleichzeitig eine Verzahnung dar, in die im nächsten Jahrzehnt das Vordringen revolutionärer Bewegungen eingreifen mag.

Ein paar Blätter, die Einzelheiten aus den ersten Weimarer Jahren beibringen, sind vorläufig angeklebt und angeheftet: bei weiteren Abschriften sollten sie offenbar in den Text kommen; und so geben sie ein Bild, wie derartige Schemata sich zusammenfügten.

Unter den übrigen erhaltenen Abschnitten zeichnet sich durch eine gewisse Fülle nur noch Nr. 17 aus, Goethes Rückkehr aus Italien und die unmittelbar folgende Zeit umfassend. Die Geschichte seiner wachsenden Isolierung und seiner entschiedenen Wendung zur Wissenschaft wird in ruhigem Fortschritt erzählt; die Notizen tragen noch zu sehr den ursprünglichen chronologischen

Charakter, um zu eingehender Analyse aufzufordern, doch herrscht hier dieselbe ruhige Sachlichkeit, mit der Goethe aus dem natürlichen Verlauf menschlichen Erlebens das langsame Abrücken von den Gedanken und Empfindungen der ersten zehn Jahre erklärt. Das weitere von diesem Schema Vorhandene, die Blätter 19, 20, 23, enthalten lediglich sachliche Angaben zur Chronologie, zur Erweiterung jenes Schemas; das ist begreiflich, da sie sich auf Reisen beziehen, deren gegebene Form die annalistische ist; nur der Abschnitt, der die Daten zur Campagne enthält, ist durch eine kurze wichtige Selbstschilderung ausgezeichnet,[1]) die den Stab über jene lange Epoche übergroßer Objektivität bricht: „Zerstörte alle Sentimentalitäten in mir und litt also Schaden am naheverwandten sittlich Idellen." Ein neuer Beleg für die rücksichtslose Offenheit, mit der Goethe von sich zu sprechen beabsichtigte, und die den Titel Bekenntnisse, den er noch lange für das projektierte Werk brauchen wird, erklärlich erscheinen lassen — wenn er selbstverständlich auch nie daran gedacht hat, in Rousseaus Weise pikante Erlebnisse zu beichten.

Trotz ihres schematischen Charakters enthält unsere Skizze — wie solche Goetheschen Entwürfe oft — bereits Bemerkungen zur Technik für die spätere Ausarbeitung: „Hauptaperçu, daß zuletzt alles ethisch sei," will doch wohl diese damals neu gewonnene Einsicht zum Mittelpunkt eines Kapitels erheben. Dort, wo das nachitalienische Schema in eine chronologische Anreihung überzugleiten beginnt, ist notiert: „Reflexion über das Erlebte. Schwierigkeit die große Masse zu ordnen."

Das biographische Schema beschäftigt ihn bis Ende des Jahres noch vielfach: es wird „suppliert",[2]) „seine Hauptmomente bedacht",[3]) dazu werden biographische Betrachtungen notiert,[4]) die wir wohl unter dem späteren Titel[5]) „Aus meinem Leben.

Fragmentariſches. Spätere Zeit“ oder verwandten Aufzeichnungen werden ſuchen dürfen, da der Vergleich mit dem Wahnſinnigen, deſſen ſich das Riemerſche Schema bediente, hier wiederkehrt. Doch mag es ſich auch um andere allgemeine Reflektionen handeln, wie deren unter den Lesarten der Weimarer Ausgabe mehrere abgedruckt ſind.[1])

In allen dieſen Skizzen iſt von „Dichtung“ durchaus noch nicht die Rede. Alles iſt Wahrheit, und rückſichtslos ausgeſprochene Wahrheit, ohne überflüſſige Konfeſſionen in Einzelheiten zwar, aber ausgezeichnet durch den Verſuch, auf die letzten erfaßbaren Wandlungsvorgänge des Innern loszugehen.

Bisher hatte Goethe über ſeinen Plan geſchwiegen, da er die Abneigung vieler Schriftſteller teilte, den ſtillen Prozeß innerer Bildung eines Werkes durch Ausſprache zu ſtören; nur Riemer als Anreger und Mitarbeiter wußte darum, wahrte aber peinliche Diskretion. Auf der Rückreiſe aus Karlsbad am 1. oder 2. Oktober 1810 wurde dann der Urfreund Knebel in das Geheimnis eingeweiht. Er erwartete Goethes „Wanderſchaften“, ein Vergleich mit dem halbautobiographiſchen Roman, den der Dichter gern brauchte, bereits zu Oſtern des nächſten Jahres.[2]) Am 25. Oktober wird Bettina ins Vertrauen gezogen,[3]) da ihre Beihilfe für die Kinderzeit unentbehrlich ſchien; hatte er doch zuletzt in Karlsbad von ihr „Unendliches“ gehört[4]) „von alten und neuen Abenteuern“ alſo nicht nur von der Günderode, die das Tagebuch allein erwähnt. Goethe ſpricht von den Bekenntniſſen in ſeiner Art leichtherzig mit einem Zweifel, ob es ein „Roman oder eine Geſchichte“ werden wird. Die jugendliche Verehrerin ſollte zuſammenſchreiben, was ſie von der Mutter gehört habe, um ihm das Vergangene wieder hervorzurufen, „das ich meiſtens vergeſſen habe“. Bettina begann ſofort mit der Überſendung ihrer Geſchichten. Wer etwa ſonſt um das vorbereitete Werk wußte, iſt wohl nicht

mehr zu ſagen: zu Cotta ſpricht er von mehreren Freunden, die den Plan mit Beifall aufgenommen und Förderung zugeſagt haben, was ja für die Genannten zutrifft.

Er hatte ſich jetzt alſo auch zur Mitteilung an den Verleger entſchloſſen; der angeführte Brief datiert vom 16. November 1810 und enthält die Mitteilung, daß das Schema ſeiner Biographie, in Karlsbad entſtanden, in allen Grundzügen ziemlich feſtſtehe, und nun, nach der Heimkehr, im einzelnen ausgearbeitet werde. „Ich bin genötigt, in die Welt- und Literargeſchichte zurückzugehen, und ſehe mich ſelbſt zum erſten Mal in den Verhältniſſen, die auf mich gewirkt und auf die ich gewirkt habe; und dies gibt zu ſonderbaren Reflexionen Anlaß.“ Tatſächlich iſt Goethe gegen Ende des Jahres von den Betrachtungen über ſich ſelbſt zum Studium ſeiner Zeit und ſeiner Zeitgenoſſen übergegangen. Er hat einerſeits Lacretelles Geſchichte Frankreichs im 18. Jahrhundert ſorgfältig ſtudiert,[1]) anderſeits ſich in Studien zur Literaturgeſchichte ſeiner Jugend vertieft, indem er die biographiſchen Nachträge zum Sulzer,[2]) Meuſels Lexikon von verſtorbenen Schriftſtellern, die alten Bände der Nicolaiſchen Bibliothek, die Körteſche Biographie des Vater Gleim[3]) vornahm, auch den Siegwart, das in allen Literaturgeſchichten[4]) neben dem Werther genannte charakteriſtiſchſte Werk der ſentimentalen Epoche lieſt er wieder — freilich ohne in ihm eine unmittelbare Beziehung auf ſein eigenes Schaffen zu entdecken; doch beweiſen Notizblätter, daß er ſich damals für eine Charakteriſtik des Werkes treffende Formeln zurechtgelegt hat,[5]) wie wir uns überhaupt in dieſer Zeit die erſte Hälfte jener literariſchen Schemata enſtanden denken müſſen, die ſpäter die Grundlage des literarhiſtoriſchen Abſchnittes im 2. Bande bildeten und die ſich gelegentlich wörtlich an ihre Quellen anlehnen.[6]) Daneben beſchäftigt ihn noch bis tief ins Jahr 1811 hinein die wenig aufregende Redaktion der Hackertſchen

Selbſtbiographie, die ihm das Bewußtſein der Pflichten gegen ſich ſelbſt wach erhielt. Wie die meiſten Werke, die Goethe für ſeine Arbeit vorgenommen hat, ſcheint auch Lacretelles Geſchichte einiges beigeſteuert zu haben: in den bisherigen Bemerkungen über die Straßburger Zeit war von der Durchreiſe der Marie Antoinette noch nicht die Rede. Hier konnte er nicht nur eine Charakteriſtik der jungen Dauphine finden, ſondern auch die Tatſache, daß ſie in Straßburg mit großem Pomp empfangen worden ſei, wie ſchließlich auch die Erwähnung des Unglücks in der Rue Royale. Da mögen die einſt geſchauten Bilder vor ſeinem geiſtigen Auge wieder aufgeſtiegen ſein.

Nach Neujahr 1810 fühlte er ſich bereit, mit der Niederſchrift zu beginnen. Bis ihm die Stimmung zum Schreiben ankommt,[1]) blättert er noch in Hamanns in dieſer Zeit oft geleſenen Schriften und lieſt vorläufig in einer franzöſiſchen Geſchichte der Philoſophie;[2]) waren doch Weltanſchauungsfragen ſchwerlich in in der Biographie zu umgehen. Daneben noch in einer politiſchen Broſchüre des geiſtigen Hauptes der Göttinger Univerſität, E. Brandes: „Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts", die 1808 in Hannover erſchienen war. Jenes trockene philoſophiſche Werk konnte ihm nicht viel geben, es friſchte ihm die Namen der großen Denker auf, Epictet und die Neuplatoniker, Spinoza, Kant und der hier hochgelobte Jacobi treten ihm noch einmal entgegen, und mancherlei eigene Gedanken erwachten aufs Neue „denn die ſämtlichen möglichen Meinungen gehn uns doch nach und nach, teils hiſtoriſch, teils produktiv durch den Kopf", Anſchauungen, die in dem erſten Teil jenes ſchon erwähnten Entwurfes berührt ſcheinen.[3]) Wenn er ſich hierbei in der Meinung beſtärkte, daß jede Weltanſchauung außer ihren objektiven auch faſt noch ſtärkere individuelle Motive hat, ſo fand er zwar den Hinweis bei

Degerando, die Bewahrheitung im Einzelnen mußte er aber aus ſich nehmen, da von einer Durchführung dieſes Princips in dem Werke des Franzoſen keine Rede iſt.

Brandes Schrift ſtand in engerer Beziehung zu ſeinem Stoffe. Der Verfaſſer hatte als Sohn eines hohen hannoverſchen Beamten in England Gelegenheit gehabt, politiſche Einſicht zu gewinnen, und kann hier mit ruhiger Überlegenheit den Verfall Deutſchlands am Ende des 18. Jahrhunderts analyſieren, ohne in den Ton keifenden Haſſes zu verfallen, der als erſte Folge des preußiſchen Zuſammenbruches überall hervorgetreten war. In kurzen Paragraphen, die mehr Leitſätzen als Abhandlungen gleichen, wird zunächſt die politiſche Ungeheuerlichkeit des alten Reiches abgetan. Über Regensburg und Wetzlar, über letzteres mit ausführlicher Begründung wird abgeſprochen, der Nutzen der kleinen Kulturzentren im Gegenſatz zu dem Wirrwar des Ganzen hervorgehoben.

Sodann folgt eine Darſtellung der einzelnen Epochen. Bis 1780 hin beherrſcht die Befangenheit durch Friedrich des Großen Genialität die Deutſchen, aber gerade ſeine Fähigkeit vernichtet den lebendigen Staat und ſchafft die Staatsmaſchine; weil er von ſeinen höchſten Beamten nur Fertigkeiten verlangt, ſtatt Einſichten und Charakter, verſagen ſie nach ſeinem Tode ſofort. Dazu werden die deſtruktiven Ideen der neuen Zeit, die vernünftige Neuerungen in der Erziehungslehre, der Politik, der Rechtsanſchauung in blindem Radikalismus übertrieb, dem allzu künſtlichen Staatsbau gefährlich, da es niemand verſtand, die unter ſo verſchiedenen Einflüſſen immer ſtärker auseinanderklaffenden Stände zu verbinden und einander anzugleichen. Die Steigerung dieſer Gegenſätze wird in den nächſten Perioden verfolgt. Goethe mußte die ganze Betrachtungsweiſe lebhaft anſprechen und ähnliche Gedanken bilden durchaus die Unterlage der kulturgeſchichtlichen Exkurſe, die er hier und da einflicht. Enger hat er ſich

an den Analytiker der modernen Kultur indessen nur in der Einleitung seiner literarhistorischen Übersicht des siebenten Buches angelehnt, als er die geistige Epoche, der er angehörte, aus dem Widerspruch gegen den Zeitgeist entwickelte und die Bedeutung des siebenjährigen Krieges für das Aufblühen der deutschen Literatur — ein ihm zunächst nicht grade nahe liegender politischer Gedanke — in dem prächtigen Abschnitt über Minna von Barnhelm hervorhob; zwei Gedanken, die bei Brandes (§ 43 ff.) an den Anfang einer Schilderung der Zeit nach dem siebenjährigen Krieg gestellt sind.

Die erſte Niederſchrift.

(Anfang 1811.)

Unter dieſen Beſchäftigungen näherte ſich der dem Dichter ſo verhaßte Januar ſeinem Ende, die Tage wurden länger und in dem Hinterzimmer, in das ihn die läſtige Kälte verbannte, wurde es heller. Seine Neigung zur Produktion regte ſich. Doch entſchloß er ſich nicht ſofort, mit dem Beginn ſeines Lebens anzufangen; er notiert ſich Bemerkungen über das deutſche Theater[1]) und über den Entwurf einer Nauſikaa in Palermo; endlich am 29. vormittags beginnt er mit der Niederſchrift der „Eigenen Biographie“. Bis zum 1. Februar heißt es zumeiſt „Biographiſche Anfänge“, ſodann „Biographiſches“. Die Arbeit ſchreitet überraſchend ſchnell vorwärts. Schon am 12. kann er „den Frauenzimmern“, ſeiner Frau alſo und ihrer Geſellſchafterin Karoline Ulrich, der ſpäteren Frau Riemer, das Biographiſche vorleſen. Am 18. beginnt er eine zweite Abteilung gewiß mit dem Leipziger Aufenthalt, am 7. März iſt er bei der Rückkehr nach Frankfurt angelangt, den 11. war das Manuſkript bis zur Abreiſe nach Straßburg gediehen, am 16. ſtockte die Arbeit nach Erledigung des „Münſterturmes“, um noch einmal am 5. und 6. April mit der Schilderung des Herderſchen Aufenthaltes in Straßburg vorübergehend aufgenommen zu werden. Inzwiſchen hat er häufig abends im häuslichen Kreiſe, ſeit dem April auch, zumeiſt Montags,

zum Sechs-Uhr-Tee der Herzogin im blauen Zimmer des Schlosses vor den Weimarer Damen der engsten Hofgesellschaft — abgesehen von den Hofchargen und dem Erbprinzlichen Paar, also nur vor Frau von Stein, Charlotte von Schiller, Frau von Pogwisch, Sophie von Schardt — aus der Biographie vorgelesen, die wir uns daher bis zu einem gewissen Grade in sich abgeschlossen vorstellen müssen.

Das Vollendete reichte bis in unser 10. Buch hinein; von seiner Form und seinem Umfange können wir uns aus den Angaben seiner Tagebücher eine ungefähre Vorstellung machen. Es war eine einfache biographische Erzählung, die sich, wie wir bei dem Straßburger Abschnitt nachweisen können, eng an das Karlsbader Schema anlehnte. Noch fehlen die meisten der großen Einlagen allgemeinen Charakters, die die Schilderung mit der Geschichte, der Literatur, mit der menschlichen Entwicklung in Beziehung setzen werden. Doch fiel Frau von Stein sogleich auf, daß Goethe die eigene Person zurücktreten ließ zu Gunsten der Geschichte und der Personen damaliger Zeit.[1]) Weniges war noch zurückgestellt, wie das schon im chronologischen Schema angemerkte Erdbeben von Lissabon, dessen Bedeutung für Goethes religiöse Entwicklung in einer der späteren Ausführung ähnlichen Weise auch Riemer gegenüber längst erwähnt worden war[2]) und das Bettina dann wiederum genannt hatte. Ähnlich stand es mit der Wahl und Krönung Kaiser Franz Josefs II., der Übersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur, dem Goldsmith gewidmeten Abschnitte und Unbedeutenderem. Goethe wollte offenbar noch auf ausführlichere Quellen zurückgehen, um seiner Darstellung mehr innere Wahrheit zu verleihen. Aber auch Kleinigkeiten kommen erst später hinzu, so die schon in Karlsbad vorgemerkte Erzählung vom Bleichen der Kupferstiche,[3]) die erst am 15. Mai eingefügt wird.

Selbst für diese Niederschrift wird der Nebentitel „Dichtung“ noch nicht erforderlich gewesen sein, obwohl Goethe von „seinem Roman“ sprach.[1]) Die Schlagworte, unter denen er sich im Tagebuch das geleistete Arbeitsquantum gelegentlich notiert, ähneln denen des Schemas; zumeist sind es seit der Leipziger Zeit Charakteristiken von Freunden und Lehrern (Gellert ist durch Frau von Stein über den Bestand des Tagebuchs hinaus auch schon verbürgt); an sie knüpft sich die Schilderung der eigenen Erlebnisse; daneben sind jene Zuständen gewidmeten Schilderungen vorhanden, die wir in unserem Texte als Hauptabschnitte leicht wieder erkennen: „Krankheitszustand“ nach der Rückkehr aus Leipzig, „Mystisches Dogma“ in Frankfurt, oder „Übung gegen Schwindel und andere Gebrechen“ in Straßburg.[2]) In einem Punkte geht er sicherlich über das früher Entworfene hinaus, in der Schilderung des Münsters nämlich, von dem ja im Karlsbader Schema noch keine Rede war. Es waren neueste Eindrücke, die hier bestimmend einwirkten. Seit dem April 1810 hatte Graf Reinhard ihm mit vieler Liebe von dem jungen Sulpiz Boisserée nnd seinen gotischen Interessen geschrieben und eine Begegnung vorbereitet. Goethe gab zu viel auf das Urteil seines Freundes, um in der gewöhnlichen Kühle zu verharren; am 14. Mai spricht er von eigenen früheren Bemühungen und von der überragenden Bedeutung der Fassade des Straßburger Münsters unter den Werken der Zeit, die ihm nun freilich „sarazenischen“ Ursprungs scheinen. Aber schließlich bezeichnet er doch die ganze mittelalterliche Architektur als Puppenzustand, aus dem erst Michelangelo — wie in der Malerei scheint ihm also die späte Renaissance mustergültig — die Kunst befreit habe. Und dann doch wieder eine Einschränkung dieser wahrhaft Meyerischen Rigorosität: er hat den Wunsch, durch den Ausdruck solch radikaler Ansichten den strebenden Jüngling nicht zu betrüben. Die nächsten Briefe

galten wieder diesem Problem,[1]) immer unter lebhafter Anerkennung der Betätigung des jungen Enthusiasten, bei Wahrung seiner eigenen historischen Betrachtungsweise. Die übersandten Studien zum Domwerk hatten ihn doch so lebhaft angeregt, daß er am 16. März seinen biographischen Betrachtungen den Abschnitt über das Münster einfügte[2]) — ein charakteristischer Beweis übrigens, wie zufällig in mehrerem Sinn der Bestand dessen ist, was er für darstellenswert erachtete; wenige Jahre früher oder später würde das Werk ganz anders ausgesehen haben.

Dieser Abschnitt[3]) ist eine der wenigen Partien der ersten Bearbeitung, die uns erhalten sind. Sie enthält die zusammenhängende Erzählung von Goethes Straßburger Beziehungen zu dem Hauptwerke deutsch-französischer Gotik, von der ersten Bekanntschaft bis zur schließlichen Beschaffung von Pausen des Originalrisses. Der Bau wird, andern gotischen Denkmäler gegenüber, auf das lebhafteste erhoben. Über seine gegenwärtige Stellung zur mittelalterlichen Kunst schweigt Goethe — das blieb der Fortsetzung der Selbstbiographie vorbehalten; aber die Motivierung seiner Bewunderung, daß es nämlich das erste Monumentalwerk gewesen sei, das er überhaupt gesehen habe, war doch kaum mißzuverstehen. Am stärksten hervorgehoben ist sein persönliches Interesse an dem Werk; auch das eine indirekte Anrede an die jungen Leute: „Als ich so jung war, wie ihr, habe ich das alles längst vorausempfunden"; mit dem Hintergedanken: werdet nur erst reif wie ich, dann werdet ihr urteilen wie ich. Aber alle diese Einschränkungen stehen zwischen den Zeilen, der Text beschränkt sich durchaus auf die Sache und auf seine damalige Anschauung und gibt uns die Sicherheit, daß die ruhige Objektivität in der Beurteilung der Vergangenheit, die dem jetzigen Buche seinen eigentlichen Charakter gibt, auch damals schon durchaus herrschte und daß der milde Ton, der das Abgeschlossene aus-

zeichnet, schon den früheſten Teilen eigen war, wie er ja ein Goethiſches Poſtulat an den Selbſtbiographen überhaupt darſtellt.

Von den übrigen Blättern iſt noch einiges weitere dieſer erſten Redaktion zuzuweiſen; ſicher[1]) eine kurze Auseinanderſetzung über das Verhältnis von Eltern und Kindern, in der Goethe ſeinen prinzipiellen Unglauben an eine nennenswerte Wirkung der Erziehung in lakoniſcher Schärfe ausſprach: „In dem Verhältnis der Kinder zu den Eltern entwickelt ſich der ſittliche Charakter der erſten eigentlich gar nicht“; der Abſchnitt iſt gewiß nicht nur deshalb gefallen, weil die Einſchaltung des Knabenmärchens gewiſſe Änderungen des Textes erforderte, ſondern auch, weil er in ſeiner Herbheit die freundliche Stimmung des Buches ſtörte; wie aus den gleichen Gründen wenige Seiten ſpäter eine Auseinanderſetzung über den traurigen Ausgang der Senkenbergs dem kritiſchen Stifte verfiel.[2])

Schwieriger iſt die Frage, ob auch in der handſchriftlich vorhandenen Darſtellung des Endes ſeines Frankfurter Aufenthaltes ein Teil der erſten Faſſung erhalten iſt, da an dieſen Seiten nach Ausweis der Tagebücher vielfach geändert iſt; doch ſpricht der ganze Charakter annaliſtiſchen Referats und die Kürze, mit der hier noch die ſpäter breit ausgemalten Schilderungen behandelt ſind, für dieſe Annahme.[3]) Weiter iſt ein perſönlicher Schluß des myſtiſchen Dogmas, das jetzt ſehr viel wirkungsvoller ohne weitere Erklärung das 8. Buch abſchließt, mit einiger Sicherheit dieſem Manuſkript zuzuſprechen;[4]) wahrſcheinlich gehört ebendahin auch ein Fragment aus den Straßburger Anfängen, das von einer Charakteriſtik der Tiſchgeſellſchaft zu ſeinen beſcheidenen Verſuchen im Studium der Jurisprudenz übergeht, von einem Vergleich der deutſchen und franzöſiſchen Unterrichtsmethode noch abſehend.[5])

Dieſe Memoiren beruhen durchaus auf dem Schema. Beſondere Quellenſtudien ſcheinen nicht gemacht zu ſein; was

Goethe früherer Lektüre entnimmt, schöpft er gegenwärtig aus dem Gedächtnis, wie vielleicht am deutlichsten jener Abschnitt über die gotische Architektur zeigt, in welchem seine Jugendschrift von 1773 noch nicht benutzt worden ist. Sein Material hatte er längst durchgesehen, die Werke aus jener Epoche, auch Manuskripte, wie den Satyros, den er glücklich wiedererhalten hatte, und Abgelegeneres, wie vermutlich den Prometheus-Monolog und vielerlei kleine Gedichte, deren handschriftlicher Bestand allerdings schwerlich bis in die Leipziger Zeit zurückreichte. Dazu die Papiere aus dem Nachlaß der Mutter, unter denen natürlich die Briefe an die Schwester, vielleicht auch solche an die Mutter waren, schließlich die Erzählungen aus der Kindheit, die er sich neuerdings von Bettina verschafft hatte. Ob er erheblich mehr schriftliches Material besaß, als erhalten ist, scheint zweifelhaft; immerhin hat er noch spät ältere Briefe verbrannt,[1]) und es ist doch möglich, daß er sich ein oder das andere Stück als liebe Erinnerung aufbewahrt hatte; vielleicht Verse von Herder, kaum etwas von Friederike Brion, obwohl die Erwähnung ihres Abschiedsschreibens so klingen könnte; denn die Sesenheimer Briefe, die das Tagebuch unter dem 19. Dezember 1830 erwähnt, mögen die Abschriften der Billette an Salzmann, die ihm von Engelhardt zugekommen waren, oder die Schreiben an Horn aus der Riesesschen Hinterlassenschaft gewesen sein. Jedenfalls ist uns mehrfach bezeugt, daß die wichtigsten persönlichen Dokumente längst vernichtet waren.

Der fragmentarische Zustand des Erhaltenen gestattet kaum Vermutungen über Einzelheiten der Disposition. Nur das wird deutlich, daß die Ereignisse durchweg vorangestellt sind, daß ihnen die Wirkung nach innen angeschlossen wird, und daß sodann aus der veränderten seelischen Disposition die Wirkungen nach außen, Entschlüsse, Handlungen, Schriften entwickelt werden. Deutlich

schon im Karlsbader Schema bleibt ja diese Betrachtungsweise bis in die abgeschlossene Biographie die herrschende.

Goethe hat den richtigen Ton zu treffen gewußt; seine Hörerinnen waren entzückt,[1]) wenn auch ein wenig erschrocken über die Offenheit. Frau von Schiller war ganz hingenommen von der Liebenswürdigkeit der Darstellung, Frau von Stein sucht einen Ausdruck, der den Zauber dieser Schilderung wiedergeben kann und steigt von hübsch zu interessant und lieblich auf; freilich konnte sie sich nicht so weit überwinden, den üblichen Seitenblick einmal zu unterlassen: „er wird uns sein Christelchen auch interessant zu machen wissen in seiner poetischen Vorstellung, so wenig sie es auch in der Tat ist". Gleichzeitig ein Beleg dafür, daß auch die Intimen die Herabführung der Memoiren bis auf die neueste Zeit bestimmt erwarteten.

Die Umarbeitung.

Die Entſtehungsweiſe des Goethiſchen Werkes, angefangen von der Schematiſierung bis zu der abſchnittweiſen Niederſchrift und Vorleſung bedingte ſeinen fragmentariſchen, richtiger vielleicht atomiſtiſchen Charakter. Um die einzelnen Schlagworte gruppierten ſich die Schilderungen, die mehr nebeneinander ſtanden, als durch ihre innere Struktur zuſammenhingen. Daraus ergab ſich die nachteilige Folge, daß ihre Verbindung künſtlich hergeſtellt werden mußte, aber auch der große Nutzen, daß Erweiterungen und Zuſätze nicht ein organiſches Gefüge zu ſprengen drohten, ſondern leicht eingepaßt, umgeſtellt, und häufig zugleich in einer für den Aufbau des Ganzen nützlichen Weiſe verwendet werden konnten.

Denn eine ſorgfältige Überarbeitung war von Goethe von vornherein ins Auge gefaßt worden. Sie erfolgte in drei Richtungen: Zunächſt wollte er der Darſtellung größere Lebendigkeit, ja größere Buntheit verleihen, durch Einlage von Städtebildern, von Feſtbeſchreibungen, von landſchaftlichen Schilderungen. Was er in den Memoiren anderer ſo gern gefunden hatte, die Wiederbelebung einer vergangenen Kultur, ſollten auch die ſeinigen geben; bei der großen Bedeutung, die er der Umgebung auf die Entwicklung des Menſchen von je zugeſchrieben hatte, gewann er gleichzeitig

den Vorteil, diese Bildungselemente ihrem Werte gemäß hervortreten lassen zu können. Sodann wollte er seine individuelle Selbstschilderung zu einer Gesamtdarstellung des menschlichen Lebens vertiefen, und zu einem Bilde der menschlichen Entwickelung erweitern, um so jedem Vorwurf der Selbstgefälligkeit und Prätension aus dem Wege zu gehen und anderen auf ihrem Lebensweg ein Helfer zu werden. Zum dritten wünschte er die annalistische Erzählung mit den Mitteln der Komposition und einer wohlerwogenen Architektonik der Darstellung zum Kunstwerk zu erheben. Nur um nach diesen drei Richtungen hin dem Werk künstlerische Vollendung zu geben, tritt die Dichtung in ihr volles Recht ein.

Seinem ersten Zweck dient ein umfängliches Studium der einschlägigen Literatur.[1]) Fünf Werke über Geschichte von Frankfurt neben Merianschen Topographien — einige mehrfach — entlieh er allein der Weimarer Bibliothek, dazu eine Regierungsgeschichte Kaiser Franz I. und die Abbildung der Reichsinsignien; einzelne Francofurtensien besaß er selbst, das dürre Krönungsdiarium Josefs II. ist daneben die Grundlage für die prächtige Schilderung der Krönung geworden, Hüsgens „Artistisches Magazin" orientiert über Frankfurter Künstler. Die eigenen Aufzeichnungen von der letzten Reise beleben das Bild der Vaterstadt. Karl Alt hat nachgewiesen, wie umfangreich Goethes Entlehnungen aus diesen schriftlichen Quellen gewesen sind, ja man kann geradezu aussprechen, daß von den historischen Schilderungen des ersten Bandes kaum etwas rein dem Gedächtnis entsprungen ist. Sie alle sind daher nach ihrem wesentlichen Bestande erst in dieser Arbeitsepoche entworfen.

Goethes eigene Bibliothek ist noch nicht mit Rücksicht auf etwaige Spezialquellen durchforscht;[2]) daß sie wohl vorhanden

sein mögen, lehrt der Abschnitt über das Erdbeben von Lissabon, das wegen seiner Bedeutung für die Entwicklung der religiösen Vorstellungen des Knaben mit Benutzung von Bettinens Mitteilungen in der Biographie hervorgehoben, nunmehr auf Grund eines zufällig in der Weimarer Bibliothek vorhandenen Berichtes mit interessantem historischen Detail ausgestattet wird.[1])

Hatte schon diese erste Gruppe von Zusätzen nicht nur das Manuskript verlängert, sondern auch den Stil berührt — bei aller engen Verbindung des neu hinzugekommenen Memoirenstoffes mit dem Leben des Dichters mußte doch das persönliche Moment mehr und mehr zurücktreten, — so läßt die zweite Reihe von Erweiterungen das Individuelle zu Gunsten des allgemein Menschlichen noch mehr schwinden, so sehr, daß Goethe im letzten Augenblick den Entschluß faßte, einen dieser Abschnitte auszuschalten: während nämlich für die israelitische Urgeschichte Raum geschafft wurde, das Knabenmärchen seine Stelle angewiesen erhielt, blieb die Geschichte der Manon Lescaut, ein Auszug des Prévostschen Romans,[2]) mit Recht fort, weil er zuweit von der Stimmung des Goetheschen Knaben entfernt war, obwohl der Roman den wirkungsvollen Abschluß des ersten Bandes bilden sollte und sein entzückendes Rokoko-Gewand in mancher Beziehung den Geist der Zeit vollendet wiederspiegelt; doch hätte freilich unleugbar Goethes Erlebnis mit Gretchen dadurch Reflexe erhalten, die den Charakter dieser naiven und frischen Kinderneigung ungünstig gefärbt hätten.

Goethe hatte eine Einteilung in sechs Bücher vorgesehen und am 20. Mai 1811 im Manuskript durchgeführt,[3]) wobei er sich bereits weit von den Vorschlägen des Karlsbader Schemas entfernte. Auch diesmal erfolgte die Neuformung des Vorhandenen in Karlsbad, also nach Beendigung der Quellenarbeit in einem

Augenblick, als er sich Herr seines Stoffes fühlte. Sofort geht er an eine Überlegung der noch beizubringenden Hauptmotive — natürlich für den ersten Band, dessen ungefährer im Schema schon vorgesehener Umfang feststand; er sollte mit dem Abgang nach Leipzig schließen; der Auszug aus Manon Lescaut deutete dann auf eine Katastrophe, die das sechste Buch eröffnet, die Abneigung gegen Frankfurt motiviert und den Abgang nach Leipzig als eine Befreiung aus peinlicher Lage darstellen sollte. Räumliche Rücksichten haben Goethe, der stets für das Äußere, ja Äußerliche seiner Schriften Auge hatte, in letzter Stunde veranlaßt, nach dem 20. August, das sechste Buch, — wahrscheinlich nur seinen ersten Teil, — zur Auffüllung ins fünfte hinüberzunehmen.[1])

Ebenfalls erst nach Einteilung in Bücher konnte die künstlerische Komposition zu ihrem Rechte kommen. Dabei behandelte Goethe alles Vorliegende als Rohstoff. Er zerschnitt, stellte um und fügte zusammen, wie es die Sache zu fordern schien; als Grundlage dienten ihm oft erneuerte Schemata, an denen er die Architektonik der einzelnen Bücher studierte. Erst nachdem hier unter häufigen Korrekturen die wirksamsten Linien gefunden waren, wurden die vorhandenen Abschnitte selbst nach den Bedürfnissen ihrer gegenwärtigen Stellung zugerichtet. Der Gesichtspunkt, unter dem die Arbeit sich vollzog, war ein doppelter: zunächst wird für Gliederung und Steigerung gesorgt, sodann werden die Hauptmotive — die sich bis jetzt zumeist dem zufälligen Gang der Erzählung angegliedert hatten — ihrer inneren Bedeutung nach ins Licht gesetzt, durch Einfügung oder „Translokation".[2]) Da die Skizzen zum ersten Bande bis auf geringe Reste zu Grunde gegangen sind, können wir nur die Tatsache der Schematisierung und Umarbeitung den Tagebüchern entnehmen, und nicht anders als vermutungsweise uns über ihre Einzelheiten

äußern. Aus der Art ihrer Einfügung und ihrer abweichenden Stiliſierung, die nicht mehr ſo ſchlicht ſich gibt, wie die der nachweislich älteſten Partien, möchte man als nachgetragene Hauptmotive die Mehrzahl der Abſchnitte betrachten, in denen das „Herankommen“ des dichteriſchen Elementes dargeſtellt iſt, angefangen von jener Verswut des erſten Buches,[1]) wieder aufgenommen in der Weiterbildung des Puppenſpieles[2]) (in deren Folge der Name Pylades, der für ſpäter erforderlich war, eingeführt wird) und des Knabenmärchens, das ja nachweislich unſerer Arbeitsperiode angehört, bis hin zu dem poetiſchen Unterricht an den Vetter Gretchens im 5. Buch,[3]) in deſſen Kreiſe jener Pylades wieder auftaucht. Was dazwiſchen über halb oder ganz poetiſche Tätigkeit erzählt iſt, ſowohl ſeine Bemühungen um das franzöſiſche Theater[4]) als um einen Briefroman,[5]) trägt anderen Charakter und gehört auch ſchon dem chronologiſchen Schema an; die Anregungen dazu waren wie der Name de Rosne den Briefen an Cornelie zu entnehmen,[6]) aus denen ja auch die ſchnell aufs neue verblaßte Erinnerung an das Höllenfahrtsgedicht nebſt der an das Joſephepos gefloſſen waren.[7])

Noch ein paar weitere Abſchnitte wären zu nennen, in denen Goethe lehrhafte Mitteilungen in einer Form gibt, die offenbar der erſten Faſſung fremd war, wie etwa die Fortſetzung der Übungen im Stoizismus,[8]) die etwas umſtändlich mit dem Satze „noch eine allgemeine Bemerkung ſteht hier an der rechten Stelle“ eingeleitet wird. Es wird jener ſeltſame Dünkel geheimnisvoll vornehmer Abkunft berichtet,[9]) der von hohem, wenn auch mißleitetem Streben Zeugnis ablegen ſoll, und der, wie die Schar der Kommentatoren und Beurteiler zeigt, dem neunzehnten Jahrhundert ſchwerer begreiflich iſt als dem in Liebesirrungen hoher Herren toleranteren achtzehnten. Der Raum freilich, der dem Kindertraum gewährt iſt, ſteht in keinem rechten Verhältnis zu

dem doch nicht klar hervortretenden Zweck der ganzen Erzählung, die jugendliche Neigung zum Geheimnisvollen und zum Hohen anzudeuten, die für eine ſpätere Epoche das oben angeführte Fragment ſo ſchön formuliert:[1]) „man hätte mir eine Krone aufſetzen können und ich hätte gedacht, das verſtehe ſich von ſelbſt".

Der Anſchluß an den alten Text wird von dieſer Einfügung aus erſt über einen Exkurs gewonnen, den wir noch der zweiten Gruppe der Zuſätze zuzählen müſſen; er enthält die wertvolle Auseinanderſetzung über menſchliche Entwicklung, die im erſten Teile unſeres Buches für die Darlegung der theoretiſchen Grundlagen von Dichtung und Wahrheit benutzt iſt, eine jener wenigen Stellen, in denen Goethe aus ſeiner Zurückhaltung gegenüber der praktiſchen Anwendung der Entwicklungslehre auf ſein Leben heraustritt.

Als nachträglich gebrachtes wichtiges Motiv möchte ich ſchließlich die Anknüpfung ſeiner geringſchätzigen Meinung vom Publikum an die Kontroverſen über Friedrich den Großen im zweiten Buch anſehen, die einigermaßen gezwungen erſcheint.[2])

Die ergänzenden Arbeiten hatten die zweite Hälfte des April und faſt den ganzen Mai beanſprucht; dann ſtanden die erſten drei Bücher, die eine leicht erkennbare Einheit bilden, ſo gut wie fertig da. Es beginnt das Revidieren und Durchdenken, zumeiſt in Geſellſchaft Riemers, der Goethe durch ſeine ſtiliſtiſche Sorgfalt von hohem Wert war. Die Freiheit, mit der er mit dem Text geſchaltet hatte, machte Wort- und Sachwiederholungen, Widerſprüche und Unklarheiten von vornherein wahrſcheinlich. Ihrer Beſeitigung dient eine dreimalige Reviſion, die für das erſte Buch, das ja am verhältnismäßig wenigſten Zuſätze erhalten hatte, am 6. Juli beendigt iſt. Am 17. geht es an Frommann in Jena, der den Druck für Cotta beſorgte, da ſo eine ſorgfältige

Korrektur gewährleiſtet war; ihren Fortgang können wir in den Tagebüchern und Riemers Briefen an Frommann verfolgen. Die Aufgabe des Gehilfen iſt aus den umfangreichen Vollmachten, die Goethe ihm 1813 für die Behandlung des Textes des dritten Bandes brieflich gab,[1]) mit Sicherheit zu erkennen, wenn auch natürlich, ſo lange er ſelbſt zugegen war, Goethe ſich das letzte Wort vorbehielt. Der Dichter glaubte an Riemers formales Talent und ſtellte ihm frei „nach grammatiſchen, ſyntaktiſchen und rhetoriſchen Überzeugungen zu verfahren"; für Einzelheiten war jener geradezu Autorität, ſo für Partizipial-Konſtruktionen, die Goethe „nicht geraten" wollen, vor allem für Fremdwörter, deren er lange Liſten mit Verdeutſchungsvorſchlägen vorlegte, die Goethe nach ſeinen in dieſem Punkte wechſelnden Anſchauungen bald ohne weiteres annahm, bald aus Abneigung gegen die Vorfechter des Purismus alleſamt beiſeite ſchob.[2]) In der gleichen Zeit wird auch Riemers Taktgefühl anheimgeſtellt, ob eine Stelle über Jacobi paſſieren dürfe;[3]) er wird alſo vermutlich auch bei mündlicher Verhandlung in ſolchen Dingen haben mitſprechen dürfen.

Die Durchſicht des zweiten und dritten Buches war zugleich mit der des erſten in Angriff genommen, ſo daß das Manuſkript wenige Tage nach ihm in die Druckerei abgehen konnte, obwohl das zweite durch die Bearbeitung am ſtärkſten getroffen und noch in letzter Stunde um das Knabenmärchen erweitert worden war.[4])

Für das vierte Buch war noch viel zu tun. Die jüdiſchen Antiquitäten werden im Laufe des Juli ſchematiſiert und ausgearbeitet, im Anfang Auguſt eingefügt, der Schluß mit der Vordeutung auf den poetiſchen Lorbeer wird erſt jetzt gefunden, am 10. geht die Handſchrift nach Jena ab. Das fünfte Buch ſchien bereits ſo gut wie fertig, am 20. notiert Goethe auch formell die Beendigung, am 21. und 22. iſt er an der Schematiſierung des ſechſten, als er zu dem erwähnten Entſchluß kommt, das

fünfte zu vergrößern. So gehen die letzten Seiten erst am 7. September an Frommann, wohl am 19. folgt Vorwort und der von Riemer gefundene Titel[1]) den wir erst hier erfahren. Gemeint war das bescheidene „Aus meinem Leben" als Haupttitel, wie ein Blick auf die Originalausgabe zeigt, legte doch Goethe beim Abdruck Wert darauf,[2]) „daß es sich wie ein Wort" mache, während „Wahrheit und Dichtung" in Goethes (aus Gründen des Wohlklangs erfolgter Umstellung) „Dichtung und Wahrheit" nur ein erklärender, ja entschuldigender Zusatz sein sollte, in gleichem Sinn gebraucht, wie etwa „ein psychologischer Roman" auf dem Titelblatt des „Anton Reiser". Wenn sich der Nebentitel bald in den Vordergrund gedrängt hat, so liegt das in der größeren Bequemlichkeit beim Zitieren, dem alle präpositional beginnenden Überschriften einen gewissen Widerstand entgegensetzen.

Am 26. Oktober 1811 kann er die ersten fertigen Exemplare versenden, Frau von Stein hatte in Wiederaufnahme des alten Brauchs schon vor dem Erscheinen die Aushängebogen erhalten.[3])

Eine Ruhepause gönnte sich Goethe diesmal nach dem glücklichen Abschluß des ersten Bandes nicht; er ging sofort an die erweiternde Bearbeitung des zweiten. Hier lag ihm die Darstellung der literarischen Zustände der Zeit, in die er als studentischer Schriftsteller eintrat, zunächst am Herzen. Die supplementaren Schemata, die er seit dem 23. September entwirft, werden diesem Abschnitte gegolten haben, denn am 25. ist er bei Rabener und Zachariä, am 30. beim Schema der deutschen Literatur, das wohl sehr viel weiter auf die deutsche Vergangenheit zurückgegriffen hat, als das schließlich Ausgeführte, das doch auch schon manchem Leser, der vergißt, daß es eine deutsche Literaturgeschichte damals noch nicht gab, zu weitläufig dünkt.

Die Methode ist die gleiche, die er bei der Bearbeitung des ersten Bandes befolgt hatte. Der Stoff wird neu schematisiert und das Material durch fleißige Quellenstudien zu beschaffen gesucht. Im Sinne seines Plans gelten diese vor allem den literarischen Verhältnissen der Mitte des 18. Jahrhunderts. Goethe ließ die alten Theoretiker Horaz, Gottsched, Breitinger vor seinem geistigen Auge vorüberziehen, nicht weniger die gutmütigen sächsischen Satiriker, außer Rabener und Zachariä Liscow, er blickt auf Günther und Kleist und vorbereitend schon auf Hamann, Lenz, Klinger. Von den großen Anregern früherer Tage beschäftigen ihn vorübergehend Shakespeare und Spinoza.

Neben den Quellen vernachlässigt der Dichter die Literarhistorie nicht. Er wußte in den Handbüchern jener Zeit,[1]) die sich freilich noch durchaus zwischen den Extremen kritischen Kataloges und schulmeisterlicher Beurteilung von Persönlichkeiten ohne Einsicht in historische Entwicklungsreihen bewegten, gut Bescheid und hat insbesondere Jördens Lexikon, dann Eichhorns „Umriß der deutschen Poesie und Prosa“ herangezogen. Das Buch hat einigen Einfluß auf die Disposition des Stoffes gewonnen, dagegen scheinen Gottscheds „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“ nur für Günther berücksichtigt zu sein. Auch hat Goethe die großen kritischen Zeitschriften der Vergangenheit gemustert, also neben der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ auch die Literaturbriefe und die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ angesehen.

Literarische Vorarbeiten nahmen also für diesen Band den Platz ein, den in der ersten der drei oben unterschiedenen Gruppen von Zusätzen im ersten Bande Orts- und Zustandsschilderungen beansprucht hatten, denn die vier Bücher über Leipzig und Straßburg, die er sich besorgt hatte, hat Goethe gewiß nur flüchtig angesehen. Der Schwerpunkt der Bildung verlegt sich mit zu-

nehmendem Alter immer mehr nach innen, und die äußere Umgebung, so wichtig sie immer bleiben mag, verliert gegenüber der geistigen Atmosphäre, in der der Jüngling lebt, an Bedeutung. Auch bot Leipzig als moderne Stadt so gut wie als allbekannter Ort weit weniger Reiz zu künstlerischer Behandlung; und Straßburg gar konnte außer dem Münster nichts besonders Erwähnenswertes ins Feld führen, denn Goethes Herz gehörte der reichen Rheinebene des blühenden Elsaß, nicht der engen und dumpfen Stadt. So hat er sich im Ganzen auf Studien für seine Münster-Schilderung beschränkt und sich sogar Dresden entgehen lassen, das doch für malerische Erzählung geschaffen scheint; der Raum hätte kaum gemangelt, da dem Dresdner Abenteuer gegenwärtig überflüssiger Platz zugewiesen worden ist.

Gerade dieser Dresdner Aufenthalt,[1]) der im Dezember 1811, dann wieder im Mai 1812 bearbeitet worden ist, bietet ja nicht geringe kritische Schwierigkeiten, da man mit dem sokratischen Schuster die ganze Grundlage der Erzählung, obwohl sich im 15. Buch eine ausdrückliche Rückbeziehung auf ihn findet,[2]) bestritten hat. Schwerlich mit Recht. Ich möchte im Gegenteil gerade in dem Erinnerungsbild an die Werkstätte den Kern der Erzählung suchen, während die vergessenen Motive frei dazu komponiert sein mögen. Die Gabe, die Wirklichkeit im Bild und das Bild in der Wirklichkeit wiederzuerkennen, „die Natur mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen", die Goethe gewiß als ein früh einzuflechtendes Hauptmotiv betrachtet hat — wir begegnen ihr in neuer Wendung im dritten Band wieder[3]) —, wird an diese Erinnerung angeknüpft und damit der Erzählung etwas Magisches gegeben. Den Schuhmacher als erfunden, gar als allegorisch anzusehen, scheint mir dem Stil von „Dichtung und Wahrheit" ebenso zu widerstreben, wie etwa die gleiche Betrachtung bei Pylades oder dem Ludwigsritter — nur sind in

allen drei Fällen Dinge an die Personen geknüpft, die in der Erinnerung beziehungslos waren und der Verbindung mit einer realen Persönlichkeit bedurften, um im Rahmen der Erzählung Platz zu finden.

Neu vorgenommen wird schließlich die Schilderung des Straßburger Münsters. Seit Goethe Sulpiz Boisserée persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, genügte ihm die alte bedingte Darstellung nicht mehr. Die überragende Stellung freilich, die das Gebäude in der Darstellung des Straßburger Aufenthaltes Goethes einnimmt, verdankt es fast noch mehr der künstlerischen Disposition als der eigentlichen Schilderung; aber auch diese wird unter Heranziehung der Schrift „Von deutscher Baukunst" gründlich umgestaltet und erweitert.

Von handschriftlichen Quellen lagen die Briefe an die Schwester vor ihm, die er vor der Arbeit flüchtig durchgelesen hatte; hätte er sie auf ihren Tatsachengehalt excerpieren lassen, wie er das im Greisenalter zum Zweck der Annalen etwa für F. A. Wolfs Briefe besorgen wird, so würden sie ihn vor manchem chronologischen Irrtum haben bewahren können. Er hat sie aber offenbar zum zweiten Male erst bei der letzten Überarbeitung des „Zwischenzustandes" angesehen, um den dürftigen Bestand an Tatsächlichem daraus zu vergrößern. Hier konnte er auch eins der englischen Gedichte an Schlosser finden, deren die Biographie Erwähnung tut,[1]) es brauchen ihm Briefe also nicht vorgelegen zu haben.

Auch gedruckte Quellen kann er nun schon für sein Leben heranziehen:[2]) „Stillings Wanderschaft", wo er den gewiß ersten Versuch, eine Szene seines Lebens bildlich festzuhalten, in Chodowieckischem Kupferstich erblicken konnte.[3]) Er fand da mancherlei: etwas unklare Charakteristiken der Straßburger Tischgesellschaft und eine sehr lebendige für den jungen Goethe charakteristische

Szene, wie er den guten Jung aus den Händen von Spöttern befreit; er las hier, daß er den in Literatur wenig beschlagenen Mediziner mit Shakespeare, Ossian, Fieldling und Sterne bekannt gemacht habe; hier konnte er die Sicherheit gewinnen, daß er Lenz schon damals kennen gelernt hatte, eine Tatsache, die zuerst in der kurzen Skizze über den Jugendfreund verwertet[1]) erscheint, die auf dem gleichen Blatt mit dem Karlsbader Schema für Straßburg steht; wenn er schließlich hier las, daß Lerse zur Zeit seiner Promotion nach Versailles gereist war, so mochte ihm dabei der Streich, den er Freund Horn gespielt hatte, wieder eingefallen sein.[2])

Die erste Niederschrift scheint im zweiten Bande weniger ausführlich gewesen zu sein, als im ersten. Es waren nicht nur Dinge nachzutragen, die man memoirenhaft im gekennzeichneten Sinne nennen kann, sondern auch das eigentlich Biographische bedurfte der Ergänzung, die wiederum unter dem Gesichtspunkte der Unterstreichung von Hauptmotiven und der Rücksicht auf die Komposition vollzogen wird. Alle die großen Komplexe Öser, Behrisch, Herder, vor allem Friederike erfuhren eine vollständige Neubearbeitung. Daneben wird fortlaufend der Zusammenhang mit der Bildung des Menschlichen im Auge behalten; wir sind in der glücklichen Lage, an einem erhaltenen Fragment des sechsten Buches die Durchführung dieser verschiedenen Tendenzen deutlich erkennen zu können.[3]) Die alte Erzählung, die mit philosophischen Studien (nach Gretchens Verlust und der Überwindung des ersten Schmerzes) einsetzt, geht gerade auf das Ziel los: entschiedene Abneigung gegen Frankfurt und Durchdringung seiner Poesie mit satirischen Elementen. Aus der Zwischenzeit weiß Goethe nur von einigen philologischen und allgemein bildenden Studien, auch von ein paar Zeichnungen zu erzählen; seine Wiesbadener Reise steht,

chronologiſch richtig, faſt am Ende des Frankfurter Aufenthaltes; allgemeine pſychologiſche Erwägungen fehlen vollkommen. Als Goethe an die Bearbeitung geht, behält er die Dispoſition im Ganzen bei, nur ſtellt er mit vollem Recht die Erwähnung ſeiner Ausflüge in die Umgebung Frankfurts jetzt vor das Studium der alten Sprachen und erweitert jenen Abſchnitt zu einer ausführlichen Schilderung erſten zeichneriſchen Bemühens, indem er ſie in enge Verbindung bringt mit der Kulturſtufe naiver Naturempfindung für das Formlos-Erhabene, die ihm durch ſein damaliges Alter repräſentiert ſcheint. Er ſchuf ſich ſo die Ausſicht, bei fernerer Darſtellung ſeines Verhältniſſes zu den bildenden Künſten einen feſten Grund zu haben, und deutet denn auch ſchon auf die natürlichen Folgen wachſender Bildung hin. Dieſe umfangreiche Einlage war nun nach oben und unten anzuknüpfen. Mit dem philoſophiſchen Abſchnitt, der jetzt durch einen Kernſpruch Goethiſcher Lebensweisheit abgeſchloſſen wird:[1] „Er hätte mir nur ſagen dürfen, daß es im Leben bloß aufs Tun ankomme, das Genießen und Leiden finde ſich von ſelbſt“, iſt nur eine äußerliche Verbindung geſucht: die ſchöne Jahreszeit lockt die Freunde in die Natur, der Schmerz treibt Goethe in die Einſamkeit. Aber gegen das Ende tritt eine bedeutende Erweiterung hinzu, damit die anderthalb Jahre zwiſchen dem Verluſt Gretchens und der Abreiſe nach Leipzig nicht gar zu lakoniſch behandelt ſcheinen. In welchem Umfange Goethe dabei die Epochen durcheinander gebracht hat, iſt erörtert worden.[2] Zur Ausmalung bedient ſich der Dichter nun einer fingierten Rede, den Perſonen läßt er aber auch hier nach beſtem Wiſſen ihr wahres Weſen. Er hat die Stelle geeignet gefunden, ſeine Schweſter nach ihrem Charakter einzuführen, er ſchildert, ohne ihn zu nennen, den ihm mehr nur nach ſeinen äußeren Zügen im Gedächtnis lebendigen Krespel, mit größerer Wärme den treuen noch nicht lange

verstorbenen Freund Horn. Die poetischen Bemühungen, die aus ihrem Kreise hervorgehen, finden hier ihren gegebenen Platz, während sie in der ersten Niederschrift, an die klassischen Studien angeschlossen, den Übergang auf die Zukunftshoffnungen des Knaben vorbereitet hatten. Warum bei dieser Umstellung das satirische Epos, das Goethe in der früheren Fassung als eigenes Werk in Anspruch genommen hatte, nun Freund Horn zugeschrieben wird, ist nicht leicht zu sagen. Gewiß scheint dem Charakter jenes ein solches Werk angemessener als der Stimmung Goethes, der als sentimentaler Träumer geschildert ist; ich sehe aber nicht ab, welche Gründe die Erwähnung eines satirischen Gedichtes nötig machen — es sei denn, daß Goethe eine unklare Erinnerung an derartige aus dem Kreise der Jugendfreunde hervorgegangene Poesien hatte, wie wir deren eine aus Horns Feder ja nun kennen,[1]) und daß er es als charakteristisch für den Ton der Zeit aufzunehmen wünschte; seine eigenen Versuche auf diesem Gebiete mögen in seiner Entwicklung nach seinem Gefühl eine allzu unbedeutende Rolle gespielt haben, um besonderer Erwähnung wert zu scheinen. Durch die erwähnten Umstellungen hat Goethe einen einfachen Abschluß der Frankfurter Jahre erreicht. Die philologischen Studien passen zu seinen Hoffnungen und zu den Entschlüssen, mit denen er in Leipzig vor Professor Böhme trat.

Weiterhin zeigt der behandelte Abschnitt noch eine zweite bedeutende Abweichung von dem sachlichen Inhalt der ersten Bearbeitung: dort war am Anfang Plotin als der bevorzugte Philosoph genannt, hier Epictet. Da Goethe Plotin erst sehr viel später kennen gelernt hat, so ist die ältere Fassung unbedingt zu verwerfen ungeachtet ihrer Detailschilderung; hier hatte gleich bei der ersten Niederschrift die poetische Phantasie mitgebildet, und Goethe hat dem Reiz nicht widerstanden, auf das „mystische Dogma“ seines zweiten Frankfurter Aufenthaltes durch das Stu-

dium eines Myſtikers vorzubereiten. In dieſem Fall hat die Kritik bei der Bearbeitung eingegriffen und den wahrſcheinlicheren Epictet eingeſetzt; in Wahrheit wird Goethe ſich an halbphiloſophiſche Diskuſſionen erinnert haben, während ihm den Namen die ſtoiſchen Neigungen ſeiner Jugend nahe legten.

Läßt ſich ſo der Charakter der Umarbeitung an einem Beiſpiel kennzeichnen, ſo zeigt ſich der innere Unterſchied der neuen Behandlungsweiſe nicht weniger deutlich. Die Erzählung der Ereigniſſe iſt mit Reflexionen durchſetzt, die ſich unmittelbar an den Leſer wenden und die die wenigen individuellen Züge des Entwicklungsbildes ihrer Zahl und Bedeutung nach weit übertreffen, zumal ihnen gern eine augenfällige Stellung am Ende der Abſchnitte zugewieſen wird. Ein Beiſpiel iſt bereits genannt; hier noch ein anderes: der Bericht über die philologiſchen Studien ſchließt jetzt:[1]) „Glückliche Beſchränkung der Jugend, ja der Menſchen überhaupt, daß ſie ſich in jedem Augenblicke ihres Daſeins für vollendet halten können, und weder nach Wahrem noch Falſchem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, ſondern bloß nach dem, was ihnen gemäß iſt!“

Hier genügen einige Sätze, um den Leſer aus dem engen Lebenskreiſe des Einzelnen auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Wo ein ſchwierigeres pſychologiſches Problem vorliegt, wie bei Herder im 10. Buch,[2]) kommen lange Auseinanderſetzungen neu hinzu, vorbereitend eine Betrachtung über „Würde der Dichter und Schriftſteller“ vom Mai 1812, die im Auguſt, wohl mit Rückſicht darauf, daß ſie ein Buch beginnen ſoll, noch einmal vorgenommen wird, abſchließend „Dank und Undank“, um die Einwände gegen Herder abzuſchwächen.[3])

Die Redigierung des zweiten Bandes mußte tiefer eingreifen als die des erſten, ſo daß faſt die geſamte Darſtellung die für die Bearbeitung charakteriſtiſche ethiſche Färbung erhält. Die

großen Einschübe halten denen des ersten die Wage; sie verfolgen auch eine gleichartige Tendenz, die freilich aus künstlerischen Gründen nicht allzu folgerichtig durchgeführt wurde: war dort die Parallele zwischen Roman und Leben schließlich ausgefallen, so blieb hier der Vergleich des Sesenheimer Pfarrhauses mit der Schilderung von Goldsmiths „Landpriester von Wakefield" bestehen, obwohl der Plan, den Roman in die Biographie zu verflechten, wohl für beide gleichzeitig gefaßt worden ist; wenigstens hatte er sie im April und Mai 1811 zugleich zur Hand genommen.

Umgekehrt muß im zweiten Teil die projektierte Fortsetzung der hebräischen Urgeschichte fallen. Goethe erinnerte sich eines älteren Aufsatzes von 1797 unter seinen Papieren, in dem er, im Zusammenhang mit Unterhaltungen mit Schiller, die Wüstenwanderung der Israeliten untersucht und durch eine neue Hypothese verständlicher zu machen unternommen hatte. Er holt ihn am 15. März 1812 wieder vor, beginnt am 25. den Anfang niederzuschreiben und bricht am 28. die Arbeit ab, da die Brücke vom Leipziger Studentendasein Goethes zur Wüstenwanderung der alten Juden doch wohl zu gewagt erschien. Der Aufsatz wurde später mit einer einleuchtenden Wendung den Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan eingefügt,[1]) eine Warnung für die Forschung, unter allen Umständen hinter Goethes Zusammenstellungen tieferen Sinn zu suchen. Goethe hat gewiß oft kunstvoll komponiert — aber er hat gelegentlich auch angereiht und „eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt" zu bringen gewußt,[2]) indem er sie nach oft fern liegenden Assoziationen an verwandt Scheinendes anschloß. An die Stelle, die vermutlich der Fortsetzung der menschlichen Geschichte im Spiegel der hebräischen Urgeschichte bestimmt war, trat — gewiß erst jetzt — der viel umstrittene Abschnitt über die sieben Sakra-

mente als der besten Symbole eines wahrhaft von der Religion umschlossenen Lebens,[1]) eine längst vorbereitete Auffassung, die Goethe gewiß durch ihre malerische Darstellung nahe gebracht worden sein wird; seiner Bewunderung des Poussinschen Werkes hatte er erst vor wenigen Jahren in Karlsbad Ausdruck verliehen.[2])

Nicht besser als der Wüstenwanderung erging es dem Jünglingsmärchen „Die neue Melusine", obwohl seine symbolische Bedeutung es zum Verständnis der Sesenheimer Episode geradezu zu fordern scheint. Es bleibt fort — vielleicht aus Raumrücksichten, dann wohl, damit der Parallelismus zum ersten Band nicht pedantisch hervortrete — um an anderer Stelle mit ausdrücklicher Zurückbeziehung auf „Dichtung und Wahrheit" veröffentlicht und schließlich in die Wanderjahre aufgenommen zu werden.[3])

Beim ersten Bande hatte Goethe die Grundlage der alten Disposition — allmähliche Erweiterung des Gesichtskreises des Knaben — beibehalten können. Beim zweiten ist etwas Vergleichbares schwerlich vorhanden gewesen. Es galt, nicht nur eine durchsichtige Gliederung des bunten Stoffes zu schaffen, sondern auch die Fülle der Einschübe und Erweiterungen künstlerisch zu bewältigen.

Eine vorläufige Einteilung des Manuskripts der ersten Niederschrift in Bücher war bald nach seinem Abschluß geschaffen worden.[4]) Sie läßt sich auch für den zweiten Band nach den vorhandenen Schemata ungefähr erkennen. Das sechste Buch umfaßte die Leipziger Anfänge bis zu der literarisch epochemachenden Veränderung des Mittagstisches, das siebente reichte bis zum Ende des Leipziger Aufenthaltes. Da das 10. gewiß mit der Heimkehr aus Straßburg enden sollte, ergibt sich als

Inhalt des achten von selbst der Aufenthalt zu Hause, des neunten der Anfang der Straßburger Studienzeit.

Die Neuschöpfung vollzog sich nach der alten Methode. Am 1. Oktober 1811 wurde das seiner ersten Hälfte beraubte sechste Buch neu schematisiert — gewiß sollte die Charakteristik der deutschen Literatur seiner Zeit am Ende das ersetzen, was am Anfang verloren gegangen war, wenn wir nicht etwa hier die ursprüngliche Stelle für die israelitische Wanderungsgeschichte zu suchen haben. Wann die einschneidenden Umbildungen, die dem sechsten und siebenten Buch ihren veränderten Inhalt gaben, geschehen sind, lassen die Tagebücher vermuten. Ein großes Schema zum siebenten,[1]) das zufällig erhalten und wohl am 28. November 1811 entstanden ist — es baut sich gewiß auf dem verlorenen Karlsbader Schema auf — zeigt noch den oben bezeichneten Stand der Disposition; die Tätigkeit Goethes Ende April bis Ende Mai 1812 führt so weit, daß er am 23. Mai 1812 das achte Buch mit Oeser beginnen kann.

Alt hat die Umbildung des Schemas zum endgültigen Text in die Einzelheiten hinein verfolgt, Köster den inneren Zusammenhang des neuen Schemas gezeigt.[2]) Es genüge hier die Andeutung des Wichtigsten. Nachdem das sechste Buch einen Umfang angenommen hatte, der die Aufnahme der literarischen Abschnitte verbot, erhielt es einen dramatischen Abschluß durch die Darstellung der Erkenntnis der Wertlosigkeit seiner bisherigen Schriften und das darauf folgende Autodafé. Seine veränderte Tätigkeit konnte nicht passender eingeleitet werden als durch die Erörterung seiner Vorbilder und ihrer Entwicklungsgeschichte; sie eröffnet das neue Buch. Ein vorzüglicher Übergang von der Literatur zum Leben fand sich von selbst durch Schlossers Besuch, der einerseits an Gottsched, anderseits an das Schönkopfische Haus anzuknüpfen gestattete, nachdem die Literatur der ersten Hälfte des

18. Jahrhunderts sowie die des Gottschedischen Kreises erledigt war. Das Schema hatte die eigene Produktion unmittelbar an den neuen Bekanntenkreis der Tischgesellschaft angeschlossen; die Ausführung begnügt sich künstlerischer mit der Andeutung des neuen Schaffensdranges, um zunächst noch die Poesie der lebenden Generation nachzutragen, ehe die Folgen neugewonnener Anschauungen kurz erörtert werden. Nach dieser zweiten Unterbrechung schließt er das literarische Kapitel mit der ihm sehr wichtigen Darstellung des Verhältnisses des literarischen Schaffens Lessings zu Friedrichs des Großen Persönlichkeit ab, damit über seine gegenwärtigen kleinen Poesien hinaus bis auf die Zeiten des Götz weisend. Der Übergang zu den anacreontischen Spielereien des Leipziger Studenten war von der erreichten Höhe aus allerdings schwieriger zu finden, als von der Kleistischen Bilderjagd oder von Wielands Musarion; Goethe hat darauf verzichtet zu überkünsteln, und einen deutlichen Einschnitt gemacht, der ein Zurückgreifen entschuldigt. Daß gerade dieser Übergang nicht leicht schien, beweist ein zum Schema stimmender skizzenhafter Entwurf[1]) unseres Abschnittes, der schließlich weit über die Leipziger Zeit hinausgreift. Jetzt endlich ist Goethe wieder bei seinem Schema angelangt, und kann hier die bedeutendste Folge der Veränderung der Mittagsgesellschaft, die Liebe zu Kätchen Schönkopf, erzählen.

Es ist sehr bezeichnend, einerseites für die Sorgfalt, mit der Goethe komponiert, daß Ännchen — wie er, wohl aus Anonymitätsrücksichten den zweiten Namen nennend, schreibt — in den beiden Abschnitten schon genannt ist, die die literarischen Paragraphen glücklich gliedernd unterbrechen; anderseits beweist es die Gefahren musivischer Arbeitsweise, da diese älteren und neueren durcheinandergearbeiteten Abschnitte doch, ihrem Wortlaut nach, nicht recht zueinander passen wollen, am wenigsten zu der stehen gelassenen

Einleitung des Abſchnittes des alten Manuſkriptes, in dem die Neigung zu Kätchen Schönkopf dargeſtellt worden war.

Die Ausführung folgt nun dem Schema — das ſeinerſeits vielfach ſchon Vorhandenes neu disponiert — mit den gewöhnlichen Exkurſen ins allgemeine; für das Verſchwinden der mythologiſchen Figuren zwar fand Goethe eine beſſere Stelle bei Gelegenheit von Clodius Kritik des Goethiſchen Geburtstagsgedichtes,[1]) im übrigen geht er gerade aus vorwärts; die „Mitſchuldigen“ bleiben gegen die hiſtoriſche Wahrheit, ja Wahrſcheinlichkeit neben der „Laune des Verliebten“ ſtehen, da ſie gut kontraſtieren, neu hineingearbeitet wird wohl der Ratſchlag ſein, günſtige Stoffe aus dem Burſchenleben zu wählen. Böhme, Gellert folgen wie früher, doch werden an letzteren die neuen Erörterungen über die ſieben Sakramente angeknüpft. Behriſch bleibt in überarbeiteter Schilderung an alter Stelle, doch drängte nun das ungewöhnlich umfangreich gewordene Buch zum Schluß, der am 22. Mai 1812 mit ſeiner einigermaßen melancholiſchen Weltbetrachtung gefunden wird, erheblich zeitiger, als das Schema vorgeſehen hatte. Manches von dem, was als Zuſatz zum erſten Manuſkript hier bereits angemerkt worden iſt, mag in Wahrheit noch ſpäter hinzugekommen ſein, denn erſt am 21. hatte Goethe die Lücken beider Bücher ſchematiſiert, und Arbeit an ihnen iſt noch öfter bemerkt, ſo am 2. Juli über „Stellen beſonders Behriſch betreffend“, und am 11. noch „Lücken des ſechſten Buches ausgefüllt“, doch mag es ſich dabei auch nur um Kleinigkeiten gehandelt haben, denn ſeit dem 23. Mai ſteht das achte Buch, deſſen Anfang am gleichen Vormittag neu ſchematiſiert wird, im Vordergrunde des Intereſſes.

Der Einſchnitt war hier am leichteſten zu machen, denn ſchon das Schema hatte eine ausgiebige Schilderung von Goethes künſtleriſchen und kunſtgeſchichtlichen Intereſſen vorgeſehen; ſie

erfolgten auch gemäß der beabsichtigten Disposition; neu einzuordnen war die jetzt abermals ausgestaltete Erweiterung des Dresdener Aufenthaltes. Schicht häuft sich auf Schicht; hier will es den Revisionen denn auch nicht recht gelingen, die Gruppen zu verschmelzen. Es folgt (nach dem Entwurf) der Kreis des Breitkopfischen Hauses und andere literarische Bekanntschaften mit leichten Umordnungen. Sachgemäßer wird (abweichend vom Entwurf) Doktor Reichel ausführlich erst bei der Krankheit Goethes charakterisiert, von der in jenem Schema überhaupt noch nicht die Rede ist. Vielleicht sollte sie den Frankfurter Zustand einleiten, wie das psychische Übelbefinden einst wohl den zweiten Band. Die Ausführung geht sofort auf den Blutsturz über, im Anschluß an die Reconvalescenz derjenigen Freunde gedenkend, die bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigt waren, darunter jenes Hermann, den das Schema in einem Nachtrag unter der Rubrik eingeführt hatte: „In dieses Buch gehört noch Folgendes:". Die übrigen, Langer, Horn, Gröning kommen erst jetzt hinzu.

Bei diesem Übergang auf sein Leiden hat Goethe einen großen Abschnitt des Schemas völlig beseitigt, für den sogar schon eine fertige Skizze, das „Leipziger Theater" vorlag,[1]) eine Vorbereitung auf sein dramatisches Schaffen bis zum Götz hin, und eine kurze Charakteristik der Demoiselle Schulze, Corona Schröters, der Mara, die alle noch für ihn eine gewisse Bedeutung erlangen sollten, enthaltend; warum sie fortblieb, wüßte ich nicht zu sagen. Die Stellung, die im Leben des Leipziger Studenten das Schauspiel einnahm, berechtigte ebenso zur Einfügung dieses Abschnittes, wie die Kunststudien zu der eingehenden Erörterung seiner damaligen zeichnerischen Bemühungen, oder die Frankfurter Knabeninteressen zu der ausführlichen Darstellung des französischen Theaters in Frankfurt. Vielleicht hatten sich die Blätter einfach

verloren und sind vergessen worden; daß das möglich ist, beweist am besten die doppelte von einander unabhängige Bearbeitung eines verwandten Themas[1]) („Deutsches Theater") auf Grund des gleichen Schemas für den dritten Band.

Wie dem nun sei — das Leipziger Theater muß sich in dem vollendeten Werk an wenigen Zeilen genügen lassen, und die Betrachtungen über Lessings Bedeutung für unser Drama, die er daran hatte anknüpfen wollen, sind jetzt vorweg genommen und schließen die literarhistorischen Betrachtungen; wobei denn freilich die Besprechung der „Hamburgischen Dramaturgie" und die erste Kenntnis Shakespeares, wie sie das Schema hatte geben wollen, gänzlich unter den Tisch gefallen ist.

Da die gekürzte Darstellung nicht das ganze Buch ausfüllte, konnten noch die im Elternhause verbrachten Jahre 1768—1770 Platz finden, — allerdings nur deshalb, weil sie von der Erinnerung Goethes allzu stiefmütterlich bedacht waren; der Grundirrtum, der die Krankheit über ein Jahr ausdehnt, ließ ihn das Schwergewicht der Darstellung in das Krankenzimmer legen, während in Wahrheit der Reconvalescent bald lebhaft am Leben teilnahm, wie wir sicher wissen, wenn auch die spärlichen und gegen seine Gewohnheit meist rückschauenden Briefe uns über manche Lebensverhältnisse im Dunkeln lassen.

Die Schilderung des Straßburger Aufenthaltes Goethes bezeichnet einen Höhepunkt künstlerischer Komposition; sie kann nur auf Grund ausführlicher Schemata geglückt sein, von denen uns leider nichts mehr erhalten ist. Wie es ihm hier gelungen ist, die drei herrschenden Tendenzen dieser Jahre, die individualistische, die volksmäßige und die patriotisch-historische in den drei realen Symbolen Friedrikens, der Elsässer Landschaft und des Straßburger Münsters zu verkörpern, und wie er verstanden hat, diese Dreiheit die ganze Darstellung über-

ragen zu lassen, ohne ihre Bedeutung wortreich zu betonen, wird ewig für Dichter und für Historiker vorbildlich bleiben. Das fertig vorliegende zeigte, wie wir an dem beim ersten Punkte erörterten alten Abschnitt über den Münster sehen, noch keine Spur davon. Die Umbildung war der schönste Ertrag der Sommerreise des Jahres 1812.

Die Kunstmittel sind die alten, nur mit vollendeter Virtuosität gehandhabt: Vor- und Rückdeutung: alle Wahrzeichen dieser Epoche werden sofort am Beginn,[1]) dann wieder am Schluß zusammengestellt,[2]) und sie teilen rhythmisch die annalistische Schilderung der sonstigen Lebensereignisse ab, ihrerseits selbst in der Darstellung, um die Spannung zu erhalten, mehrfach durch die Erzählung von Nebendingen unterbrochen. Herders Bekanntschaft, die den modernen Biographen zumeist als der Hauptgewinn dieser Epoche erschienen ist, muß sich nach der damaligen Stimmung des Dichters mit einer Stellung in der zweiten Reihe begnügen. Um sie hier wenigstens auszuzeichnen, erhielt der kritische Freund einen augenfälligen Platz am Beginn des 10. Buches nebst einer weitausgreifenden Einleitung, die bereits am 17. Mai, ursprünglich wohl zur Erweiterung des literarischen Kapitels des 7. Buches geplant und schematisiert war,[3]) sich aber nicht recht hatte einpassen wollen, und die nun für den neuen Zweck am 24. und 25. August niedergeschrieben wurde.

Die Chronologie der Ereignisse ist dabei durchaus gestört worden. Die Elsässer Reise gehört vor die Bekanntschaft mit Herder, die Anknüpfung mit Friederike erfolgt fast gleichzeitig mit dem Beginn der jungen Freundschaft; wenn jene zwischen diese beiden folgenreichen Erlebnisse gestellt ist, so dürfen wir den Grund wohl eher in dem für Dichtung und Wahrheit bezeichnenden Bedürfnis, abzuwechseln, suchen, als in einer Gedächtnistäuschung, da im Jahre 1771 für eine derartige Reise durchaus keine Zeit

gefunden werden konnte, auch die Tagebücher, die er für ihre Ausarbeitung benutzte, ſicherlich die Möglichkeit, aus dem Datum auf das Jahr zu ſchließen, gewährten. Für Straßburg lagen ihm ja Quellen vor, die er bei der Bearbeitung mit heranzog: Am 19. Auguſt entſteht das „Schema der Lothringer Reiſe", am 24. erfolgt die Abſchrift. In dem Heft wird ſich gewiß noch mehr gefunden haben, vielleicht ähnelte es den erhaltenen — Goethe aber unbekannten, — Ephemeriden,[1]) denn außer Betrachtungen über die franzöſiſchen Staatsverhältniſſe, auf die er ſich ausdrücklich beruft,[2]) mögen wohl die kleinen Verſe von Herder oder der eigenen Hand, die er einzeln ſchwerlich aufgehoben hätte, darin geſtanden haben.[3])

Gemäß der neuen Diſpoſition bedurfte der Abſchnitt über den Münſter, der aus dem oben genannten Grunde, der neuen Gönnerſchaft gegenüber Boiſſerées Beſtrebungen, erweiterungsbedürftig war, der völligen Umarbeitung. Er wurde geteilt, und die erſte Hälfte gänzlich, mit ſtarker Benutzung der eigenen Jugendſchrift, umgeſchrieben, der zweite Teil blieb für den Schluß des Straßburger Aufenthaltes aufbewahrt.

Die Erzählung der Friederiken-Liebe wurde gar dreigeteilt. Der Anfang kam in die zweite Hälfte des 10. Buches. Das weitere wurde für den folgenden Band, der ſich unmittelbar anſchließen ſollte, zurückgelegt, das Meluſinen-Märchen, während des Abſchluſſes des 10. Buches wiederum (wie ſchon 1807) in Arbeit, wird ſchließlich zu einem anderen Zwecke reſerviert, obwohl es, ſicherer als „der neue Paris" dem alten Beſtande von Goethes Märchenſchatz angehört hat. Goethe ſcheute doch wohl vor allzu nahe liegenden Deutungen zurück, da er am Ende eine Frau geheiratet hatte, die bei allen guten Eigenſchaften dem Pygmäengeſchlechte angehörte, mit dem ſich zu verbinden hier ſo eindringlich gewarnt wurde.

Die abſchließenden Redaktionen erfolgten für die einzelnen Gruppen beſonders, zunächſt für das ſechſte und ſiebente Buch, die ſchon am 1. Juli in die Druckerei abgehen können, dann folgt das achte am 9. Auguſt von Teplitz aus; der Reſt, der mehrfacher Durchſicht und erneuter Abſchrift bedurfte, geht abſchnittsweiſe vom 4. September bis 4. Oktober 1812 nach Jena. Ende des Monats kann Goethe bereits ſeine Exemplare verſenden.

Der dritte Band.

(1812–1814.)

Nachdem der Dichter, der in diesen Jahren ganz gegen seine Gewohnheit in berechtigter Sorge um seine materielle Zukunft schwebte, schon im Mai 1812 durch eine kategorische Forderung an Cotta eine Erhöhung des Honorars für den schon geschriebenen und die noch zu schreibenden Bände durchgesetzt hatte,[1]) entschloß er sich zunächst die Biographie weiterzuführen. Wie den zweiten griff er nun auch den dritten unmittelbar nach Vollendung des vorhergehenden an, diesmal besonders gedrängt, da er, wenn er das Buch in einem Jahr fertig haben wollte, in wesentlich ungünstigerer Lage war, als bisher, wo ein fortlaufendes Manuskript zu Grunde gelegt werden konnte. Waren doch nur für das erste Buch des neuen Bandes noch einige Blätter vorhanden, die den Abschluß der Friederikenliebe und den Straßburger Münster betrafen — denn sicherlich hatte die erste Niederschrift bis zum Ende des Straßburger Aufenthaltes hinabgeführt, auch mögen diese beiden Abschnitte schon gelegentlich der Redaktion des zweiten Bandes gefördert worden sein; alles andere war erst auf Grund der längst vorhandenen Schemata neu zu schaffen. Dem gegenüber war der Vorteil, daß er den ethischen Ton, auf den er das Werk stimmen wollte, endgültig gefunden hatte, sodaß an zeitraubenden Umarbeitungen Zeit zu sparen war, doch nicht allzu hoch anzuschlagen.

Die Arbeit wurde in gewohnter Weise aufgenommen. Studien zum Schema gehen Hand in Hand mit der Beschaffung und Verarbeitung von Quellen. Da der Schauplatz zumeist Frankfurt war, so blieben für lokale Schilderungen nur die Reiseskizzen und das für Wetzlar bestimmte Kapitel übrig, das gleichzeitig die gern benutzte Gelegenheit bot, ähnlich dem ersten Bande, im Reichskammergericht ein so bedeutendes als charakteristisches Schaustück aus dem alten Reiche wieder zu beleben. Goethe nahm die Aufgabe sehr ernst. Ein volles Dutzend Schriften über den Gegenstand sah er ein, mindestens drei davon sind gründlich benutzt.[1]) Leichter hat er seine zweite Aufgabe, die literarhistorische, genommen. In jener Epoche lag ja die Grenzscheide zwischen der überwiegenden Beeinflussung durch die französische Literatur (bis zu den Mitschuldigen) und dem Vorwalten englischer Vorbilder (seit dem Götz). Sollte aus dem Wesen beider Literaturen dieser Übergang begreiflich gemacht werden, so mußten ihnen Abschnitte gewidmet werden, die der deutschen Literaturübersicht des zweiten Bandes das Gleichgewicht zu halten vermochten. Nicht zu vergessen war daneben die Antike, die mit Homer, Pindar und Theocrit entscheidend in die Wetzlarer Epoche eingreift. Seltsamerweise ist in seinen Vorstudien wie bei der Ausarbeitung dieses Lieblingsgebiet der Mannes- und Greisenjahre Goethes stark vernachlässigt worden; wohl weil die alte Literatur der Darstellung der zehn Jahre — der Iphigenien-Zeit, vielleicht auch erst der Epoche des Klassizismus vorbehalten bleiben sollte, sodaß die Hinweise der früheren Bände Vorbereitungen einer zusammenfassenden Charakteristik gewesen wären. In dem gegenwärtigen Bande mußte sich die in jener Zeit überwiegend stofflich ergriffene Antike in unmittelbarer Nachbarschaft des Fenriswolfes und gar des Affen Hannemann mit einem kurzen Abschnitt über Homer begnügen,[2]) dessen Ausarbeitung wir obenein vielleicht nur dem

Zufall verdanken, daß der Dichter in jenen Tagen Montis Übersetzung der Ilias, die ihm der einstige Bewunderer übersandt hatte, vornahm, während er sich für die Geschichte des neuen Homerverständnisses an der von ihm irrig für sich in Anspruch genommenen Rezension der Frankfurter gelehrten Anzeigen [1]) genügen ließ. Pindar und sonstige Dichter des Altertums sind ganz beiseite gelassen. Noch schlimmer erging es der älteren deutschen Literatur; gewiß hätte Goethe nicht nur der Entwicklung altdeutscher Kunst, sondern auch der deutschen Poesie des Reformationszeitalters und der folgenden kräftigen Epochen einen hervorragenderen Platz angewiesen, wenn er in diesem Jahre wieder einen Band von Hans Sachsens Schriften oder Christian Reuters Schwänken in die Hand genommen hätte, um den Einfluß dieser derben und tüchtigen Zeit auf ihn zu zeigen. Allein wir müssen uns bescheiden: Goethe vermochte nicht mehr überall den ungeheuren Stoff zu bewältigen.

Für die französische Literatur, die ursprünglich in das 12., dem 7. Buche entsprechende, genommen werden sollte, dann aber ungezwungener dem Straßburger Aufenthalt einverleibt wurde, konnte Goethe sich mit den eigenen Vorarbeiten zur Erläuterung von „Rameaus Neffen" begnügen. Er hat seine Anmerkungen schon im Oktober und November 1812 aufmerksam durchgenommen, und (vermutlich mit Schmerz) gesehen, daß manches, was er über die französische Literatur des 18. Jahrhunderts zu sagen hatte, hier bereits seine endgültige Formulierung gefunden hatte, wie etwa das Urteil über Voltaires Verdienste oder seine Meinung über die französische Forderung des Geschmackes in der Kunst. Wörtlich kehrt nur der Vorwurf mangelnden Geschmackes, den sich französische Schriftsteller gegenseitig so damals wie heute gerne machten, wieder, diesmal mit der im Rameau fehlenden Quellenangabe. [2]) Zur Vergegenwärtigung der literarischen

Zustände mußte fernerhin Grimms literarische Korrespondenz helfen, ein seit dem ersten Erscheinen in Briefform von ihm bevorzugtes Werk, dessen Lektüre die Vormittage der Mitte des Oktober 1812 fast ausschließlich in Anspruch nimmt. Von den wenigen in Dichtung und Wahrheit namentlich angeführten Werken hat er eigentlich nur Holbachs System der Natur in die Hand genommen,[1]) während ihm für seinen alten Liebling Diderot[2]) wohl genügte, was er bei Grimm fand; denn die Notiz vom 20. August 1813 „Diderots Leben" führt auf eine Zeit, in der das elfte Buch bereits gedruckt war. Vielleicht hat Goethe auch sonst auf einen oder den anderen Band seiner eigenen Bibliothek einen flüchtigen Blick geworfen, möglich auch, daß ihm vieles noch von der Lektüre der Voltairischen Briefe im Jahre 1810 gegenwärtig war — im Ganzen hat er sich leider mit den angegebenen Quellen begnügt, und zu einer Notiz über Voltaire sich lieber von den Frankfurter gelehrten Anzeigen anregen lassen, als in den Originalen geblättert.[3]) So ist es denn auch zu verstehen, daß Goethe uns die abschließende Auseinandersetzung mit Rousseau — der sich mit einigen wenig sagenden Zeilen begnügen muß[4]) — schuldig geblieben ist, und wir auf den Rückschluß aus der liebevolleren Erwähnung Diderots über seine Bewertung des Schriftstellers angewiesen bleiben; freilich findet der Verfasser der neuen Héloise noch einmal Erwähnung,[5]) seltsamer Weise aber mit einem Werk von ephemerer Bedeutung, dem Pygmalion, der hier als Symbol der neuen naturalistischen Richtung eingeführt ist. Das Verschwimmen der Grenzen von Kunst und Natur, das für den Mythos charakteristisch ist, wird zum Bilde damaliger Ideen. Da das Werk zu Ifflands Repertoir gehörte,[6]) hat es Goethe mehrfach gesehen: daß es in Dichtung und Wahrheit Eingang fand, verdankt es, neben der Erwähnung in einer später zu erörternden Quelle dieses Bandes, mißbilligenden

Bemerkungen Zelters, die Goethe sehr frei verwandte, sodaß es nicht weiter verwunderlich erscheint, wenn Zelter — und seine Kommentatoren — durchaus nicht imstande gewesen sind, das Plagiat, dessen sich Goethe gelegentlich der Übersendung des dritten Bandes selbst beschuldigte, herauszufinden.[1])

Vertraute Goethe für die französische Literatur seiner längst erworbenen Kenntnis, so hatte er sich für den Abschnitt über die englische gründlicher in den Werken selbst umgesehen. An der Spitze steht natürlich Shakespeare, von dem er mehrere Hauptwerke aufs neue liest,[2]) mit geringem Ergebnis für die Biographie freilich, da das Wesen der Shakespeareschen Kunst selbst und die Art ihres Einflusses schließlich doch nicht erörtert werden; statt dessen wird zum ersten Male in Dichtung und Wahrheit der Leser auf andere Bücher verwiesen, auf Herders dem englischen Dichter gewidmeten Aufsatz in „Von deutscher Art und Kunst", auf Lenz „Amor Vincit omnia" — beide hatte Goethe für seine Zwecke angesehen[3]) — endlich auf eine Skizze über Shakespeare, die dem Dichter für seine Biographie zuweit über die dargestellte Epoche hinausgreifend auch zu kritisch geraten war — daß das deutsche Publikum dazu „Gesichter schneiden" würde, vermutete er schon, als er die Einfügung noch beabsichtigte[4]) — schließlich gar auf Wilhelm Meisters Shakespeare-Eindrücke[5]) (denn auf diese Stelle bezieht man doch wohl mit Recht den etwas dunkel gefaßten Satz: „Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat.") Es war wohl die merkwürdig zwiespältige Stimmung gegenüber dem englischen Dichter, die Goethe veranlaßt hat, hier weder die Begeisterung seiner Jugendjahre noch auch die Kritik, die er eben praktisch in der Bearbeitung der „Romeo und Julia" und theoretisch in dem Aufsatz für das Morgenblatt[6]) „Shakespeare

und kein Ende" betätigte — wobei freilich der entscheidende Punkt damals auch noch nicht zur Sprache gekommen ist —, ausgiebig zu Worte kommen zu lassen; letzterer war ihm unter der Hand in der vorliegenden Form erwachsen, und sollte lieber unverstümmelt an anderer Stelle folgen, als, auf das notwendige Maß zusammengestrichen, doch aus der Straßburger Stimmung hinausführen.

Neben dem gewaltigen Lebensgefühl, das Shakespeares Genius ihm mitgeteilt hatte, wollte Goethe noch die melancholische Seite der englischen Literatur hervortreten lassen, da er sie — wie seine Zeit — als die eigentlich für die moderne englische Literatur charakteristische ansah. Goldsmith, schon für den zweiten Band ausgiebig studiert, wird wegen des „verlassenen Dorfes" und des „Wanderers" aufs neue gelesen und bewundert.[1]) Nicht nur ältere englische Lustspiele fanden Beachtung,[2]) sondern auch Ältestes wie Chaucer und Spenser,[3]) wohl aus Interesse für die Anfänge des trüben Charakters des Englischen. Für Ossian, Young, Gray, Milton genügt dem Dichter die Erinnerung, falls er nicht einzelne von den angeführten Werken in derselben Anthologie gefunden hat, aus der doch wahrscheinlich die beiden englischen Zitate stammen; denn daß Goethe in Teplitz, wo diese Partien geschrieben sind, sich in Johnsons umfangreiche Sammlung englischer Dichtung oder in Wortons Selbstmordpoem vertieft haben sollte, erscheint wenig wahrscheinlich; ausgeschlossen ist ja auch nicht, daß ein (englischer?) Literaturfreund mit passenden Citaten ausgeholfen hat. Gegen eine ältere Reminiszenz spricht die wörtliche Richtigkeit. Wie bei der französischen Literatur Rousseau ungelesen geblieben war, so hat Goethe leider auch seinen besonderen Freund Sterne nicht wieder angesehen und uns um wertvolle Aufschlüsse gebracht, da er ihn ganz und gar — vielleicht vergaß, jedenfalls unerwähnt ließ.

Auch seiner sonstigen Lektüre von Schriftstellern ist nicht leicht nachzukommen, da er mancherlei der Erinnerung entnehmen konnte, wie sicherlich die Nachrichten über Lenz' Tagebuch,[1]) oder die Verse aus dem Urfaust. Bestimmt wissen wir nur um die Lektüre von Klingers[2]) „Geschichte eines Teutschen", die ihm die Individualität des Dichters — freilich in einer anderen Entwicklungsphase als der ihm auch ganz gut bekannten[3]) des Sturm und Drang — vergegenwärtigen half, von Zimmermanns[4]) „Von der Erfahrung in der Arzneikunst", und von Mösers[5]) „Patriotischen Phantasien"; sein lebendiges Interesse an diesen Büchern hat schöne Folgen für Dichtung und Wahrheit gezeitigt.[6]) Die wichtigste Quelle für die Tendenzen der Epoche bleiben die Frankfurter gelehrten Anzeigen, denen, wie allzeit, mancherlei auch über das Thema der „forcierten Talente" Weithinausliegendes entlehnt wurde. Goethe hat selbst dem Gefühl Ausdruck verliehen, wie notwendig ihm dieses Hilfsmittel zur Erneuerung der Erinnerungen gewesen ist,[7]) und er war sehr erfreut, als es dem jungen Schlosser gelungen war, ihm ein Exemplar der beiden in Frage kommenden Jahrgänge 1772 und 1773 zu verschaffen.

Für die Charakteristik der Personen hat er offenbar schon Lavaters Physiognomik herangezogen: bei Merck unter ausdrücklicher Berufung auf das gestochene Portrait,[8]) während bei Zimmermann der Wortlaut der physiognomischen Skizzen durchzuschimmern scheint.[9])

Daß er für diese, wenig durch bedeutende biographische Einschnitte gegliederte Epoche von 1772—1775 notwendig äußerer Hilfsmittel bedürfen würde, darüber ist er sich klar gewesen; sorgfältiger als früher hat er seine eigenen Papiere durchgesehen und seine Schriften, soweit sie ihm noch zugänglich waren — von dem, was wir heute kennen, fehlte ihm noch der Mahomet und der Prometheus, den er erst 1818 aus Lenz' Nachlaß in Abschrift

wieder erhalten hat — aufs neue gelesen, ohne daß es ihm indessen auch nur für den Götz möglich gewesen wäre, die Chronologie herzustellen; und wenn er später einmal[1]) an Eckermann den pedantisch scheinenden Rat gegeben hat, seine Gedichte mit dem Datum der Entstehung zu versehen, so dürfen wir darin ein Ergebnis der erfolglosen Bemühungen erkennen, den genetischen Zusammenhang des eigenen Schaffens dieser Jahre zu ermitteln.

Von der wiederholten Lektüre seiner Jugendgedichte zeugt nicht nur der erste Abdruck des Gedichts auf Susanne von Klettenberg, und der Stachelverse auf Nikolai und Himburg, sondern mehr noch das Durchklingen der Sesenheimer Lieder, das leise schon im zweiten Bande[2]) sich geltend gemacht hatte, in den Schilderungen jener Tage, von denen er wohl mehr eine Erinnerung an Glück und Wohlbefinden, als gerade bestimmte Tatsachen in seinem Gedächtnis vorfinden mochte. „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Willkommen und Abschied", wurden belebt,[3]) auf das hübsche „Mit einem gemalten Bande" geradezu hingewiesen, der Verlust manches anderen bedauert. Später wird „Wanderers Sturmlied" aus der Entstehung erklärt.[4])

Die Grenze zwischen dem, was nur der Erinnerung entnommen werden konnte und dem, was noch vor Augen lag, ist schärfer gezogen als früher. Seine Dissertation wird als lange noch vorhanden erwähnt,[5]) bei den theologischen Schriften die Herkunft seiner Exemplare hervorgehoben;[6]) wie alles positiv Ausgesprochene scheinen diese Angaben unbedingt zuverlässig. Seine Stimmung gegenüber Nikolais Werther-Parodie ist gewiß mit der Behauptung richtig getroffen, daß er das Buch nicht wieder angesehen habe — als er sich daher am 4. September 1813 den Band von der Weimarer Bibliothek besorgte, ergab diese verspätete Lektüre das

wunderliche Einſchiebſel (in den Reviſionsbogen?), das eine nur dort zu findende Seitenzahl anführt, ſo daß jetzt die Behauptung, er habe die Freuden des jungen Werthers nicht mehr geleſen, und ihre Widerlegung in wenigen Zeilen nebeneinanderſtehen.[1]) Für die gedruckten Schriften mochten die Jahreszahlen einigen Anhalt geben, und wenn er, entgegen dem Schema, für die theologiſchen Schriften eine leichte Verſchiebung eintreten läßt, ſo waren wohl Gründe der Kompoſition maßgebend; für den Streit mit Wieland blickte er in den Teutſchen Merkur.[2])

Es mußte ihm alles hoch willkommen ſein, was ihm an Daten in dieſer Epoche von außen zukam. Daher war es ſachlich von großem Vorteil, daß er damals begonnen hatte, öffentliches Intereſſe zu erregen, ſodaß ſein Name in der Literatur, die jene Zeit behandelte, gelegentlich begegnet. Des Jugendfreundes Jung Stilling Selbſtbiographie hatte er einſt ſelbſt zum Druck befördert; jene, die Straßburger Tiſchgeſellſchaft ſchildernde Stelle war ſchon für den zweiten Band benutzt. Er hat nun die weiteren eingeſehen, aber wenig Gebrauch von der dortigen Erwähnung ſeines Elberfelder Beſuches gemacht, obwohl er dieſen Abſchnitt auch in ſeiner Hauptquelle, in Geſſners Lavater-Buch, wiedergefunden hatte. Wir haben hier einen überzeugenden Beweis, daß ſich Goethe doch noch zu viel auf ſein Gedächtnis verließ, denn von drei Quellen, die er für dieſe Rheinreiſe zur Verfügung hatte, iſt nur eine in richtiger Weiſe ausgenutzt worden, nämlich Jakobis Brief vom 28. Dezember 1812. Goethe hatte dem Jugendfreund mitgeteilt, daß ſeiner im dritten Teil gedacht werden ſollte; er wird erſchrocken ſein, als ihm Jacobi darauf eine Reihe von Tatſachen ins Gedächtnis zurückrief,[3]) von denen ihm ſchwerlich noch viel gegenwärtig geweſen ſein wird: das Jabach'ſche Haus, das Schloß zu Bensberg, die Laube, in der er über Spinoza geſprochen hatte, ſchließlich eine Mondſcheinſzene im Gaſthof zum

Geiſt, als er aus ſeinen Balladen deklamiert hatte — wenigſtens hält er eine wiederholte Begründung des Entſchwindens von Einzelheiten in „Dichtung und Wahrheit“ gerade an dieſer Stelle für geboten[1]) und benutzt Erfahrungen ſeines zwanzig Jahre ſpäteren Beſuches zur Ausſchmückung des älteren, wie es am klarſten jener Zuſatz zeigt, in dem er über Hemmung ſeiner ungebundenen Rezitation durch die Anweſenheit unſympathiſcher Perſonen klagt.[2]) Die von Jacobi gegebenen Anregungen genügten Goethe, um ein lebendiges Bild jener Tage am Niederrhein wieder erſtehen zu laſſen, ſie genügten aber nicht, den einmal verloren gegangenen chronologiſchen Faden wiederaufzunehmen. Das Gedächtnis an den Gedankenkreis Fritz Jacobis war dagegen durch die Lektüre des Goethe recht ärgerlichen neueſten Buches „Von den göttlichen Dingen“ lebhaft aufgeregt worden, ſodaß die leiſe Invektive begreiflich erſcheint und dem Fall Jacobi ein Raum gegönnt wird, den er ihm ohne dieſe Anregungen ſchwerlich zugebilligt haben würde.[3]) Ein Hilfsmittel hätte hier die Lavater-Biographie abgeben können. Goethe hat ſie bereits im Auguſt 1811 geleſen und vielleicht damals ſchon das Schema nach ihr vervollſtändigt, denn im Dezember 1812 entlieh er der Bibliothek nur noch den erſten Band zum Studium der Urſprünge des Genietums, in der irrigen Annahme, ſeine Rheinreiſe noch genügend gegenwärtig zu haben. So erklären ſich die vielen ſachlichen Irrtümer gerade dieſes prächtig erzählten Abſchnittes, von dem nun einmal in Goethes Vorſtellung mit Lavaters Namen verknüpften Lipps als Reiſebegleiter angefangen, bis zum völligen Verſagen der Erinnerung an die Rückreiſe, deren Erlebniſſe er größtenteils auf die Hinreiſe verlegt hat. Beſonders auffallend ſind auch hier wieder die falſchen Schätzungen in Bezug auf die Dauer der einzelnen Abſchnitte dieſer bewegten Tage, ſowie das Gefühl der Sicherheit trotz aller Irrtümer, da

Goethe, wenn ihm irgend Zweifel gekommen wären, gewiß bei der Reviſion des Druckes die kleine Mühe nicht geſcheut haben würde, an der Hand der Tagebücher Lavaters die gröbſten ſachlichen Irrtümer zu berichtigen. Das Beſte zur Vergegenwärtigung der Stimmung hatten auch hier die eigenen[1]) „Diné in Coblenz“ überſchriebenen Verſe getan, die ihm mit[2]) „Geiſtesgruß“ als Reliquien dieſer Fahrt geblieben waren. Wann eigentlich ſein Stammbucheintrag vom 17. und 18. Juli 1774 mit den kleinen Künſtlerdramen wieder in ſeinen Beſitz gekommen iſt, wiſſen wir nicht; wäre dies damals ſchon der Fall geweſen, ſo würde Goethe der Stücke und ihrer Erwähnung bei der gedachten Reiſe ſchwerlich vergeſſen haben.[3])

Der Brief Jacobis gab Goethe ſicherlich einen neuen Anſtoß, auch von anderen Freunden ſich Material zu beſchaffen, da er hier deutlich ſah, wie viel von ihm ſelbſt Vergeſſenes anderen noch in klarer Erinnerung war. Er hatte ſich, wie gelegentlich für die früheren Bände, ſo auch für den gegenwärtigen und für ſpätere bereits nach perſönlichen Erinnerungen umgeſehen: von Trebra,[4]) der Oberberghauptmann, ſollte für das erſte luſtige Weimarer Jahr beiſteuern, und hat das auch redlich beſorgt. Später wird Bertuch[5]) in derſelben Angelegenheit angegangen, Klinger[6]) ſollte für Frankfurt aushelfen, ſtellte ſich aber etwas begriffsſtutzig und gab nur ſeine Meinung über ſeine ſpäteren Leiſtungen zum beſten, offenbar, weil ihm die Reminiscenzen aus der Sturm- und Drangzeit nicht angenehm waren — eine Erfahrung, die Goethe auch bei Knebel für die Wirren der erſten Weimarer Zeit machen mußte; der Gute mochte ſich ſchwerlich gern an die trüben Erlebniſſe ſeines Herzens erinnern laſſen,[7]) was Goethe denn auch begreiflich fand. Der Bergrat Voigt ſcheint dafür eingeſprungen zu ſein,[8]) während Knebel ſich begnügte, „Details unſerer erſten Zuſammenkunft im Jahre 1774“ zu

liefern,[1]) denen wir gewiß die lebensvolle Schilderung des 15. Buches verdanken; auch in dieſem Falle beſitzen wir ja die ausdrückliche Verſicherung Goethes, daß über dieſe, ſowie einige andere Epochen „der Fluß Lethe ſo ziemlich ſeine Gewalt ausgeübt habe“. Ja der Dichter zeigt ſich damals ſogar — im Gegenſatz zu ſpäteren Äußerungen — für Berichtigungen dankbar und bittet einen ehemaligen Straßburger Studiengenoſſen Namens Ehrmann,[2]) der mit allerlei Zweifeln über die Zeit des Straßburger Aufenthaltes und die Exiſtenz einer proteſtantiſchen Paſtorenfamilie in der katholiſchen Druſenheimer Gegend gekommen war, unter Widerlegung ſeiner Bedenken (er nennt ihm den Namen Brion), ihn auch weiterhin mit Berichtigungen und Nachträgen zu unterſtützen, um „in einer neuen Ausgabe manches näher zu beſtimmen“. Von dieſem Plan iſt ſpäter nicht mehr die Rede geweſen.

Es war Goethe vor allem um Dokumente zu tun, die ihm helfen konnten, die Chronologie dieſer Jahre feſtzulegen. Ein Fragebogen[3]) ging an Vulpius, aus dem — außer der ſchon erörterten Frage nach dem Marienborner Herrenhuter-Kongreß — am bezeichnendſten die Erkundigung ſcheint, wann die Landgräfin von Darmſtadt mit ihren Töchtern nach Petersburg gegangen ſei? alſo die Frage, wann ſich der Darmſtädter Freundeskreis aufgelöſt habe, worauf ihm der Bibliothekar freilich eine poſitive Antwort ſchuldig geblieben iſt. Doch hat ſich Goethe dann in der Beſtimmung der Zeit nicht allzuſehr geirrt.

Überraſchender als dieſe Frage ſcheinen zwei an Fritz Schloſſer gerichtete:[4]) „Können Sie mir vielleicht den Todestag von Fräulein von Klettenberg anzeigen?“ „Wann hat er (Georg Schloſſer) ſich mit meiner Schweſter verlobt, wann verheiratet?“ Die Antworten ließen ſich leidlich genau nach den Briefen des jungen Goethe an Frau von Laroche geben, die Bettina Brentano, wenn

der Herausgeber der Briefe Goethes an Fritz Schloſſer Recht hat,[1]) ſchon 1806 Schloſſer zur Abſchrift beſorgt hatte; es muß daher zweifelhaft bleiben, ob Goethe damals ſchon von dem jungen Verwandten eine Copie erhalten hat; die im Nachlaß vorhandene iſt erſt ſpäter nach Weimar gekommen; der Wortlaut ſeiner Antwort auf Schloſſers Mitteilungen ſpricht eigentlich nicht dafür.[2]) Andererſeits wäre es aber doch ſeltſam, wenn Goethes jugendliche Helferin und ihr unermüdlicher Korreſpondent gar über des Dichters Beſuch in ſeinem Frankfurter Hauſe 1814 hinaus mit ſachlich ſo ergebnisreichen Zeugniſſen ſollten hinter dem Berge gehalten haben. Einzelheiten, wie die Mitteilung über den Druck des Götz und den Empfang der Todesnachricht Fräulein von Klettenbergs[3]) ſcheinen mir wahrſcheinlich zu machen, daß mindeſtens bei der abſchließenden Redaktion dieſe unſchätzbare Quelle für ſeine Beziehungen zum Hauſe Brentano wie zum Jakobiſchen und Larocheſchen Kreiſe ihm zugänglich war; ſo erklärt ſich auch die Richtigkeit ſeiner Angaben über die Anknüpfung der Beziehungen zum Niederrhein ebenſo ungezwungen, wie ſein Irrtum, daß der in den Briefen mehrfach genannte Leuchſenring in Ehrenbreitenſtein beim „Literariſchen Kongreß“ zugegen geweſen ſei; ſo findet ſich am leichteſten die Brücke zu Rouſſeaus Pygmalion, der hier gelobt wird.[4]) Einzelne Irrtümer bleiben immerhin auffallend und erklären ſich vielleicht ſo, daß Goethe dieſe Briefe nur aus Schloſſerſchen Auszügen gekannt hat.

Der entſcheidende Grund für die Vermutung, daß Goethe ſeine Jugendbriefe für Dichtung und Wahrheit benutzen konnte, liegt in der Perſönlichkeit Johann Friedrich Hieronymus Schloſſers, des weichen Neffen ſeines ſtarren Schwagers Johann Georg, deſſen ſich Goethe während ſeiner Jenaer Studienzeit mit väterlicher Freundlichkeit angenommen hatte. Nun vergalt er dem

Dichter ſeine Güte durch unermüdliches Eingehen auf deſſen Wünſche nach „Francofurtenſien“ zum Behufe der Abfaſſung von „Dichtung und Wahrheit“. Zwar Handſchuhe und Stäbchen des Pfeifergerichts, die heute noch das Goethe-Nationalmuſeum in ſeinen Vitrinen bewahrt, ſind erſt nach der Veröffentlichung des erſten Bandes eingetroffen,[1]) aber ein Kaſten mit Skripturen kam rechtzeitig genug an,[2]) um für den dritten Band benutzt zu werden. Von dem Inhalt erfahren wir, daß ein Manuſkript der Göchhauſen, (wohl vom „Neuſten von Plundersweilern“) vor allem Haushaltungsbücher von Goethes Mutter darunter waren. Des weiteren ſandte der Neffe ein bisher nicht wieder zum Vorſchein gekommenes „großes Buch“ Hieronymus Schloſſers, das, auch als Notizenbuch bezeichnet, Goethe als „chronologiſcher Anhalt“ wert war — obwohl es uns ſchwer iſt, zu ſagen, wofür eigentlich.[3]) Ob die Goethiſchen Karrikaturen mit ſcherzhaften lateiniſchen Diſtichen des alten Schloſſer,[4]) die der Dichter in ſeiner Selbſtbiographie erwähnt, vom Neffen ſtammen, iſt ſchwerlich noch auszumachen. Ihre Erwähnung weiſt indeſſen darauf hin, daß Goethe auch den Zeichnungen ſeiner Jugend Beachtung ſchenkte. Wenn er Friederikens Schriftzüge erwähnt, ſo erklärt ſich das am ungezwungenſten aus jener uns erhaltenen Zeichnung des Seſſenheimer Pfarrhofes,[5]) die er am 23. Februar 1814 Riemer zeigte;[6]) ſie trägt auf der Rückſeite Goethes Adreſſe von der Hand Friederikens; andere Zeichnungen meinen wir in der Perſonalbeſchreibung Corneliens wiederzuerkennen,[7]) mehrere werden bei Gelegenheit der Schweizerreiſe noch genannt werden.[8]) Einiges gab auch die Autographenſammlung her, ſo die Hamannſchen Briefe und Manuſkripte[9]) und das Schreiben Bürgers über den Götz vom 8. Juli 1773, deſſen Empfänger er ſeltſamerweiſe — aus Vergeßlichkeit oder Abſicht — nicht zu wiſſen angibt.[10]) Gleicher Herkunft werden Mercks Satiren ſein,

die als Verse dem Autodafé von 1797 glücklich entgangen sind.[1])

An Material fehlte es Goethe also für den dritten Band noch weniger als für die früheren; nur zwei Quellen versagten gänzlich. Der Herzog gab — wer weiß warum? — seine Erinnerungen nicht zum besten;[2]) auch Frau von Stein hat ihre handschriftlichen Schätze aus der Jugendzeit weislich verheimlicht, wohl gewitzigt durch die Erfahrungen, die sie mit Goethes Neigung, „die alten Schalen" seiner Existenz zu verbrennen, bereits gemacht hatte. So ist uns Goethes Meinung über mancherlei aus seiner Frühzeit entgangen — wir vermissen eine Andeutung über die Romanfragmente „Arianne an Wetty", aber wir besitzen an ihrer Stelle die Originale, die Goethe wahrscheinlich nach Erledigung ebenso in den Ofen gesteckt hätte, wie er das mit dem Manuskript des Urfaust, des ersten „Wilhelm Meister", italienischer Briefe an Frau von Stein, der Briefe an Horn, für den dritten Band insonderheit mit den Briefen an Dumeix,[3]) von deren etwaiger Benutzung wir uns keinen Begriff mehr machen können, und mit so vielen anderen unersetzlichen Dokumenten gehalten hat, in dem nach Lage der Dinge doch vergeblichen Bestreben, das klare und abgeschlossene Bild seiner Werke und seines Lebens, das er in den Ausgaben und in Dichtung und Wahrheit gegeben hatte, nicht durch Untersuchung und Scheidung zerreißen oder trüben zu lassen. Es mag daneben mancherlei anderes zu Grunde gegangen sein, was ihm damals von befreundeter Seite zukam; erhalten ist in seinem Nachlaß das Briefchen an Frau Jenny von Voigts vom 28. Dezember 1774, das Goethe gewiß schon vorlag, als er das 13. Buch schrieb.[4])

Die geringe Zahl erhaltener Schemata gibt leider keinen Begriff von dem, was Goethe ursprünglich zur Zeitgeschichte bei-

tragen wollte. Die Darstellung des Kammergerichts gehört gewiß dem ältesten Plane an. Daß er seine Studien mit Vergegenwärtigung der französischen vorrevolutionären Literatur begann, läßt ferner mit Sicherheit darauf schließen, daß eine zusammenhängende Darstellung beabsichtigt war; sie ist in der Ausführung sehr zusammengeschmolzen, da Goethe ja nur noch die Gründe anführt, warum seiner Generation die Franzosen nichts bieten konnten. Ist hier wenigstens der Versuch einer Übersicht unternommen, so ist selbst dieser für die englische Literatur unterblieben. Es ist bereits gezeigt worden, wie wichtige Abschnitte über Shakespeare herausgenommen worden sind; die neueren Engländer, soweit sie überhaupt erwähnt sind, werden vereinzelt abgetan. Goldsmith hat eine seine Bedeutung zu hoch anschlagende Stellung dadurch erhalten, daß er wiederholentlich besprochen wird; Richardson, nun gar Sterne, Smollet, auch Addison traten dagegen gänzlich zurück, während die melancholischen Naturpoeten ihren wohlerworbenen Platz vor dem Werther behaupten. Für das ältere Deutschland muß der Straßburger Münster als Symbol dienen; seine literarischen Einwirkungen sind daneben ignoriert, was um so seltsamer erscheint, als Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot, die für den jungen Goethe neben Hans Sachs, Fischart und dem Volkslied durchaus an die dritte Stelle gehören, genannt worden sind. Goethe wollte zweifellos nicht Strömungen verstärken helfen, die ihm in jenen Tagen ihre berechtigten Grenzen längst überschritten zu haben schienen.

Denn das einzige wirksame Mittel anzuwenden, diese ihm unliebsamen Folgen zu verhindern, entschiedene Kritik des nach seiner Meinung Unvollkommenen und Zurückgebliebenen, widerstrebt ihm in diesem freundlichen Buche; so blieb es beim Nichtsehen und Nichtsehenwollen. Das ist besonders deutlich und besonders bedauerlich bei der Darstellung des Sturm und

Dranggeiſtes. Goethe hat auf eine genetiſche Entwicklung dieſer literariſch und kultur-hiſtoriſch wichtigen Epoche ſo gut wie völlig Verzicht geleiſtet. Material war bereitgeſtellt, es iſt aber ſchließlich verzettelt worden. Die Stimmung iſt wohl vorbereitet; die Einflüſſe Straßburgs und Herders ſind im Beginn des 11. Buches noch einmal zuſammenfaſſend in ihrer ſein Weſen aufrührenden Wirkung dargeſtellt;[1]) das Verhältnis zur franzöſiſchen Literatur bietet die beſte Gelegenheit, aufs neue die Bedürfniſſe und Forderungen der Jugend zu formulieren. Shakeſpeare gibt den Anſtoß zu produktiver Betätigung — alles ſcheint eingeleitet zu einer großen Charakteriſtik ſeines reformatoriſchen Strebens in Literatur, Ethik, Geſellſchaft, Kunſt- und Naturanſchauung, ſtatt deſſen tritt ein kleiner Abſchnitt ein,[2]) der in ein paar, die unruhige Lebendigkeit ſeines Kreiſes ſchildernden Zeilen die Tendenzen „jener berufenen und verrufenen Literaturepoche“ vorläufig abtut. Kaum daß die Erwähnung körperlicher Übung, des Wanderns und Schlittſchuhlaufens einen Begriff davon gibt, daß eine neue Zeit mit neuen Lebensformen im Anzug iſt — wobei Wanderers Sturmlied noch mit dem Prädikat „Halbunſinn“ bedacht wird. Das Intereſſe für die ältere Zeit ſcheint in des biederen Datt Werk „vom Landfrieden“ ſich zu erſchöpfen und der Dichter geht von ihm ſchleunigſt auf das Kammergericht über. Alles weitere zur Sache Gehörige wird nur beiläufig gebracht, von der Leidenſchaft, mit der der junge Dichter die Kunſt, die griechiſche Poeſie, das Leben ergreift, vernehmen wir kaum einen leiſen Nachklang, und erſt bei der Schilderung der Emſer Badereiſe kommt der Leſer zu einiger Anſchauung von der burſchikoſen Genialität, mit der man ſich zu geben pflegte. Goethe war ſich natürlich über die Aufgaben klar; er hat ſchon im 12. Buche die aus dem entfeſſelten Individualismus „entſpringenden Wirkungen und Gegenwirkungen“ als das „Hauptthema dieſes Bandes“ bezeichnet;[3])

aber er hat es vorgezogen, die Schilderung der halbpolitisch-bürgerlichen Bewegung in der Entwicklung des deutschen Theaters unterzustecken,[1]) und ist erst gegen den Schluß hin noch einmal auf die Tendenzen der Zeit eingegangen,[2]) indem er zusammenfassend den Charakter der „fordernden Epoche" kurz zu schildern unternimmt — aber auch hier biegt er sofort auf das Gebiet der Spezialwissenschaften ab, und behandelt auf dem verhältnismäßig abgelegenen Boden der Medizin die großen Zeitprobleme nicht ohne scharfe Kritik, die in der Einsicht ausklingt, daß das Absurde eigentlich die Welt regiere und von Fortschritt nur für den Augenblick und für den einzelnen die Rede sein könne.

So ist von den großen Aufgaben des dritten Bandes nur die Charakteristik seiner Zeit als der sentimentalen Epoche eigentlich ausgeführt, während das geniale und das individualistische Element — dem modernen Betrachter die eigentlich unterscheidenden Züge — obwohl schon schematisierend angedeutet,[3]) nur vorsichtig berührt werden. Ganz im gleichen Sinne ist er denn auch in der Ausgabe der Werke von 1815 mit Schriften aus der Sturm und Drangzeit weit zurückhaltender gewesen, als ursprünglich beabsichtigt war. Das antiromantische Manifest[4]) „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" zeigt bald darauf, wie er über den Kultus des deutschen Altertums und des Individuums jetzt dachte; wenn er das Schätzenswerte einer Richtung, die im Alten das Neue suchte, bedingt anerkannte, so wollte er keinesfalls Förderer von altertümelnden, frömmelnden, antiautoritären oder revolutionären Strömungen sein oder scheinen — und über die Verwandtschaften zahlreicher Tendenzen der eigenen Jugend mit denen der Romantiker hat er sich so wenig, wie irgend ein anderer Literarhistoriker seit ihm getäuscht.

Der eigentliche Inhalt des Bandes wird also beiläufig gebracht, sehr zum Schaden der Komposition des Ganzen, die durch die fragmentarische Entstehungsart von vornherein gefährdet war. Freilich sind wir für den dritten Band weniger noch als für einen der vorausgehenden imstande, das Beabsichtigte zu übersehen, da das chronologische Schema nur spärliche Notizen, fast ausschließlich über die Werke, bringt, mit den meisten Fehlern, die noch jetzt in Dichtung und Wahrheit auftreten: zu 1772 als Jahr der Abfassung war Werther und Götz notiert, Mahomet war schon mit Lavaters Rheinreise zusammengebracht, die Schrift über die deutsche Baukunst, dem Jahr auf dem Titel gemäß, zu 1773 gestellt; dagegen sind die biblischen Schriften zu 1772 angesetzt, also richtig nach dem Wetzlarer Aufenthalt.[1]) Für die Abweichung von den richtigen Angaben des Schemas bei den drei letztgenannten Schriften waren natürlich räumliche Gründe maßgebend; wie immer mangelte auch diesmal das Material für die Frankfurter Zwischenzeit, da der Götz nun einmal falsch datiert war, und so wurde Späteres zur Raumfüllung vorweg genommen. Ursprünglich scheint Goethe noch einmal an seine Papiere zur Wüstenwanderung gedacht zu haben, und ein Abschnitt des 12. Buches, der ausdrücklich auf die Geschichte der biblischen Urwelt zurückgreift, liest sich ganz wie eine jählings abgebrochene Einleitung zu dem schon für den 2. Band projektierten religionsgeschichtlichen Abschnitt[2]) — aber auch diesmal ist Goethe wohl von der Aufgabe, zwischen den Kindern Israels in der Wüste und der eigenen Existenz in Frankfurt eine Parallele zu finden, zurückgeschreckt, und sein Versprechen an Zelter, das sich gewiß auf diesen und verwandte Abschnitte bezog, zur rechten Zeit mit Landsknechten und Reitern aus dem Hinterhalt vorzubrechen, ist nur sehr unvollkommen eingelöst worden.[3])

Von den umfangreichen Einzelschematen, die auch diesmal sicher für die meisten, wahrscheinlich für alle Bücher entworfen wurden, ist leider nichts mehr erhalten. Wir sind daher auf Vermutungen angewiesen. Wenn Goethe das zunächst zu Bearbeitende überschlug, so war er bis zum Ende des Wetzlarer Aufenthaltes jetzt ganz gut beraten. Was er noch für Straßburg bringen wollte, war längst vorbereitet, der Frankfurter Aufenthalt war allenfalls unter Zuhilfenahme von sonst nicht gut einzugliedernbem Stoff auszustatten, Wetzlar selbst eignete sich zu lieblich idyllischer Schilderung und bot Bedeutsames in ausreichender Fülle, schon das Karlsbader Schema scheint hier sehr ausführlich gewesen zu sein.

Nicht nur den äußeren Aufbau seines Buches sucht Goethe durch erneuerte Schemata zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu steigern, auch die innere Struktur seiner Entwicklung, das geheime Wachsen seiner Individualität, das sich hinter den bunten Kulissen von Erlebnissen und Ereignissen vollzieht, führt er sich selbst zur Klarheit, mehr um die Darstellung danach abzustimmen, als um eine Grundlage für die Schilderung zu gewinnen, mehr um seine Auffassung an den entscheidenden Punkten durchschimmern zu lassen, als um systematisch danach zu entwickeln. So zeichnet er sich auf gebrochenem Bogen schematisch gegenüberstellend „Vor- und Rückschritte oder Retardationen von 1771—1774“ auf, darin von der äußerlichen Betätigung als Dichter und Mensch zur Erweiterung des eigenen Innern vorschreitend.[1])

Goethe war, nachdem er die ersten zwei Bücher des neuen Bandes im Großen erledigt hatte, seit dem 8. März 1813 wieder mit dem Schema der „zwei nächsten Bände“ oder der nächsten zehn Bücher, wie er am 9. schreibt, beschäftigt. Das Tagebuch bestätigt durch den Eintrag vom 3. April: „Biographie, Schluß des 3. Bandes“, und vom 4.: „Biographisches. Konzeption des

Dämonischen und Egmonts. Schweizerreise. Schema", daß die Disposition noch nicht feststeht, denn diese Notizen erwecken den Eindruck, als habe er den dritten Band so schließen wollen, wie es jetzt mit dem 20. Buche geschehen ist, obwohl er schon am 12. November 1812 zwei Bände bis 1775 vorgesehen hatte.[1]) Da Goethe das Material ungefähr übersah, so war Kürze offenbar die erste Forderung, wenn er sein Ziel erreichen wollte. Schon bevor er bis zum Erwägen des Schlusses gediehen war, hatte er das eingesehen. Am 24. März trägt er ins Tagebuch ein: „Nähere Betrachtung der konzentrierten Behandlung. Einrichtung der Papiertaschen und Mappen hierzu." Von den „Papiertaschen", einer Art viereckiger Tüten, die mit gewohnter Sorgfalt aus blauem Papier in Oktavformat geklebt wurden, können wir uns nach einer zum 13. — ursprünglich, wie es scheint 15. — Buch erhaltenen[2]) einen Begriff machen. Auf der Außenseite stand in Schlagworten, in der Art also des Karlsbader Schemas, was das Buch bringen sollte, III, 13. 1773 überschrieben. Hinein wurden dann kleine Oktavblätter gesteckt, zumeist mit der Band- und Buchzahl in der oberen Ecke bezeichnet, die das Hauptschlagwort in einzelne charakteristische Wendungen auflösten und die Grundlage des künftigen Textes bilden sollten. Der Zweck ist auch hier, neben der Versinnlichung der ganzen Arbeit, auf die Goethe stets großen Wert legt, die Freiheit, die er so behält, „die Steine auf dem Brett" nach Belieben zu setzen, denn offenbar ließen sich diese Blätter mit noch größerer Leichtigkeit handhaben, als die bisherigen starren Schemata oder gar die vollendeten Abschnitte.

Erhalten sind solche zumeist nur für Kapitel, die schließlich nicht ausgeführt sind, wie jene zwei Blättchen, die die Überschrift der obengenannten Hülse ausführen:[3]) „Mercks böses Maul — —" und „Mißverhältnis zu Herder noch wilder — —" daneben

einige, politische und literarische Verhältnisse charakterisierende;[1]) die in der angeführten Tagebuchnotiz außerdem genannten Mappen werden bestimmt gewesen sein, das den einzelnen Abschnitten der Blättchen entsprechende ausgeführte Manuskript aufzunehmen. Die vollendeten Teile wurden dann nach allgemein Goethischer Altersweise zunächst auf der Hülse durchstrichen, nach Vollendung des Ganzen die Vorarbeiten meistenteils vernichtet. Wie uns nun die einzig übriggebliebene Tasche erweist, war der Gehalt der einzelnen Bücher, und damit die Komposition des Bandes, im März 1813 noch keineswegs abgeschlossen, wobei freilich im Auge zu behalten ist, daß gerade nicht vollständig erledigte Schemata am meisten Aussicht auf Erhaltung hatten. Abgesehen von den überhaupt nicht ausgeführten Stellen, deren wichtigste die Darstellung des schiefen Verhältnisses zu Herder und seiner Konflikte mit der Braut aus Schonung für die Verstorbenen, über deren Fehler sich Goethe an anderer Stelle mit zureichender Deutlichkeit geäußert hatte, unterblieben ist, ist der Abschnitt „Klopstocks Versuch der Pränumeration" mit anderen in die Vorwetzlarer Zeit, um dort Raum zu füllen,[2]) übernommen, ohne Rücksicht darauf, daß dieses halbgeglückte Experiment — auch das allerdings schon chronologisch anfechtbar — auf das Verlagsunternehmen Mercks mit dem Götz vorbereiten sollte. Schließlich war hier noch „Shakespeare als Theaterdichter" vor der Umarbeitung des Götz notiert, um prinzipielle Erörterungen über derartige Bearbeitungen einzulegen. Sein Ausscheiden ist bereits erwähnt worden; es ist gleichzeitig geschehen mit der Nichtausführung des Abschnittes „poetischer Zustand Deutschlands", der Goethe und Werther vorangehen sollte.

Diesen zu beklagenden Auslassungen gegenüber zeigt der endgültige Text eine Vermehrung um den literarhistorischen Abschnitt vor dem Werther, der die in den Bemerkungen des Schemas

angedeuteten individuellen Urſachen des Wertherianismus allgemeiner zeitgeſchichtlich zu begründen beſtimmt iſt.[1])

Zeigt alſo das Schema, daß Goethe ſich im Punkte der Kompoſition auch in dieſem Bande bis zum Schluß Änderungen vorbehielt, ſo rückt es gleichzeitig und entſchiedener als bisher die Werke in den Mittelpunkt der Erzählung. Die großen Lebensereigniſſe erſcheinen von vornherein als Vorſchule der Produktion. Iſt die Liebe zu Friederike noch um ihrer ſelbſt willen erzählt, ſo erſcheinen die Beziehungen zu Lotte und Maximiliane als Etappen auf dem Wege zum Werther. Was ſich hier aus der Sache ergab, wird dann zur Methode: Sowohl in der Verknüpfung des Mahomet[2]) mit den eigenen Lebenserfahrungen, wie beim ewigen Juden,[3]) iſt Goethe Führer auf falſchen Pfaden geworden, auf denen er allzuviele Nachfolger gefunden hat, die innere Erlebniſſe mit ſolchen in der Außenwelt vorſchnell zu identifizieren vergeblich bemüht waren und ſind.

Neben die Werke ſtellen ſich nach dem Raum, den Goethe ihnen jetzt anweiſt, die Reiſen, hauptſächlich deshalb, weil für ſie gute Quellen vorlagen, und die Charakteriſtik der Mitlebenden, denen die Selbſtbiographie ein Denkmal ſein ſollte. Die Verbindung dieſer Gruppen zu einer Einheit bildet die ſchwierig zu bewältigende Arbeit bei der künſtleriſchen Durcharbeitung des Werkes, das nur im allgemeinſten auf einer (noch dazu häufig irrigen) chronologiſchen Grundlage aufgebaut iſt.

Wann der gegenwärtige Umfang des ganzen Bandes feſtgeſtellt worden iſt, iſt kaum zu entſcheiden, da das Tagebuch ſeit dem Juli fragmentariſcher und lakoniſcher wird. Lieferte der 4. April noch einen Schluß des Frankfurter Aufenthaltes, ſo kann das ausführliche Schema zum 15. Buche vom 18. September ſchwerlich das ganze letzte Jahr einzuſchließen verſucht haben,

ſelbſt wenn das in den Papiertaſchen des März vorgeſehen geweſen ſein ſollte.

Goethes Beſtreben bei der Dispoſition des Stoffes war die ausreichende Ausſtattung der einzelnen Zwiſchenſtrecken zwiſchen den in den Mittelpunkt der Bücher geſtellten Ereigniſſen. Wie er das Frankfurter halbe Jahr entgegen der Chronologie bedachte, indem er beſſer ausgeſtatteten Epochen Ereigniſſe entzog, iſt dargeſtellt worden. Wetzlar war zur Genüge verſehen. Aber die Überleitung zum Götz war nicht leicht, da ja nach dem pſychologiſchen und dem wirklichen Verlauf der Dinge die Götz-Stimmung zu der der Wetzlarer Tage nur geringe Beziehungen hatte. Vordeutend müſſen alſo Kammergericht und Rittertafel — die ihrerſeits mit dem Werk wenig zu ſchaffen hatten, — eintreten. Da der Schluß des dortigen Aufenthaltes in Werther-Stimmung ausklang, werden disparate Dinge nach der Lahnreiſe eingeſchaltet: Malerei und Advokatur, von der er mit einem energiſchen Sprung zu dem Theater der Zeit übergeht, das denn freilich auch nicht auf das Ritterdrama loszuſteuern ſcheint; doch gibt hier Shakeſpeare den guten Übergang. Vom Götz zum Werther kann nur auf einem weiten Umwege durch die Zeitſtimmung die Brücke gefunden werden — bei beiden Werken hat Goethe unter Aufbietung großer literariſcher Mittel ein Hindernis bewältigt, das erſt ſein eigner Irrtum über die Entſtehungszeit der Werke geſchaffen hatte, denn der Gang des Lebens war unvergleichlich einfacher, als der künſtliche Weg, auf dem der Dichter ſich bemüht ihm nachzufolgen.

Vom Werther bis zur Emſer Reiſe hat der Dichter den Leſer mit unvergleichlicher Kunſt zu führen gewußt: aus dem Widerſpruch gegen den Unverſtand der Kritik folgt der parodiſtiſche Kampf, der zu den Farcen überleitet. Die Neigung zu bedeutenden Männern bildet den Eingang der Charakteriſtik ſeines Kreiſes,

aus dem sich Lavater bedeutsam loslöst, um als Reisegefährte des Dichters (mit Basedow zusammen) handelnd seinen Charakter zu entwickeln. Künstlerisch genommen ist die Anknüpfung seines Mahomet an diese Schwarmgeister gewiß ein ebenso großes Meisterstück, wie unmittelbar darauf die des ewigen Juden an Fräulein von Klettenbergs Einfluß. Der Titanismus, da er nun einmal an eine umfassende Darstellung der Sturm und Drangtendenzen nicht angeknüpft werden sollte, fand hier ein gutes Unterkommen neben den malerischen Bemühungen, die er ja schon vor 20 Jahren als Ausfluß des alles beherrschenden Produktionstriebes dargestellt hatte.[1]) Die Verknüpfung dieser Tätigkeit mit dem Besuch Knebels und der Bekanntschaft der Weimarer Prinzen ist absichtlich äußerlich; das Unvorbereitete, ja Zufällige der ersten Beziehungen sollte hervortreten. Goethes Entgegenkommen ist wohl unterschätzt, da die unmittelbare Einwirkung auf das Leben dem Fünfundsechzigjährigen nicht mehr so wertvoll scheinen mochte, als einst dem Fünfundzwanzigjährigen.

Andere Besuche schließen sich an diesen wichtigsten, wie selbstverständlich, an. Der Ausklang des Buches — der Versuch ihn bürgerlich in seiner Heimatsstadt festzusetzen — verdankt einem dramatischen Prinzip der vorbereitenden Spannung, wie ich es sonst nicht allzuhäufig in Dichtung und Wahrheit angewendet finde, seinen Ursprung.

Es war nur für einzelne Stellen möglich, die Entwicklung der Komposition des dritten Bandes von Dichtung und Wahrheit zu geben, zunächst, weil ältere Schemata meist fehlen, dann auch, da die Tagebücher häufiger als bei früheren Abschnitten versagen; dazu kommt noch ein dritter Grund. Goethe hat hier willkürlicher als je, nach Festsetzung des Planes, Partien, die ihm zusagten, beliebig herausgegriffen und bearbeitet, sodaß die zeitliche Auf-

einanderfolge der Abſchnitte für ihre Stellung im Werke wenig mehr beſagen will.

Einigermaßen zuſammenhängend war ſeine Arbeit noch bei den erſten zwei Büchern, die ſich ſachlich, zeitlich und entſtehungsgeſchichtlich unmittelbar an die vorangehenden anſchließen. Am Sonntag den 4. Oktober 1812 hatte er den Schluß des 10. Buches an Frommann abgehen laſſen, Montag den 5. trägt er in das Tagebuch ein: „Anfang des 11. Buches“, den 6. „Durchſicht des 11. u. 12. Buches“ eine Notiz, die verſtändlich wird, wenn wir ihn im Anfang November an dem Abſchnitt über Schöpflin und über die franzöſiſche Literatur — jetzt beides im 11. erledigt — für das 12. arbeiten ſehen. Am 6. ſcheint „Schluß des 11. Buches“ zu beweiſen, daß er nun die endgültige Grenze, die entgegen der bisherigen Gewohnheit den Aufenthalt in Straßburg mit dem Buche zugleich enden läßt, gefunden hat; wie immer erſt bei der Niederſchrift, da er Anfang und Abſchluß von Büchern ſcheinbar lieber dem künſtleriſchen Gefühl beim Schaffen, als der verſtandesmäßigen Überlegung beim Schematiſieren überließ. Die franzöſiſche Literatur freilich erſcheint noch am 13. Dezember im Zuſammenhang mit dem 12. Buch. In den nächſten Tagen iſt er emſig über den Entwürfen zu dieſem tätig, von dem er ſeinen Blick Anfang Dezember über die nächſten Bände ſchweifen läßt. Das darf nicht überraſchen, denn ſchon am 10. November kann er Riemer zur Nachachtung eine erſte Niederſchrift des 11. Buches überſenden, des 12. ankündigen, und dazu die Hoffnung äußern, ehe es Frühjahr wird, beide hinter ſich zu haben. Nach Neujahr hofft er vorläufig mit dem Druck zu beginnen.

Dann folgt die Vollendung von Stellen des 12. Buches. Voran geht das Kammergericht, doch auch die ſchwierige Frankfurter Epoche wird ſchon eingeleitet, und zwar, wie die Straßburger im 9. Buch, mit Worten über das Verhältnis zum Vater; doch dürfte

das Schema über die Epoche der forcierten Talente (oder wie er gleich darauf sagt „der genialen Anmaßung") von vornherein für diese Stelle bestimmt sein. Die Arbeit an beiden Büchern schreitet, ohne Bezeichnung von Einzelheiten, langsam fort, aufgehalten zunächst durch das Studium Shakespeares, dann durch Wielands Tod und Gedächtnisfeier,[1]) wenn auch die Aufregung fruchtbarer biographischer Betrachtungen durch diese großartige Charakteristik eines Zeitgenossen am Ende auch für die Biographie förderlich geworden ist. Bis tief in den März hinein überwiegen wiederum allerlei Quellenstudien die eigentliche Arbeit der Niederschrift, der bereits durch die Abschriften des Vorhandenen vorgearbeitet war; am 31. greift er mit schnellem Entschluß das humoristische Gießener Abenteuer an,[2]) das mehr locken mochte, als die mißliche theoretische Auseinandersetzung mit der Sturm und Drangzeit; die Fortsetzung geht leicht von der Hand bis zum Coblenzer Besuch, also bis ins jetzige 13. Buch hinein; doch die Neigung zum Überspringen und Niederschreiben nach Lust und Laune war entfesselt, und die Einrichtung der Papiertaschen fällt nicht zufällig auf den gleichen Tag mit dem Abschluß seiner Erzählung des Aufenthaltes bei Frau von Laroche.[3])

Eine Zeitlang arbeitet er in der gekennzeichneten Weise an den verschiedensten Teilen. Auf Coblenz folgt Fräulein von Klettenberg, der ewige Jude nebst Prometheus — alles jetzt dem 15. Buch zugeteilt; dann Mahomet und die Zeit des Titanismus, ersterer noch nicht oder nicht mehr in Beziehung zu Lavater stehend; Shakespeare; die Verse über den Hof — hat er doch eben[4]) an Knebel geschrieben, er sei gerade bei der Darstellung von dessen erstem Besuch; am Tage darauf mit großem Sprunge zurück „Friedrikens Situation" — also 12. Buch. Am 5. April bleibt er bei diesem: Merck und Darmstädter Verhältnisse, am 7. ist er wieder bei der Kammergerichtsvisitation und der Wetzlarer

Epoche angelangt, die jetzt einigermaßen konsequent durchgebildet wird; am 14. entsteht im Zusammenhang damit der Abschnitt „Taedium vitae“ er ist also bei dem Schema zum 13. Buch, der letzten durch einen Tagebuch-Eintrag bezeugten Arbeit vor seiner Badereise, die er am 17. April 1813 antrat, zu einer Zeit, als die bisher mit Gewalt aus dem Gesichtskreise verbannten weltgeschichtlichen Ereignisse sich aufdringlich in den Vordergrund schoben, vier Wochen, nachdem der Aufruf: „An mein Volk“ zum ersten Mal die Herzen einer hoffnungsfreudigen Jugend höher schlagen machte, 14 Tage nach der Räumung Dresdens durch die Franzosen, acht nach der ersten schweren Niederlage des unbesiegbar scheinenden Gegners auf norddeutschem Boden bei Möckern.

Goethe, dessen ungeheure Erregung mehrfach bezeugt wird, spricht in Dresden sein hoffnungsloses Wort von der unüberwindlichen Größe Napoleons, das zeigt, wie weit ihn die klassizistische Epoche doch dem Verständnis der Volksseele entfremdet hatte, und wie einseitig er sich gewöhnt hat, sie nur aus der heillosen Vergangenheit zu verstehen, denn er führte ja damals das Manuskript eines Buches mit sich, das die glänzendste Rechtfertigung seiner deutschen Gesinnung gegenüber Frankreich und dessen greisenhafter Kultur in den Abschnitten über die Deutschheit seines Straßburger Kreises enthielt, sodaß ein Zweifel über die Partei, auf der er mit dem Herzen stand, schlechterdings unmöglich ist.

Er vergräbt sich in Teplitz in die Arbeit, während der Verlauf der Ereignisse zunächst seine trüben Prophezeihungen zu bestätigen scheint. Er wünscht jetzt mit dem 11. Buch endgültig zustande zu kommen, was ihm denn auch bis zum Ende April gelungen zu sein scheint. Nach eingehendem Studium des Schemas läßt er dann die ihm sympathischeren und leichteren Schilderungen des bisher am wenigsten berücksichtigten 14. Buches, die Rheinreise

also, in den Vordergrund treten, Mitte Mai folgt auf einen neuen Anlauf zur Komplettierung des 12. Buches das 13.: „Deutsches Theater — Götz von Berlichingen — englische Literatur — Werther;“ bis zum 4. Juni läuft die abschließende Überarbeitung des 1. Manuskriptes des 12. Buches neben der Reinschrift des 11. her; dann erkrankt sein Schreiber, der jüngere John, der für diesen Band an des abwesenden Riemer Stelle getreten war. Zu der tiefen Erregung über die Weltereignisse gesellen sich also äußerliche Störungen, die auch jemand, der weniger empfindlich für die Verhältnisse seiner Umgebung gewesen wäre, als Goethe, hätten aufhalten müssen. Die Reste, die uns von der Tätigkeit der jungen Beamten, die man ihm zur Verfügung stellte, geblieben sind, lassen uns den Weheruf Riemers, der die Manuskripte in herkömmlicher Weise zum Druck vorbereiten sollte,[1]) verstehen; am 23. Juni 1813 war nämlich endlich das Packet mit den zwei fast vollendeten Büchern (es fehlte noch der Schluß des 12.) unter besonderen Vorsichtsmaßregeln nach Weimar abgegangen, begleitet von jenem Generalmandat an Riemer als Redaktor, das bereits für die Bestimmung des Umfangs seiner Rechte angeführt worden ist.[2]) Gleichzeitig umschreibt Goethe den Inhalt des Vollendeten, woraus wir erfahren, daß ihm nur noch die erste Hälfte des 15. Buches zu fehlen schien, was für eine beabsichtigte anderweite Disposition des Stoffes spricht, da doch der Abschnitt über Fräulein von Klettenberg und was ihm an literarischem Schaffen angeschlossen worden ist, bereits vorlag. Noch immer hoffte er, zu Michael, wie in den zwei vergangenen Jahren, den Band fertig zu stellen, wie er dem Berliner Freunde und dem Verleger übereinstimmend berichtet.[3])

Das 13. Buch war wirklich in den beiden großen, ihm zugeteilten Gruppen, dem Coblenzer Besuch von 1772 und der

Darstellung von Götz und Werther genügend gefördert, um dem Abschreiber ausgehändigt zu werden; der Schlußabschnitt über Möser scheint erst jetzt hinzugefügt, umfangreiche Einschübe werden schwerlich noch bewirkt sein. So hat gerade dies Buch unter rechter Ungunst der Verhältnisse gelitten, und bei Werken, deren genetische Erklärung, wie Goethe richtig erkannt hatte, im Mittelpunkt stehen mußte, versagte unter all dem äußeren Druck und inneren Mißverhältnis doch des Dichters Kraft[1]) „bei dem jetzt unvermeidlichen Gegenstreben gegen das Äußere", und wenn es vielleicht gelungen ist, den flüchtigen Leser darüber zu täuschen, daß das Gemälde im Schmerz geschaffen wurde, so hält dieser Abschnitt doch kritischer wie ästhetischer Analyse nicht völlig Stand. Dabei ist es gewiß bezeichnend, daß der Werther unvergleichlich günstiger gefahren ist, als der deutschtümelnde — wie Goethe gewiß jetzt am liebsten gesagt hätte — Götz.

Da auch vom 14. Buch die große Badereise von 1774 ausgeführt vorlag, waren wohl nur die Charakteristiken am Anfang nachzuholen, so daß er der ersten Sendung am 24. Juli die zweite folgen lassen kann, die bis tief ins 14. Buch — bis zum Ende der Rheinreise — hinabführt; daß die Überleitung zu dem schon geschriebenen Mahomet noch nicht gefunden war, zeigt das Fehlen des Schlusses bei der Übersendung, noch deutlicher die Behauptung, daß dieses uud das vorhergehende die längsten Bücher von allen werden würden; es ist gegenwärtig eins der kürzesten und wird darin nur vom 15. erreicht. Goethes Stimmung ist in den letzten Tagen sichtlich besser geworden, hatte er doch endlich wieder einen ihm genehmen Schreiber durch die Liebenswürdigkeit des Großherzogs bekommen, der ihm den Geheimen Sekretär Vogel zur Verfügung stellte, einen alten Bekannten, von dessen Hand die erste Iphigenien-Handschrift vor langen Jahren geschrieben worden war.

Gleichzeitig mit dieſer Sendung ging auch Titel und Vorrede ab, letztere noch vor Johns Krankheit entſtanden und den vorläufigen Abſchluß der Arbeit ankündigend.[1]) Goethe ſpricht die Hoffnung aus, daß Riemer ihm Recht geben werde; er wolle in einzelnen Aufſätzen bei der Neuherausgabe der Werke manches Hierhergehörige ſchicklich liefern, und „zuletzt wird ein Reſumé, wenn man es belieben ſollte, leichter". Etwas anders lautet es in dem unmittelbar folgenden Briefe: „Ich glaube, Sie werden die Wendung billigen, durch die ich im Vorwort einen Abſchnitt andeute und eine Pauſe vorbereite."

Das erhaltene Vorwort ſcheint denn auch der letzteren Faſſung recht zu geben, wenn auch deutlich wird, daß Goethe die künftige Darſtellung noch ſtärker auf die Werke konzentrieren will; vor Vollendung der neuen Ausgabe ſollte jedenfalls weiteres aus der Biographie nicht erſcheinen; wie der Dichter über die ſpätere Fortſetzung dachte, iſt hier abſichtlich im Unklaren gelaſſen, doch ſcheint immer noch mit der Möglichkeit gerechnet zu ſein, in dieſem Bande bis zum Ende des Frankfurter Aufenthaltes zu kommen. Dafür ſpricht die oben angeführte Erklärung über den vorausſichtlichen Umfang der beiden letzten Bücher, dafür die Ankündigung, daß Lavater im gleichen Bande ein zweites Mal bedeutſam hervortreten ſolle — die Blätter ſind im vierten Bande abgedruckt worden[2]) — dafür wohl auch die Behauptung, daß der Reſt des 15. Buches fertig vorliege, was ſich, — nach den Eintragungen des allerdings lückenhaften Tagebuches — am wahrſcheinlichſten immer noch auf die Konzeption des Dämoniſchen und deſſen Zuſammenhang mit Egmont beziehen läßt. Die letzten Tage des Badeaufenthaltes gelten der Rekapitulation ſeiner Erinnerungen an Zimmerman; unterwegs, in dem von den Franzoſen wiedergenommenen Dresden, iſt er aufs neue mit Lavater beſchäftigt.

Riemer war schon mit der Revision des Textes weit vorgeschritten, als Goethe am 9. August 1813 endlich wieder in Weimar eintraf. Er nahm mit dem Getreuen noch einmal die Revision, beim 12. Buch beginnend, vor. Die Zeit wurde immer drohender und zusammenhängender Arbeit ungünstiger. Auf einem einwöchigen Ausflug nach Ilmenau begleitete Goethe als beruhigende Lektüre Spinoza; der Blick, den er bald darauf in den entsprechenden Artikel des Baylischen Lexikons wirft, beweist, daß wir es mit den Partien seines Werkes zu tun haben, die jetzt den Anfang des 16. Buches bilden.

Einen Tag nach Goethes Ankunft waren seine Hoffnungen auf Frieden endgültig zerronnen, im Laufe des September wurde es klar, daß die Entscheidung auch diesesmal nicht fern von Weimar fallen würde, und der Dichter sah alle Schrecken von Jena aufs neue drohen. In solcher Zeit ist, am 15. September, das ausführliche Schema des letzten Buches entstanden, das (spätestens) den endgültigen Verzicht auf weitergehende Pläne enthält und den Inhalt des ganzen im wesentlichen aus längst vorhandenen Abschnitten zusammensetzte. Die innere Erregung erreicht einen Höhepunkt, das Tagebuch wird völlig vernachlässigt, und der Dichter greift zu dem alten Mittel, sich nicht nur aus der Gegenwart sondern auch aus dem furchtbar erregten Weltteil ins ferne friedliche China zu flüchten, in dessen Geschichte er sich versenkt.

Am 22. September diktiert er endlich wieder „erst August, dann Professor Riemer" den Anfang des 15. Buches; aber auch das wird zurückgelegt, denn wir erkennen in der erhaltenen ältesten Handschrift der Spinoza-Partie des 16. Buches dieses Diktat wieder,[1]) und das 15. beginnt nun mit dem Einfluß Fräulein von Klettenbergs, an deren Charakteristik das Vorhandene locker angeschlossen wird; Neues ist für diesen Band also seit dem Ende

des Teplitzer Aufenthaltes kaum noch entstanden — nur die Abfassung des vordeutenden Schlußabschnittes mit dem Clavigo bleibt unsicher — und Goethe hatte durchaus recht am 3. Januar 1814 an Seebeck zu schreiben: „wäre der dritte Band meines biographischen Werkleins nicht diesen Sommer redigiert gewesen, so wäre er schwerlich zustande gekommen, so aber bedurfte es nur einer treuen Revision, welche der im Echten und Guten immer wachsende Riemer beim Abdruck gar freundlich übernommen hat", — nur fehlt hier das Zugeständnis, daß ein erheblicher Teil des Beabsichtigten dabei unausgeführt geblieben ist.

Am 14. Oktober 1813 wird Arbeit an der Biographie zuletzt erwähnt, am 22. November deutet die Notiz Schweizerreise möglicherweise noch auf das alte Reisejournal von 1775, dann verschwindet Dichtung und Wahrheit für längere Zeit aus den Tagebüchern, die auch der Vorlesungen vor der einsam in Weimar zurückgebliebenen Herzogin im Dezember des Jahres nicht erwähnen. Die Beförderung zum Druck besorgte diesmal Riemer zumeist allein. Im Juli hatte Frommann das 11. Buch in Händen gehabt, im August wird ihm das 12. versprochen, doch kann der Professor erst Ende September Goethe den 4. und 5. Aushängebogen vorlegen; vorübergehend beteiligt sich der Dichter auch selbst an der Revision; kurze Zeit schreitet der Druck im schnelleren Tempo fort, als Ende Oktober nach allem Schrecken einer Flucht und einer Verfolgung in Weimar jene Typhusepedemie ausbrach, die sich von den Lazaretten der geschlagenen Franzosen aus über ganz Westdeutschland verbreitete. Der Druck kommt ins Stocken, so daß Riemer erst am 5. Januar 1814 das Titelblatt an die Druckerei zu senden brauchte. Am 16. war die letzte Korrektur, am 2. Februar der letzte Aushängebogen in Goethes Händen.

Die Vorrede ist fortgefallen, gewiß mit Recht; denn einen möglichen Abschluß brachte der Band in seiner gegenwärtigen

Gestalt unzweifelhaft nicht, und mindestens bis 1775 seine Biographie in der bisherigen Form hinabzuführen, zeigt sich Goethe noch in der Ankündigung seiner Werke aus dem März 1816 entschlossen[1]) — doch ist vorläufig die Neigung zu der schwierigen Arbeit gering; er sehnte sich nach leichteren und nahm lieber die Tagebücher der italienischen Reise vor, die ja nur der Überarbeitung bedurften.

Nachdem zuerst der Michaelis-, dann der Weihnachtstermin für das Erscheinen des dritten Bandes versäumt worden war, stimmte Goethe unbedingt der Meinung des Verlegers zu, die Ausgabe bis Ostern zu verschieben,[2]) wo sich denn auch die politischen Verhältnisse Deutschlands genügend gefestigt haben würden, um ein buchhändlerisches Unternehmen einigermaßen aussichtsreich erscheinen zu lassen. Am 6. Mai — sechs Wochen nach der Einnahme von Paris — erschien wirklich der langerwartete Band, über dessen Ausbleiben Goethe Freunde und Freundinnen schon wiederholt hatte trösten müssen, zumal er selbst, um Mißbrauch und Nachdruck zu verhindern, seine Autorenexemplare erst zum Erscheinungstermin eingefordert hatte.

Der vierte Band.

(1814 – 1833.)

Nach Erſcheinungsjahr und Vollendung ſteht der 4. Band außerhalb der angeführten Reihe, nicht ſo nach ſeiner Entſtehung. Gewiß, die anziehenderen und leichteren Arbeiten an alten und neuen Reiſen drängten in den Jahren 1814 und 1815 den unbequemeren Nachtragsband zurück, — obwohl Goethe noch 1815 vor ihnen das Buch zu vollenden hoffte[1]) — deſſen Inhalt, da die Begrenzung auf 1775 von vornherein feſtgeſtanden zu haben ſcheint,[2]) in kein rechtes Verhältnis zu ſeinem Umfang zu bringen war. Als Goethe ihn im Dezember 1816 wieder vornahm, ſicherlich um zu verſuchen, ob er ihn für die letzte Lieferung der neuen ſeit 1816 erſcheinenden Ausgabe ſeiner Werke noch würde fertigſtellen können, iſt er über Schemata, die das Vorhandene einzuordnen ſuchen,[3]) und die Hauptabſchnitte vorbereiten, nicht hinausgekommen; die eingehenden Unterhaltungen mit einem der Überlebenden des alten Weimar, der 1775 den jungen Dichter hatte einziehen ſehen, mit dem Legationsrat Bertuch zeigen,[4]) daß gründlich[5]) — gründlicher jedenfalls als ſchließlich in der gleichen Einkleidung verſucht worden iſt[6]) — auf Goethes neuen Wirkungskreis vorbereitet werden ſollte. Die Skizzen[7]) „Verhältnis zu Lilli“ und die zum zweiten Teil des Fauſt[8]) ſind Zeugniſſe wie Goethe ſofort die Hauptpunkte in Angriff nahm, dann tritt aber

die an anderer Stelle zu besprechende Reihe biographischer und halbbiographischer Schriften hervor, die die Gedanken an den Abschluß der Selbstbiographie abermals zurücktreten lassen. Bis 1821, wo plötzlich (am 25. u. 26. Oktober) zwei Tage der Ausführung der Biographie gewidmet werden, ist keinerlei Arbeit nachzuweisen; doch bezeugt ein Brief an Klinger vom 19. Mai 1818, daß Goethe sich gelegentlich das künftige Werk „im Sinne" „hin- und widergehen" läßt.

Wir sind nun für diesen Band in der bevorzugten Lage, die Fülle der Vorarbeiten mit annähernder Vollständigkeit zu überblicken, wenn auch leider das Karlsbader Schema fehlt, und dadurch zu dem Urteil berechtigt, daß alles Wesentliche dieses Bandes, wie er vorliegt, in engem Zusammenhang mit den vorhergehenden entstanden ist, 1813 und 1816, und daß fast alles später Geleistete sich als erweiterte Paraphrase des damals schon Skizzierten ansehen läßt, sodaß der entschiedene Trennungsstrich, durch den die Forschung diese Bücher von den früheren zu scheiden liebt, sachlich nicht berechtigt scheint. Als Goethe im August 1824 Eckermann die Papiere einhändigte,[1]) hatte dieser den gleichen Eindruck, „daß man bei einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl übersehen kann"; er hat uns eine wertvolle Analyse des Vorhandenen hinterlassen, die beweist, daß, abgesehen von dem allgemeinen Schema für die einzelnen Bücher auch die Hauptabschnitte zum weitaus größten Teil völlig durchschematisiert waren, darunter selbst der Anfang des 20. Buches, als Resultat jener Gespräche mit Bertuch, den man irrig für eine spätere Epoche in Anspruch genommen hat.[2]) Zu ihnen gesellen sich noch eine ganze Reihe von Stücken fertigen Manuskripts, die, wie erörtert, ursprünglich für den dritten Band bestimmt, zurückgelegt worden waren und die außer den ersten und letzten Seiten noch einen Abschnitt über die große politisch-soziale Umwandlung der

Gesellschafts-Struktur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts,[1]) einen weiteren, ebenfalls schon angeführten über die rythmischen Verlegenheiten der jungen Dichter,[2]) schließlich eine Charakteristik Lavaters umfaßten;[3]) dazu war als Ausführung einer plötzlichen Eingebung die Schilderung von Lillys Geburtstag getreten,[4]) das Produkt eines Besuches eines Herrn von Türckheim mit seiner jungen Frau, die Anfang 1821 das Goethische Haus in Bewegung gesetzt hatten.[5]) Es lag also ein gutes Viertel des gegenwärtigen Umfanges ausgeführt, der ganze Rest in eingehenden Schemata vor.

Doch hatte auch Eckermanns Interesse Goethe nicht vermocht, sogleich an die Ausführung zu gehen. Ein Schritt geschah zwar: er hatte am gleichen Tage,[6]) als der Jünger ihm das Manuskript mit seinen Vorschlägen zurückbrachte, in den Briefen Huttens an Pirkheimer gelesen, die schon in früheren Schemata zu dieser Stelle genannt waren;[7]) die Gleichheit der Tendenzen dieser ebenfalls bürgerlichen Epoche mit der eigenen Zeit war ihm aufgefallen, und er merkte den großen Brief des deutschen Ritters, der einen Gemeinplatz der antiken Rhetorik von der Überlegenheit erworbenen Adels gegenüber ererbtem als individuelle Erfahrung mit Wärme vorgetragen hatte, zu späterer Verwendung an. Aber er kam nicht weit. Er fühlte, daß er zu der Darstellung seiner Bräutigamszeit „Augenblicke guten Humors" bedürfe,[8]) wie er sie im vergangenen Jahre bei der launigen Geburtstagsschilderung empfunden hatte, Augenblicke aber, die sich nicht auf Wunsch und Befehl einstellten.

So griff er im Februar 1825 bei einem erneuten Versuch, vorwärts zu kommen, die Niederschrift an anderer Stelle an. Die ihm so wichtige Schilderung der Weimarer Verhältnisse, wie er sie durch den Maler Kraus kennen gelernt haben will, wird aufs neue vorgenommen; es folgt die auf Grund von Stillings

Selbstschilderung leicht zusammenstellbare Erzählung der mißglückten Operation, schließlich wird eine nur unbedeutend fördernde Abschrift der Schemata über Lilli, die die Bucheinteilung auch hierfür einzuführen beginnt, in die Wege geleitet.[1]) Aus dem Versuch, den längst skizzierten Fortgang des Faust-Dramas für die Biographie zurechtzustutzen, erwächst sodann die Wiederaufnahme des Lebenswerkes, die die Kräfte der nächsten Jahre fast völlig absorbiert.

* * *

Goethe wartete auf Zeit und Stimmung; zur Fortsetzung war er so fest entschlossen, daß er in der Ankündigung der Ausgabe letzter Hand, die vom 1. März 1826 datiert, neben dem ausdrücklich als „fragmentarisch" bezeichneten vierten Band (dem 22. der Gesamtausgabe) einen ebenfalls fragmentarischen fünften „bis in den September 1786" reichend verspricht.[2]) Goethe liebte es, eher zu wenig in Aussicht zu stellen, als zu viel; wir dürfen daher glauben, daß er hoffte, das Folgenreichste aus beiden Epochen noch zusammenstellen zu können, sodaß sich ein ausreichend deutliches Bild seiner Entwicklung bis 1792 ergäbe, wo die Annalen voller einsetzten. Nach Skizzen bei den Papieren zu schließen, hat Goethe die Hoffnung, sein Programm auszuführen, niemals aufgegeben. Noch am 3. März 1829 schematisiert er „Scherz, List und Rache" und bespricht sein Verhältnis zu Kayser, eine Arbeit, für die sich schwerlich ein anderer als der angegebene Zweck denken läßt.[3]) Außer dem alten Schema, den handschriftlichen Beiträgen namentlich Trebras, den dem Interesse des Erbprinzen genugtuenden Bemerkungen über die alten Sammelgedichte[4]) und das Luisenfest[5]) ist indessen nichts zustande gekommen, was Goethes Absichten entsprochen hätte, sodaß auch die Herausgeber des Nachlasses nicht — wie sonst wohl — etwas

der Goethischen Ankündigung Analoges zusammenzustellen vermochten. Vielleicht ist es Goethes Absicht gewesen, nach Vollendung Fausts dieses wichtige Werk abzuschließen.

* * *

Schon die Ankündigung hatte gezeigt, daß Goethe resigniert hatte, etwas Vollständiges leisten zu können. Eckermann, Zelter und der Kanzler von Müller [1]) waren nicht müde geworden, den Dichter an die Fortsetzung der Biographie zu erinnern; es war nur natürlich, daß der junge Mitarbeiter, der in der erwähnten Übersicht so treffende Einsicht in das notwendig noch zu Leistende wie in den ganzen Charakter der Arbeit gezeigt hatte, als Berater herangezogen wurde. Von den Vorschlägen, die er zu dem Schema schon 1824 gemacht hatte, wurde der einleuchtende erste, das Verhältnis zu Lilli schon im 16. Buch vorzubereiten, sofort angenommen, und die Bemerkung „Lilli Anfang" dem Schema zugesetzt. Diese Erweiterung war auch durchaus notwendig, denn die drei Punkte, die bisher für das erste Buch des neuen Bandes vorgemerkt, auch bereits ausgeführt waren „Spinoza, Dichtertalent als Natur, Nachdruck" reichten zur Füllung auch des kleinsten Buches nicht aus, selbst nicht, als er dem ihm 1825 zugekommenen Schönborn-Briefe [2]) das Abenteuer beim Brand der Judengasse, und den Briefen [3]) Bettinens die Eislauf-Geschichte zur Erweiterung der wenigen Blätter entnommen hatte.

Als Goethe am 9. November 1830 die Nachricht von der baldigen Rückkehr Eckermanns aus Italien, wo er sich schnell von August von Goethe getrennt hatte, empfing, nahm er das Werk wieder vor und „arrangierte das Manuskript in ein neues Portefeuille, um es besser sehen zu können". Am folgenden Tage (am 10.) begann er mit der Ausführung — eigentlich nur einer wortreichen Paraphrase — der Schemata, gewißlich des großen

Lilli-Abschnittes. Da traf ihn plötzlich die Todesnachricht des Sohnes, und die Arbeit, die ihm eine Zerstreuung während der Beendigung des Hauptwerkes hatte sein sollen, wird ihm ein Trost im Unglück.[1]) Heroisch ist die Bemühung durch die Belebung der Jugendträume die Gedanken von der Gegenwart abzuziehen; daß er dabei nichts wesentlich Neues produzierte, sondern sich eng an das Vorhandene anschloß, ist nach Lage der Dinge noch selbstverständlicher, als es in jener großen Depressionsperiode gewesen war, in der die zwei letzten Bücher des vorigen Bandes abgeschlossen worden waren. Goethe scheint gerade vorwärts gegangen zu sein, zuerst die Lilli-Liebe bis zum Trennungsversuch dargestellt zu haben; seit dem 18. November ist die Arbeit an der Schweizerreise sicher bezeugt.

Am 23. abends ist Eckermann wieder bei ihm — doch sollte es zu einer Aussprache über die Weiterarbeit, an der Riemer beteiligt worden war, vorläufig nicht kommen, da die ungeheure Spannung, in der Goethe seit Tagen bei dem Versuch, sich äußerlich aufrecht zu halten, gelebt hatte, sich in einem Blutsturz auslöste, der seine Umgebung für sein Leben fürchten ließ. Kaum hatte er sich von dem überraschend schnell überwundenen Anfall aufgerafft, als er den Abschluß seiner großen Werke fortsetzt: neben dem vierten Akte des Faust beschäftigt ihn bis in den April 1830 hinein „Dichtung und Wahrheit". Wie die Mittätigkeit Riemers zeigt,[2]) handelt es sich jetzt zumeist um jene weitläuftigen Durchsichten, die der greise Dichter in zunehmendem Grade für nötig erachtete. John II stellte von den fertigen Partien ein Mundum her, das uns mit all den zahlreichen Korrekturen der Bearbeiter noch vorliegt. Neu hinzugekommen ist zunächst nur die Übersetzung von Huttens Brief, die einigermaßen formlos dem Text eingefügt wird.[3]) Eine Notiz vom 21. Januar 1831 zeigt, daß der „Abschluß des Verhältnisses mit Lilli" ebenfalls

durchgesehen werden konnte, also wohl auch schon vor der Krankheit vollendet worden war. Vermutlich war also fast alles Schematisierte aufgearbeitet; die Bucheinteilung galt damit so wenig wie früher für abgeschlossen, auch sollten gewiß, nach altem Brauch, noch Exkurse eingeschaltet werden, wogegen der Gesamtton der Erzählung schon so entschieden ethisch gestimmt war, daß nach dieser Richtung kaum noch etwas zu geschehen brauchte.

Hatte Riemer als Mitarbeiter im Vordergrunde gestanden, so lange es sich um stilistische Redaktion handelte, so trat nun Eckermann hervor, um seine Einsicht in die Intentionen der Arbeit nutzbar zu machen. Am 27. Februar erhält er die Handschrift, die er sofort durcharbeitet; er wurde zunächst von dem Inhalt auf das lebhafteste angezogen und suchte sich über den Begriff des Dämonischen, der die Lebensanschauung dieses Bandes beherrscht, klar zu werden. Goethe gab dem Getreuen — eigentlich gegen seine Gewohnheit — genauere Auskunft, brachte dann aber bald das Gespräch darauf, was noch zu tun sei.

Am 15. März legte Eckermann sein Referat, das einen Überblick über das Geleistete ermöglicht, vor. Er bezeichnet darin das 2., 4. und 5. Buch des neuen Bandes als vollendet. Wir ersehen daraus, daß gegen das alte Schema einige weitere Änderungen im Laufe der Zeit vorgenommen waren. In das erste Buch war durch einen zweiten Zusatz zu jenem Schema der ursprünglich für das folgende Buch beabsichtigte Frankfurter Besuch Stillings übernommen worden, den Schluß bildeten Goethes zwei Frankfurter Abenteuer. Eckermann machte den guten Vorschlag, beide Abschnitte zu vertauschen, sodaß sich die Erzählungen von Goethes intuitivem Handeln denen seiner dichterischen Eingebungen anschlossen, während die ernste Stilling-Episode den Schluß bildet. Schlimmer stand es um das jetzige achtzehnte Buch. Schon das Kräutersche Schema[1]) hatte

dafür Faust, Hanswursts Hochzeit und den Ewigen Juden vorgesehen — letzteren wohl nur versehentlich, da er ja längst im 15. Buch abgetan war; Faust schied auch aus, weil Goethe den alten Plan nicht mehr verwenden konnte, und die Kraft, das gewaltige Gedicht in der Weise des Götz und Werther aus seinem Leben erwachsen zu lassen, nicht mehr in sich fühlte. Eckermann suchte also zusammen, was noch unerledigt schien, darunter den großen, für das 17. Buch vorgesehenen Exkurs über die sozialpolitische Lage, von dem freilich nur ein paar Blätter bisher ausgeführt waren, dazu die alten Abschnitte über Rhythmus, Reim und Quantität, denen sich, wie er richtig sah, Hanswursts Hochzeit besser anschließen ließ, als dem folgenden Buch, in das es scheinbar — entgegen dem Schema — geraten war.

Im Laufe des März besprach man mehrfach, was noch auszuführen sei; am 28. skizzierte Goethe für seine Zwecke eine Übersicht,[1]) am Tage darauf wurde wohl jenes lakonische Schema (Johns Hand) entworfen, das die Weimarer Ausgabe (ebenso wie die anderen) auf die Bücher verteilt hat; es enthält eine Gliederung gemäß den Eckermannschen Vorschlägen, nur ist die „Übersicht der allgemeinen Weltbegebenheiten", wohl in der Einsicht, daß die Ausführung als große historisch-politische Darstellung doch nicht mehr zustande kommen werde, beim 17. Buch geblieben, und dafür mit glücklichem Griff die erste Hälfte der Schweizerreise ins 18. übernommen, sodaß sich Goethe auch hier umfängliche Erweiterungen ersparen konnte. Die übrigen Bücher zeigen volle Übereinstimmung mit dem älteren Schema und galten Goethe offenbar als vollendet, es folgte noch eine Verhandlung mit Eckermann über die Beziehungen zum dritten Band,[2]) an den offenbar noch enger angeknüpft werden sollte: dieser brachte daher am 5. April ein Verzeichnis der Stellen, wo ihm noch ein Nachschlagen angemessen schien.

Am 9. regiſtriert Goethe abermals auf Quartblättern den Beſtand an Manuſkript in der nun vorgeſehenen Dispoſition,[1]) ohne etwas Wichtigeres zu ändern; vorläufig hatte er offenbar noch die Abſicht, der neuen Geſellſchaftsauffaſſung, als deren nur halb bewußter Träger er in Weimar eingetroffen war, breiteren Raum zu gewähren, als es ſchließlich geſchehen iſt. Auch das 18. Buch ſollte noch beſſer bedacht werden. Indeſſen kam in den nächſten Monaten nicht viel mehr zuſtande, als ein gelegentliches „Bedenken der Lücken“ und ein Einſchalten von „Deſideraten“, die aber kaum noch produktiver Arbeit verdankt ſein werden. Wie die Charakteriſtik der Grafen Stolberg aus Lavaters Phyſiognomik abgeſchrieben war, ſo wurde die „Ariſteia der Mutter“, die für das 18. Buch beſtimmt wurde, aus den Bettina-Briefen zuſammengeſtellt. Über den ihr zugedachten Platz belehrt das letzte Schema zu dieſem Band,[2]) das das Datum vom 16. September 1831 trägt und den Eingang dieſes ſchwierigſt zu beendenden Buches abſchließend ſchematiſiert. Fauſt und Ewiger Jude ſind wohl nur durch einen Irrtum des Schreibers aus älteren Schemata eingedrungen; im Übrigen wird die jetzt vorhandene ziemlich kunſtloſe Reihenfolge des Erzählten endgültig feſtgeſtellt. Damit kam in dieſen Tagen der Band zum Abſchluß, nachdem mit Riemer das inzwiſchen neu Hinzugekommene ſtiliſtiſch durchgegangen war. Das Tagebuch meldet noch am 12. Oktober „den vierten Band meiner Biographie wieder angegriffen“ — dabei iſts aber geblieben und Goethes Mitteilung an Zelter,[3]) daß er ſich wieder mit dem 24jährigen Manuſkripte „befreundet“ habe, griff inſofern den Tatſachen vor, als dieſe erneute Beſchäftigung ziemlich reſultatlos geblieben iſt. Aus zunehmender Abneigung gegen die Öffentlichkeit, vielleicht auch in der Hoffnung, noch zur Vervollſtändigung einiges tun zu können, begnügte ſich Goethe außer den genannten Freunden noch Zelter und den Großherzog

mit dem Manuskript bekannt zu machen; gedruckt ist es erst nach seinem Tode in einer Eckermannschen Redaktion, die einiges Befremdliche hat. Von ihrem Rechte als Herausgeber Gebrauch machend, haben nämlich Eckermann und Riemer die Aristeia der Mutter weggelassen,[1]) da sie allzu formlos dem bedeutenden Zwecke nicht genug zu tun schien; unterblieben ist auch die Einfügung der Charakteristik Dr. Hotzes aus der Physiognomik, die im 18. Buch ausdrücklich gefordert wird,[2]) da Eckermann sie nicht aufzufinden vermochte.

Aus den Tagebüchern ersehen wir nur, daß Riemer an der sprachlichen Revision beteiligt war. Die Methode war die aus Eckermanns Gesprächen bekannte auch für die Annalen geltende gewesen:[3]) Riemer las in den Abendstunden das Manuskript vor, beanstandete Stellen wurden besprochen und mit Bleistift korrigiert; am anderen Morgen „überzieht" der Schreiber die angenommenen Korrekturen, „mit Tinte".[4]) Nur sie dürfen für authentisch gelten. Nicht so die Korrekturen von Eckermanns Hand, im Texte selbst. Einzelne halbstilistische Änderungsvorschläge hatte er sich wohl erlauben dürfen,[5]) als Goethe ihm das Manuskript übergeben hatte, indessen befanden sich derartige Bemerkungen, wie es sich gehörte, und wie uns ausdrücklich bezeugt ist, am Rande und bezogen sich nicht auf Details.[6]) Was im Text von Eckermanns Hand korrigiert ist, ist gewiß erst nach Goethes Tode geändert, sicher gilt das auch für die Änderungen des Kanzlers von Müller, während nach Lage der Dinge Riemers Besserungen zweifelhaft bleiben müssen. Mögen sich nun auch jene beiden im Recht gefühlt haben, und selbst Goethes Genehmigung haben voraussetzen dürfen, so wollen wir doch heute nicht mehr Eckermanns imitierten Altersstil lesen, sondern Goethes echten. Nur wird es schwer sein, die Grenzen festzulegen, da auch wohl am Rande Stehendes gelegentlich späteren Ursprungs sein mag. Hier

könnte das Vorhandensein von Bleistiftnotizen entscheiden. Die Weimarer Ausgabe folgt, ihren Grundsätzen gemäß, dem gedruckten Texte der authentischen Ausgabe, nur ausgesprochene Druck- und Lesefehler bessernd.

Durch derartige Korrekturen ist auch die chronologische Verwirrung entstanden, die Goethe gleichzeitig in Offenbach Lillis Geburtstag feiern und auf der Schweizerreise begriffen sein läßt. Goethe hatte sich geholfen, indem er kühn die Geburtstagsfeier auf 1774 verlegte. Die Herausgeber setzten das richtige Jahr ein und änderten das Reisedatum aus Juni in Juli. Die neueren Herausgeber wählten die Mittelstraße und folgten für den Geburtstag Eckermann und Riemer, für die Reise Goethe, was bei aller sachlichen Korrektheit ein unmögliches Resultat gibt. Leider haben sowohl Riemer wie Eckermann sich bei ihrer Kritik zu Goethes Lebzeiten allzu sehr auf das ihnen Vorliegende beschränkt und vergessen, sich weiter umzusehen, sonst würden sie den Dichter doch wohl auf so offensichtliche Lücken wie das Fortbeiben der „Stella“ und „Klaudine von Villa bella“ sowie die geringe Berücksichtigung von „Erwin und Elmire“ haben hinweisen können, die alle offenbar nur vergessen worden sind, obgleich durch die Darstellung der Frankfurter Opernverhältnisse so deutlich die beiden letztgenannten Werke vorbereitet worden waren.

Von einem systematischen Quellenstudium ist, wie schon die angeführten Beispiele zeigen, für diesen Band weniger als je die Rede gewesen. Goethe hat wohl unter den ungedruckten Gedichten geblättert und einiges hervorgezogen,[1]) noch reichlicher die hergehörige gedruckte Lyrik benutzt, sich aber um die übrigen Werke wenig gekümmert. Dann ist der schon erwähnte Schönborn-Brief und wie immer Bettinens Korrespondenz eingesehen, dazu sein Schweizer Tagebuch unter Zuhilfenahme der Reiseakten von

1797, die nach dem Schema eigentlich mehr hergeben sollten, als ihnen schließlich entnommen worden ist.[1])

Daneben hat er die Zeichnungen von dieser Reise, von denen er noch ein gutes Dutzend besaß, angesehen und an einer Stelle sogar einer längeren Schilderung zu Grunde gelegt.[2]) Gemäß der Richtung seiner Interessen ist die Benutzung bildlichen Materials überhaupt verhältnismäßig am stärksten ausgefallen: nicht nur Lavaters Physiognomik liefert mehrere Texte zur Charakteristik,[3]) sondern auch einzelne Kupfer, wie Bodmers Porträt[4]) oder Martin Schöns in Goethes Besitz befindlicher Stich[5]) werden herangezogen, und gewiß hat Goethe Zeichnungen von Kraus im Auge, wenn er Bilder schildert, die er von ihm in Frankfurt gesehen haben will. Von anderen Werken ist eigentlich nur der auch früher schon benutzten Selbstbiographie Jung-Stillings[6]) zu gedenken.

Im Gegensatz zu den ersten Bänden hat sich Goethe indessen nicht mehr bemüht, dieses Material einzuschmelzen und in seine Form zu zwingen; er baut aus unbehauenen Blöcken und zeigt das auch äußerlich durch Trennungsstriche, die die einzelnen Abschnitte abschließen unter vollem Verzicht auf jene Übergänge, die freilich auch früher oft genug nur die Stelle solcher Striche vertreten hatten. Trotz dieser Unvollkommenheiten ist zweifellos der wesentliche Zweck dieses Bandes, das unruhige Treiben des letzten vorweimarer Jahres darzustellen und auf den folgenden Lebensabschnitt vorzubereiten, wohl gelungen, nicht zum wenigsten durch jenen einen schriftstellerischen Höhepunkt Goethes bezeichnenden Abschnitt vom Dämonischen, in dem uns Goethe tiefer als sonst in seine innersten Überzeugungen vom Leben blicken läßt.

Analyſe.

Drei Epochen lassen sich bei der abschließenden Arbeit an „Dichtung und Wahrheit“ unterscheiden, wenn man nicht nach äußerlich-chronologischen Merkmalen die Niederschrift des Werkes verfolgt, sondern die Methode ins Auge faßt, mit der Goethe seinen Stoff bewältigte. In der ersten, deren Geltungsbereich sich bis ins 10. Buch erstreckt, erreicht Goethe sein Ideal einer Selbstbiographie nur durch Überarbeitung eines rein-biographischen Textes nach den höheren Gesichtspunkten, die er für sein Werk forderte.

Die zweite umfaßt die Niederschrift von zwei Dritteln des dritten Bandes. Seine Absichten sind dem Dichter in Fleisch und Blut übergegangen. Er braucht die Abschnitte nicht erst nachträglich auf den gewünschten Ton zu stimmen, er schreibt vielmehr, was ihm gerade liegt, sofort in der dem Werke zukommenden Form nieder und steht dem Stoffe so frei gegenüber, daß er an beliebiger Stelle einsetzen kann, trotzdem gewiß, Übereinstimmung aller Teile zu erzielen.

In der dritten Periode redigiert er nur noch das Material aus den vorhergehenden Arbeitsabschnitten. Er wünscht nicht zu vollenden, sondern abzuschließen. Neues gelingt nur noch in beschränktem Umfang und eigentlich nur zur notdürftigen Verbindung der Teile. Er hat offensichtlich die Lust, wohl auch die Kraft verloren, an dem Kunstwerk weiter zu bilden: er sorgt lediglich für seine Zusammensetzung und Aufstellung.

Wir dürfen demnach in den abgeschlossenen Partien des dritten Teiles diejenige Gestalt sehen, die Goethe selbst seinem Buche geben wollte; anderseits haben wir in der Bearbeitung der beiden ersten Bände, soweit sie sich noch erkennen läßt, ein Mittel, die Gesichtspunkte, unter denen der Dichter seinen Stoff zu gestalten wünschte, festzulegen.

Es ist bereits im ersten Teil ausgeführt worden, daß die Grundsätze für die Abfassung einer Selbstbiographie nicht erst für Goethes eigenes Werk von ihm geschaffen worden sind. Er war sich über die Forderungen, die er an sich stellte, längst im Klaren. Der Grundriß war fertig, als er zu schreiben begann. Die Frage war nicht mehr die nach einem Plan, sondern die nach der Möglichkeit, ihn zu verwirklichen.

Ausgehend von seiner starken Abneigung gegen die zersetzende, das Leben hemmende, ethisch-religiöse Selbstanalyse, wie sie vor und in seiner Zeit üblich war, stellt er an die Autobiographie die gleiche Forderung wie an alle Kunst, ja an alle Wissenschaft, daß sie lebenfördernd sein soll. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Sie soll nützen; das ist natürlich nicht engherzig materiell zu verstehen, sondern im höchsten Sinne des Wortes. Deshalb soll auch ihre beabsichtigte Wirkung nicht einseitig sein: ihr Zweck ist ein vielfacher.] Sie soll zunächst die Werke, die nur den Zeitgenossen ohne weiteres verständlich sind, auch den Nachfahren begreiflich machen, indem sie den engen Zusammenhang des Zeitlichen an ihnen mit den Erscheinungen und Erfahrungen der Vergangenheit erklärt. Daß dies der Hauptzweck seiner Biographie sei, spricht Goethe in ihr aus.[1]) Es ist auch ohne das klar, denn wegen seiner Werke wird der Name Goethe genannt werden; sie sind die eigentlichen Resultate seines Lebens. Erst durch sie hat auch der Mensch Anspruch auf das Interesse der Nachwelt.

Des weiteren ist es die Aufgabe der Selbstbiographie, den Menschen im Gegensatz zu seiner Zeit sowohl, als in Harmonie mit ihr zu zeigen, damit der spätere Strebende aus diesen Vorbildern Mut für seinen eigenen Kampf mit dem Dasein schöpfe; nicht weniger, damit er an einem praktischen Beispiel das Wesen der Kunst und des Künstlers kennen lerne, was ihm weit förderlicher sein wird, als das Studium bei der Lampe ausgeheckter ästhetischer Theorien. Daneben werden sich von selbst noch mancherlei andere Lehren und Erfahrungen ergeben, die den Nachkommen von Nutzen sein können, sei es nun auf pädagogischem, ethischem oder praktischem Gebiete.[1]) Schließlich hat jede Zeit das Recht, ein wahres Bild ihres Wesens der Nachwelt zu überliefern, die mit dankbarer Erinnerung der eigentümlichen Vorzüge einer unwiederbringlich abgeschiedenen Vergangenheit gedenken mag. Deshalb soll der Selbstbiograph möglichst viele Bilder tüchtiger oder doch ihm nahestehender Männer- und Frauengestalten, aber auch historische Vorgänge überliefern, ohne dabei die Äußerlichkeiten, die Gewohnheiten und das Kostüm seiner Epoche zu vergessen, das jeder Zeit auf das Interesse der Nachwelt rechnen kann.

Ist das der objektive Nutzen, den der Selbstbiograph anderen schaffen kann, so soll er sich doch selbst nicht vergessen und ohne Ruhmredigkeit seinen eigenen Wert und seine Wirkung aussprechen; dann wird er am sichersten falschen Beurteilungen entgehen, und wenn er nur immer mit gutem Gewissen das Rechte gewollt hat, auch das, was nicht zum Guten ausgeschlagen ist, begreiflich machen können, ohne der Mißdeutung übelwollender oder kurzsichtiger Biographen und Nekrologisten ausgesetzt zu sein.

Auch der Ton der Schrift war vorausbestimmt; er ergibt sich aus der Aufgabe des Künstlers, Glück zu verbreiten; der Darsteller des eigenen Lebens soll erfreuen und erheitern, nicht verstimmen und verärgern, er soll positiv sein und nicht negativ,

soll nicht beim Mißlungenen verweilen, sondern das Geglückte in den Vordergrund stellen.

In einem Punkte unterscheidet sich das Goethische Werk von denen seiner Zeitgenossen. Er hat es ausdrücklich abgelehnt, aus ihm ein Beispiel auf seine Anschauung vom Wesen des Menschen oder des Lebens zu machen, wie Jung nach der religiösen, die Rousseau und Moritz nach der sozial-psychologischen Seite hin versucht hatten. Die Lebensprobleme bilden die Themen seiner dichterischen Arbeiten: die Ehe und ihr Wesen gibt den Wahlverwandtschaften ihren Gehalt, die letzten Fragen über die Gesellschaft suchen die Wanderjahre, die über das Individuum der Faust zu lösen; Dichtung und Wahrheit verzichtet auf jeden derartigen Richtungspunkt.

Insofern ist es den wissenschaftlichen Arbeiten des Dichters verwandt. Es will objektive Schilderungen geben und dem Leser überlassen, selbst die Resultate zu ziehen; es baut sich nicht doktrinär auf Thesen auf, deren Belege die einzelnen Ereignisse und Erlebnisse sind, sondern es stellt die Tatsachen nebeneinander und motiviert sie ohne Rücksicht auf irgendwelche zu beweisenden Behauptungen. Darum ist Goethes Selbstbiographie aber keineswegs ohne Kenntnis seiner Ansichten anthropologischer und psychologischer Natur zu erklären. Er hat sie bei der Ausführung des Werkes zurückgestellt, fast möchte man sagen, versteckt: aber das ganze Werk ruht auf ihnen, wie ein monumentaler Bau auf seinen Fundamenten, die, in der Erde verborgen, dem Beobachter ebenso unsichtbar sind; und doch sind sie die eigentlichen Träger dessen, was er bewundert.

Ohne die ganz bestimmten Begriffe über den Wert und das Wesen des Lebens, wie sie sich Goethe erarbeitet hatte, würde „Dichtung und Wahrheit“ ein völlig anderes Buch geworden sein. Sie wirken vorzüglich in drei Richtungen auf den Charakter

der Selbstbiographie. Von ihnen hängt zunächst die Auswahl der Ereignisse ab. Ohne Goethes Diesseitigkeit, ohne seine feste Überzeugung, daß das Leben als solches schon etwas bedeute, würden die mannigfachen Lebensverhältnisse, die Zeiten seiner Liebe und seiner Verlobung kaum als beachtenswert erschienen sein. Weiter beeinflussen sie die Disposition des Stoffes, die Reihenfolge der Erzählung. Was dem Verfasser als einflußreich erscheint, muß vorangestellt werden; Episodisches, für die Entwicklung Nebensächliches, nur um seiner Selbst willen Erzähltes kann gelegentlich eingeflochten oder nachgetragen werden. Schließlich ist die Gewichtsverteilung, die Setzung der Akzente, ganz von der Anschauung über den Wert der einzelnen Erlebnisse abhängig. Die Schilderung der Stadt Frankfurt, die Herders, die der deutschen Literatur seiner Jugendtage verdanken Stellung und Ausführlichkeit der Behandlung seinem Glauben an die Bedeutsamkeit derartiger Einflüsse auf den bildungsfähigen Menschen.

Diese Wirkungen der Weltanschauung auf Stoff und Darstellung sind unschwer erkennbar. Schwer erscheint, Goethes Meinungen über die Einzelheiten der Entwicklung, der Bildung, der Beeinflussung in ihrer praktischen Durchführung zu verfolgen. Ihre Betrachtung eröffne daher die Analyse des Inhalts des Werkes.

Das entwicklungsgeschichtliche Element.

Die erste Phase jedes menschlichen Lebens ist erfüllt von dem Bestreben, die dem Individuum gemäße Lebensform zu finden; bis ihm das geglückt ist, wird er sich unruhig in Versuchen mannigfacher Art bewegen. Hat er sein Element einmal gefunden, so gilt es nur noch, sich darin zu behaupten; gelingt ihm das nicht, fällt er aus seinem Element, so muß er zu Grunde gehen. Das ist in kurzen Worten der Grundgedanke Goethes über den Lebensweg des Einzelnen, und deshalb ist es auch der leitende Gedanke seiner Autobiographie geworden, der Ariadne-Faden in dem Labyrinth seiner Entwicklung. Goethe hat es dem Leser keineswegs allein überlassen, diese Ansicht sich selbst zu gewinnen, sondern er hat Wegweiser, die ihm diese Richtung zeigen, über die ganze Strecke, die er zu schildern unternommen hat, verteilt. Schon das erste Buch spricht dem sechsjährigen Knaben eine entschiedene Richtung seiner inneren Entwicklung zu,[1]) die durch pädagogische Maßregeln des Vaters aufgehalten worden sei. An hervorragender Stelle des vierten, nach Besprechung der mannigfachen Bildungstendenzen, denen der junge wißbegierige Schüler mit Eifer sich hingibt, schließt er mit jenem schon einmal zitierten Abschnitt, der die Grundwahrheit exakt formuliert:[2]) „Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den

ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat", eine Lehre, die auch in den ferneren Büchern immer wieder anklingt,[1]) wo er sich durch falsche Einwirkung der „Sinnesverwandten" mehr als durch den Widerstand der „Entgegengesinnten" gehindert fühlt.

Harmoniert nun die Grundtendenz eines Lebens (wie bei Goethe) mit den Wünschen und Bedürfnissen der Zeit, so ergibt sich ein erfolgreiches Dasein wie von selbst; und der einzelne sieht, auch ohne daß er zweckvoll auf Erfolg ausgeht, seine besten Bestrebungen und Wünsche von Erfolg gekrönt.[2]) Diese Überzeugung wiederholt der Abschluß des ganzen Werkes: die dämonische Kraft, die mit dem leichten Wagen seines Schicksals durchgeht, sodaß ihm nichts bleibt, als mutig gefaßt die Zügel zu halten und zwischen der Gefahr zu zerschellen oder abzustürzen hindurch den Weg zu suchen, was ist sie anders als die in der Zeit genialen Hinstürmens aufs Höchste gesteigerte „innere unveränderliche Richtung", die uns zwingt, dem Ziele zuzustreben, dieselbe Kraft, die in den orphischen Urworten wiederum als lebenbestimmender Dämon genannt werden wird?

So deutlich dieser Hauptbegriff jedem aufmerksamen Leser werden muß, so schwer wird es vielen erscheinen, herauszufinden, was Goethe als die eigentliche Grundtendenz seines Lebens angesehen wissen will. Eine Deutung seines Horoskops hat er unterlassen, und auch später läßt er sich nirgends verleiten, so offen wie in jener zwölf Jahre älteren Selbstcharakteristik seine Meinung über den Kern seines Wesens auszusprechen.[3]) Trotzdem ist uns aus der Art der Schilderung deutlich, daß seine wahre Meinung über sich selbst durchaus noch die gleiche ist. Überall, wo er von bedeutenden äußeren Eindrücken spricht, läßt er mit ihnen tätige Gegenwirkung korrespondieren; schon beim Kinde löst jede neue Erfahrung neue Handlungen aus;[4]) er hat im Sinne,

etwas Unbestimmtes, Außerordentliches hervorzubringen;[1]) als zur „Tätigkeit geborener Mensch“ übernimmt er sich gern in Plänen;[2]) gegenüber den Erlebnissen künstlerischer Natur verhält er sich durchaus produktiv, indem er im Zeichnen, Malen, Radieren sich versucht, aber die Wissenschaft und das staatliche Leben bleiben noch außerhalb seines damaligen Kreises.

Es handelt sich bei dieser Zurückstellung der Selbstanalyse zweifellos um ein vollbewußtes Übergehen von Problemen, deren Ausführung ihm aus bekannten Gründen mißlich schien. Als er das Karlsbader Schema niederschrieb, hat er noch an eine gelegentliche umfassendere Selbstcharakteristik gedacht. Der Satz:[3]) „Mein früher dargestelltes Naturell; wie es in dieser Lage zur Erscheinung kommt“, der die Charakteristik seiner selbst als Staatsmann eröffnet, hat doch nur Sinn, wenn eine Auseinandersetzung in der Art jener älteren Frankfurter vorangegangen ist. Bei der Ausführung hat er später diese Absicht aufgegeben und überläßt nun dem Leser, sich aus Handlungen und Einzelbemerkungen das Naturell selbst aufzubauen, ganz im Sinne der klassischen Anschauung über epische Kunst, aber auch der seinen über die begrenzte Möglichkeit der Selbsterkenntnis gemäß.

Wie die Produktivität, bleibt auch der Gegenpol seines Wesens, die Sensitivität, unerörtert. Die aus ihr folgende, ihr untergeordnete, schon der gewöhnlichen Erkenntnis zugängliche poetische Fähigkeit nimmt der Dichter um so unzweideutiger vom Anbeginn für sich in Anspruch. Die Entfaltung dieser seiner schönsten Gabe zu schildern ist die klare Absicht des Selbstbiographen; es ist sicherlich irrig, hingeworfene Äußerungen Goethes so zu verstehen, als ob er jemals seine wissenschaftlichen oder staatsmännischen Leistungen mit ihr habe in Vergleich setzen wollen, wie das allzuoft geschieht, wenn Schriftsteller um den Beweis der Behauptung

in Verlegenheit ſind, daß große Männer das Weſentliche ihrer Leiſtungen zumeiſt verkannt hätten. Hätte ſich der — richtig verſtandene — Goethe nicht ſelbſt alle Zeit deutlich genug über dieſen Punkt geäußert, ſo genügte allein die Darſtellung ſeiner Entwicklung in Dichtung und Wahrheit, den Beweis unzweideutig zu führen.

„Luftgeſtalten“ zu kunſtmäßigen Darſtellungen zu verarbeiten erſcheint von Anfang [1]) an „ſeinem Naturelle gemäß“; die Fähigkeit begleitet ihn zunächſt nur halbbewußt durchs Leben, ſie bemächtigt ſich ſeiner Erfahrungen und ſeiner Ideen bis ſie in den ſpäteren Frankfurter Jahren ihm ins volle Bewußtſein tritt: als ſicherſte Baſis ſeiner Selbſtändigkeit erſchien ihm nun ſein produktives Talent [2]) — wobei der Ausdruck wiederum nur auf die Poeſie bezogen zu ſein ſcheint — das er ganz als Natur betrachtet und ſich auswirken läßt: [3]) alles was er mit Liebe aufnimmt, geſtaltet ſich ſogleich in dichteriſcher Form, [4]) wie an der Entſtehung der Werke dann im Einzelnen nachgewieſen wird.

Wie jene allbekannten Verſe der zahmen Xenien [5]) nimmt auch die Selbſtbiographie die poetiſche Gabe als mütterliches Erbteil in Anſpruch; [6]) der Vater muß ſich im Gegenſatz zu dem ſpäteren Gedicht damit begnügen, ſeine Lehrhaftigkeit ihm übereignet zu haben; als eigene angeborene Eigentümlichkeit nennt er an der gleichen Stelle jene Neigung zu gleichnismäßigem Ausdruck, die in ihrer höchſten und letzten Form, der ſymboliſchen Auffaſſung des geſamten Lebens, die unterſcheidende Eigenheit der Goethiſchen Poeſie überhaupt iſt. [7]) Der Selbſtbiograph bringt auch dieſe Meinung über den Urſprung charakteriſtiſcher Seiten ſeines Lebens nur beiläufig zur Sprache, von Ererbtem iſt ſonſt wenig die Rede, und er bevorzugt hier, wie auch anderwärts, die Wendung „von Natur war ich . . .“.

Solcher Eigenſchaften und Eigenheiten zählt er mancherlei auf, ſodaß man aus derartigen Einzelzügen wohl ein Selbſtporträt Goethes zuſammenzuſtellen vermag.

Mit der Dichtergabe am nächsten verwandt scheint die mehrfach hervorgehobene Fähigkeit, sich in fremde Menschen,[1]) Zustände,[2]) Zeiten[3]) ja in fremde künstlerische Individualitäten[4]) einzufühlen, eine Voraussetzung alles epischen und dramatischen Schaffens, die für Goethe zugleich die angenehme Folge der sein Leben lang betätigten vielen so tadelnswert scheinenden Duldsamkeit gegen abweichende Charaktere hatte,[5]) eine Eigenschaft, die fast auf jeder Seite der Selbstbiographie hervortritt. Wahrheitsliebe, Zutraulichkeit und Offenheit scheinen ihm bezeichnend für sein Verhalten gegen die Welt, doch werden die beiden letztgenannten Vorzüge durch seine Unstete, Hast, ja Launenhaftigkeit oft mehr als billig eingeschränkt, die freilich nie im Stande sind, seine tiefgewurzelte Abneigung gegen öffentliche Kontroversen[6]) jeder Art zu überwinden.

Eine gewisse Flüchtigkeit scheint ihm auf der intellektuellen Seite seines Wesens gefährlich, da sonst eine gute Begabung unvergleichlich mehr eigentlich gelehrtes Wissen ihm hätte vermitteln können, zu dem ihn ein unstillbarer Wissensdurst hinzog. Er weiß insbesondere von sich ein gutes Sprachtalent, das gute Gedächtnis für eigene und fremde Dichtungen, sowie im allgemeinen seine schnelle und leichte Auffassung zu rühmen, was in diskreter Weise der Vater mit einer hübschen humoristischen Wendung an Stelle des Sohnes tun muß;[7]) die Gaben in Bezug auf Gedächtnis und Kombination schienen ihm so bedeutend und so frühzeitig, daß er nicht vor einem Vergleich mit (heute sogenannten) Wunderkindern zurückscheute.[8])

Auch in ethischer Beziehung hat Goethe allen Grund mit sich zufrieden zu sein. Ernst und Wahrheitsliebe treten früh hervor.[9]) Wichtig erscheint ihm insbesondere — gewiß im Gegensatz zur neuen Zeit — der Zug von Ehrerbietung gegen das Höhere jeglicher Art, der ihn von Anbeginn beherrschte;[10]) aus den

Wanderjahren iſt zur Genüge bekannt, welche Bedeutung für das ſoziale Daſein Goethe dieſer wahrhaft nationalen Tugend beilegte. Seine Gutmütigkeit, Uneigennützigkeit, Freigebigkeit hebt er gelegentlich hervor, ohne doch viel Weſens von Vorzügen zu machen, die bei Leuten von einer Laufbahn wie die ſeine war, nicht eben häufig ſind; auch mit dem Tadel hält er nicht zurück: anmaßlich und dünkelhaft erſcheint ihm vieles, ein geradezu „krankhafter Widerſinn“ tritt gelegentlich hervor,[1]) ſein „wirriges, ſtörriges Weſen“ macht ihn und andere verdrießlich[2]) und man muß ſich ſchon an Goethes Anſchauung von dem pathologiſchen Charakter gewiſſer Übergangsperioden erinnern, um die herbe Selbſtkritik des im Ganzen ſo liebenswürdigen Charakters zu begreifen.

Dadurch, daß der Dichter ſeine Eigenſchaften nirgends zuſammenfaſſend dargeſtellt hat, ſondern ſie bei den einzelnen Gelegenheiten hervortreten läßt, hat er derartige Offenherzigkeiten allein möglich gemacht; das zweite Mittel, die durch fremde Beſchäftigung mit dem Ich ſo leicht verletzte Mitwelt zu verſöhnen, iſt die durchgehend befolgte Tendenz, ſeine Tugenden und Fehler als allgemein menſchliche, aus der Zeit und den Umſtänden ſich erklärende zu zeichnen — bei einem ſo ausgeſprochenen Individuum ein zunächſt ſeltſam anmutendes Beſtreben, das in geradezu barocker Form bereits in dem Karlsbader Schema dort hervortritt, wo er ſeine Uneigennützigkeit als Vertrauter des Herzogs als ſelbſtverſtändliche Folge ſeines Parvenütums hinſtellt.[3]) Wenn er in „Dichtung und Wahrheit“ auch allzu ſchroffe Theſen vermeidet, ſo iſt er doch immer geneigt, beſondere Gaben in ſchneller Wendung als der menſchlichen Natur oder der betreffenden Altersſtufe gemäß hinzuſtellen, ob er nun von frühen dramatiſchen Verſuchen[4]) oder von ſeiner Empfänglichkeit für das Erhabene in der Natur,[5]) von ſeinem Haß gegen jegliche Ungerechtigkeit[6]) oder umgekehrt

von seinem selbstgefälligen Dünkel spricht.[1]) Goethe besaß dabei ein lebhaftes Gefühl für die besonderen Gaben seiner Selbst und Anderer; wenn er hier so abgeneigt ist, diese Erkenntnis hervortreten zu lassen, so liegt der Grund gewiß nicht nur in seiner Überzeugung, daß er im Grunde nicht viel mehr als ein beliebiger Anderer gewesen sei, sondern es spricht sicherlich der tiefe Widerwille mit, den ihm die beliebtesten Selbstbiographien jener Tage in dieser Hinsicht einflößten, von dem großsprecherischen Rousseau an, der auf der ersten Seite seines Buches pathetisch seine Einzigartigkeit Gott und der Welt verkündet bis zu Jung-Stilling, der das höchste Wesen beständig in Bewegung erhält, ihm in seinen alltäglichen Bedrängnissen auszuhelfen. Was ihm bei Anderen lebhaft mißfiel, wünschte er bei sich zu vermeiden, und wenn er einmal von sich spricht als einem, der „manches, ja viel" vermochte, so lenkt er lieber ein: „die Jugend muß sogar in diesem Falle sein", als daß er den Anschein aufkommen läßt, hier von sich als einem besonders Ausgezeichneten zu sprechen.[2]) Er wußte ja, daß die tatsächlichen Ergebnisse eines unendlich reichen Lebens für sich selber Zeugnis ablegten, auch ohne daß er, wie seine Vorbilder, auf jeder Seite die Hände über dem Kopf zusammenschlug, was er doch von Anfang an für ein besonderer Mensch gewesen sei.

In bemerkenswertem Gegensatz steht „Dichtung und Wahrheit" auch noch darin zu der Mehrzahl der Selbstbiographien der gleichen Zeit, daß die Stadien der natürlichen Entwicklung nur beiläufig Erwähnung finden, während sie den psychologisch-pädagogisch interessierten Zeitgenossen so wichtig zu sein schienen. Je mehr Goethe sich bestrebt zeigt, sein individuelles Erleben dem allgemein menschlichen Schicksal anzunähern, um so weniger ist er geneigt, die selbstverständlichen Erfahrungen jedes Einzelnen breit zu analysieren. Die Kinderkrankheiten sind kurz abgetan,[3])

von Wachstum und physischer Entwicklung ist kaum die Rede, über die sexuelle Entwicklung wird mit wenigen leisen Worten hinweggeglitten,[1]) und höchstens erinnert einmal eine eingelegte Allgemeinbetrachtung daran, daß hier absichtlich Tatsachen zurückgestellt werden, die als allgemein bekannt und allgemein gültig besonderer Behandlung nicht bedürftig schienen.

Parallel mit diesem Zuge und oft mit ihm zusammenfließend läuft der andere auf mögliche Vereinfachung der psychologischen Vorgänge gerichtete, der um so deutlicher hervortritt, wenn man neben Dichtung und Wahrheit das ihm zeitlich nächst stehende Werk der Wahlverwandtschaften legt. Dort herrscht das geheimnisvolle Schicksal und nur im Innersten des Menschen scheint ein Rest sittlicher Freiheit gewahrt, hier fühlen wir uns im lichten Reiche des Bewußtseins, und das Geheimnisvolle des Lebens tritt nur ganz selten an die Oberfläche. Goethe hat seine Existenz in das ihr gemäße Element versetzt. Er hat Eckermann gegenüber einmal seiner eigenen Natur das Dämonische abgesprochen,[2]) das er in Karl August, in Napoleon, in Byron verwirklicht fand. Er fühlte sich so wenig, wie der greise Faust, wohl im Kreise magischer Wirkungen,[3]) und er hat die Magie aus der Darstellung seines Lebens, soweit es seine Überzeugung irgend gestattete, verbannt. Alles vollzieht sich als natürliche Wirkung und Gegenwirkung, folgt aus Anlage und Umständen auf geradestem Wege, seine Neigungen und seine Beziehungen werden ohne jede Voraussetzung geheimnisvoller Zusammenhänge schlicht und natürlich gegeben, und nur da, wo sein Leben die entscheidende Wendung erhielt, bei der Darstellung des Rufes nach Weimar, entschließt er sich durch Einlage jenes Abschnittes über das Dämonische, die Möglichkeit einer unbegreiflichen Lenkung der Ereignisse einzuräumen.[4])

Es war noch garnicht so lange her, daß er die analoge Überzeugung, die wir hier finden, in seinem klassizistischsten Drama ausgesprochen hatte,[1]) in der „Natürlichen Tochter“:

Was geschehen soll,
Es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste
Was uns begegnet, kommt, wer weiß woher.

Die Bildungsgeſchichte.

Nicht nur im Einzelnen ſchlummert eine gewiſſe Tendenz, deren Entfaltung die innere Bildungsgeſchichte des Individuums darſtellt, ſondern auch die Epochen ſind durch Grundrichtungen, die ſich zu entwickeln beſtrebt ſind, von einander unterſchieden. Dahinter verſteckt ſich bei Goethe keineswegs ein myſtiſcher Begriff; wie der einzelne Menſch die Ingredienzien der geſamten Menſchheit beſitzt, die nur in den Individuen in verſchiedenen Proportionen gemiſcht ſind,[1]) ſo ſetzt ſich die ganze Menſchheit aus Perſönlichkeiten zuſammen,[2]) in denen zu gewiſſen Zeiten und in verwandten Gruppen aus der Menge der ſtets vorhandenen beſtimmte Tendenzen überwiegen. Im höchſten Vorteile iſt demnach der, deſſen natürliche Richtung die geheimen Forderungen der Zeit vorwegnimmt; er darf auf Erfolg und Beifall rechnen, während der zu früh oder zu ſpät Gekommene erſt in einer Zeit Anerkennung finden wird, die fähig geworden iſt, ſein Wollen zu würdigen. Wird dieſer von ſeinen Zeitgenoſſen nur Hemmungen erfahren und nie zur vollen Ausbildung ſeiner Perſönlichkeit gelangen können, ſo wird jener, getragen und gefördert von ſeiner Epoche, ſein Beſtes frei vollenden können.

In dieſem Falle fühlte ſich Goethe; das will das ſtolze Motto des zweiten Bandes, das von Goethe ausführlich interpretiert wird,[3]) ſagen; nur wenige dürfen es ſich wohl, ſo wie

er, ganz zu eigen machen, „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“. Eine Entwicklung auf dieser Bahn muß ununterbrochen vorwärts führen, denn je deutlicher das Bewußtsein die Wünsche der Zeit erkennt und sie zu erfüllen geneigt ist, um so bereiter und geeigneter werden die Fähigkeiten sein, die gestellten Forderungen zu erfüllen und durch wechselseitige Förderung vermag sich der Begünstigte zu den höchsten Stufen zu erheben.

Natürlich wird sich der als Beispiel gewählte Fall nie in ganzer Reinheit im menschlichen Dasein ergeben; es bleibt jederzeit genug Hemmendes und Widerstrebendes in der Welt und in der Seele übrig, und nur unter großen Gesichtspunkten angeschaut, erscheint das Leben eines solchen Mannes durchaus fortschreitend.

Goethes Meinung verteilt das Verdienst an einem erfolgreichen Dasein gleichmäßig auf die Zeit und das Individuum, des öfteren, besonders wenn er von sich selbst redet, den Preis der glücklichen Epoche zusprechend,[1]) nicht zum wenigsten, um der verbreiteten laienhaften Überschätzung angeblicher Originalität entgegenzutreten. „Denn wie weniges haben und sind wir, daß wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind.“ „Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter. Alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesät hatten.“ Daß er die Welt so zu nutzen verstand, fand er freilich auch individuell begründet, denn er erkannte seinem Wesen eine besondere Bildsamkeit zu, die ihm ermöglichte, leicht und mit Urteil Förderndes anzunehmen.[2])

Wenn Goethe auch darauf verzichten muß, alle diese Wirkungen wiederzugeben, so ist er doch von Anfang an bemüht, den lebhaften Eindruck des ihn umgebenden Lebens wieder zu erwecken; und das muß genug sein, denn den wirklichen Anteil, den das einzelne Erlebnis an der Bildung seines Charakters gehabt hat, zu bestimmen, ist doch ein für allemal unmöglich.

Goethe ist indessen in dem Versuche, den Grad dieser Einflüsse zu erkennen, sehr weit gegangen, weiter, als die Mehrzahl der heutigen Biographen ihm zu folgen geneigt ist. So ist bei seiner poetischen Gabe nach seiner Meinung die charakteristische individuelle Form ausschließlich seinem Bildungsgange und den Umständen, unter denen er lebte, der eigentümlichen Lage, in der sich der deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts überhaupt befand, zu verdanken. Individuelles Erlebnis ist das von Jugend auf durchdringende Gefühl der Sehnsucht, eine Umbildung des in ihm liegenden Ahnungsvollen, die sich in ihren Anfängen von der Lage seines Kinderspielzimmers herschreibt.[1]) Daß er nicht in die Bahn der herkömmlichen klassizistischen Kunst gerät, ist Schuld oder Verdienst der widersprechenden Theorien der Dichter,[2]) und seine individuelle Form, der Bekenntnischarakter seiner gesamten Poesie schreibt sich aus dem Mangel wirklich großen Stoffes einerseits, andererseits aus der Unfähigkeit seiner literarischen Mentoren her, ihm fördernde Hinweise auf das, worauf es in der Dichtung eigentlich ankommt, zu geben;[3]) also: weil er durch die Verhältnisse gezwungen wurde, alles in sich zu suchen, ist er der große Herzenskündiger geworden!

Die Verbindung dieser dichterischen Grundrichtung auf das Nächstliegende mit seiner angeborenen Wahrheitsliebe führt denn auch zu der endgültigen Formel für seine Dichtung, die Goethe durch Merck aussprechen läßt, ohne daß man natürlich beweisen

kann, daß der kritische Freund sie wirklich schon ähnlich gefunden hatte:[1]) „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen.“ Doch vermochte er sich auf diesen Standpunkt erst zu erheben, nachdem ihm Herder endgültig den Vorhang zerrissen hatte, der die Armut der deutschen Literatur bedeckte und ihn, wo nicht auf brauchbare Regeln, so doch auf gute Muster verwiesen hatte.[2]) Denn alle Versuche dieser Jahre, sich ästhetischer Maximen zu bemächtigen, mißlangen infolge des Mangels der Unterscheidung zwischen dem historisch und individuell Bedingten im Kunstwerk und dem Ewiggültigen.[3]) Soweit das Allgemeine über die Entwicklung seines poetischen Genies; die Art wie es sich praktisch betätigt, hat Goethe nicht mehr in ästhetischen Betrachtungen darzustellen unternommen, sondern durchaus mit der Geschichte des einzelnen Werkes verknüpft, bei dessen Entstehung die poetische Kraft wiederum nur als eine Komponente erscheint neben den anderen zeitlichen, stofflichen und individuellen Bedingungen, die es geschaffen haben.

Durchaus ähnlich der dichterischen gestaltet sich die künstlerische Bildung Goethes. Auch hier geht neben früher leidenschaftlicher Produktivität eine bedenkliche theoretische Ratlosigkeit her. Eine Fülle von Anregungen dringt auf ihn ein, ohne daß er eine rechte Anleitung empfängt, wie er diese Eindrücke innerlich verarbeiten soll. Sein grader Weg auf die Wiedergabe der Natur muß hier um so gewisser versagen, als ihm die handwerkliche Bildung abgeht, ohne die ein künstlerischer Erfolg nicht gedacht werden kann; von der zweiten großen Aufgabe, die Natur zur Kunst erst zu erheben, bevor man an ihre Darstellung geht, garnicht zu reden. Was die ältere Selbstcharakteristik vorbehaltlos ausgesprochen, was Goethe zu Eckermann und anderen später wiederholt geäußert hat,

daß seine Bemühungen in der bildenden Kunst verfehlt gewesen seien, da ihm für ihre Ausübung das Organ gemangelt habe, ist aus der Darstellung in Dichtung und Wahrheit seltsamerweise nicht herauszulesen; an den entscheidenden Stellen ist vielmehr immer nur von seiner mangelnden Methode bei der Erlernung der Künste, dem Unterbrochenen und Fahrlässigen seiner Übungen die Rede,[1]) sodaß zweifelhaft bleiben könnte, ob Goethe vorübergehend in der Beurteilung seiner Anlagen gewechselt habe. Doch ist in der fast gleichzeitigen „Konfession" der Farbenlehre die alte Überzeugung so unzweideutig ausgesprochen, daß sicher scheint, daß er die Erkenntnis der falschen Tendenz für einen späteren Abschnitt, etwa für die italienische Reise, sich aufgespart hatte.

Um so mehr tritt in seiner Schilderung die Bildung seiner Kennerschaft hervor. Wir sehen ihn von den Frankfurter Lokalkünstlern, den letzten Ausläufern einer entschwundenen Epoche, in Leipzig zu den durch ihren scheinbaren Naturalismus anziehenden Niederländern übergehen. Sorgfältig sind die Gelegenheiten angemerkt, wo Keime des Klassizismus, die erst sehr viel später aufgehen werden, in ihn gelegt sind: Oesers Richtung auf die Einfachheit und stille Größe, mehr seiner Theorie als seiner Praxis angehörig, vermag vorläufig so wenig an seinem Geschmack zu ändern, wie die Mannheimer Antiken-Sammlung, die er auf der Heimkehr von Straßburg kennen lernt,[2]) oder die Abgüsse, mit denen er seine Mansarde schmückt;[3]) und doch werden alle diese Jugenderfahrungen eines Tages lebendig hervortreten, wenn Goethe, ergriffen von der Größe der antiken und italienischen Kunst, den Holländern den Rücken kehren wird. Selbst das, was Goethe nicht wußte, daß nämlich seine und seiner Zeitgenossen künstlerische Bildung, einseitig auf das Plastische, auf die Linie und die Zeichnung gerichtet, eine von vornherein irrige Anschauung von

dem Naturalismus der germanischen Kunst begründete, wird in seiner Schilderung vollkommen klar, sodaß seine eigene Darstellung den Leser in den Stand setzt, zu einem vom Verfasser unabhängigen Urteil über die berührten Probleme zu gelangen — gewiß das Ideal einer objektiven geschichtlichen Darstellung.

Wenn man die Zeit, die Goethe in seinem Leben auf geistige Dinge verwandt hat, in ihrer Gesamtheit überschaut, so darf man höchstens ein Drittel für seine Dichtungen in Anschlag bringen; ein weiteres Drittel nimmt seine praktische Tätigkeit als Beamter, als Geschäftsmann, wie man im 18. Jahrhundert lieber sagt, den Rest der Naturforscher in Anspruch. Von beiden Betätigungsformen fallen nur die ersten Anfänge in die Epoche von Dichtung und Wahrheit. Es ist interessant zu beobachten, wie gewissenhaft der Selbstschilderer auch hier die Fundamente legt, um die Eigenart der späteren Entwicklung von Anfang an vorzubereiten.

So früh und schnell er sich auch unter väterlicher Anleitung der grundlegenden formalen Kenntnisse in der Rechtswissenschaft — damals wie heute die notwendige Vorbedingung aller staatsmännischen Tätigkeit, — in einer von juristischem Geiste erfüllten Atmosphäre bemächtigt hatte, so unmöglich wird es ihm, unter wenig anregenden Lehrern, das wider seinen Willen begonnene Studium zur Erweiterung und Vertiefung der juristischen Bildung zu verwerten. Über die äußeren Examensschwierigkeiten hilft ihm die ungelehrte Praxis der Straßburger Juristen hinweg, ihn innerlich zu gewinnen, ist weder der schwerfällige Apparat des Reichskammergerichts noch seine Tätigkeit als Advokat im Stande, bei welch letzterer er sich mehr zum guten Redner, als zum guten Juristen zu entwickeln droht,[1]) ganz im Sinne einer Zeit, die den Formalismus der Vergangenheit mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes ausreichend bekämpfen zu können hofft.

Was ihn von der Jurisprudenz entfernte, führte ihn dem politisch-nationalökonomischen Fache zu. Die Darlegung der Zeitverhältnisse, zunächst für die Weimarer Anfänge,[1]) dann fürs 15. Buch in Aussicht genommen, ist ja leider nur in ganz verkürzter Form schließlich im 17. mehr angedeutet als geleistet worden.[2]) Ausführlich ist nur des Buches gedacht, das geradezu als symbolisch für den Gegensatz der deutschen und französischen politischen Richtungen seiner Jugendjahre gelten mag: Mösers patriotischer Phantasien.[3]) Wenn bei den Nachbarn ein Mann wie Rousseau, der das Wesen des realen Staates weder je praktisch erprobt, noch auch nur kennen zu lernen für nötig befunden hatte, eine Neuordnung von Staaten nach seinen Plänen vorzuschlagen wagen durfte, so sehen wir hier einen erfahrenen Beamten sich in die Voraussetzungen des staatlichen Lebens der Gegenwart vertiefen, um von ihnen aus zu raten und zu bessern. Daß Goethe bei ihm die Grundlagen dessen fand, was er später in Weimar zu verwirklichen sich bemühte, ist klar genug durch die Erzählung angedeutet, daß dieses Buch der Ausgangspunkt seiner Unterhaltung mit dem Herzog von Sachsen-Weimar gewesen sei.[4]) Wie viel er aber zur Verwirklichung seiner sozialpolitischen Ideen getan, bis er schließlich zur Einsicht gelangte, was ihm zum routinierten Beamten fehle, fällt nicht mehr in das Bereich seiner Darstellung — wie er auch sonst nirgends dazu gekommen ist, diesen Teil seiner Lebensarbeit zusammenfassend zu besprechen.

Anders steht es mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten; über ihr Zustandekommen hat der Dichter, dem sie bis an sein Lebensende am Herzen lagen, wiederholentlich, vor und nach der Niederschrift seiner Bekenntnisse berichtet, um die Bedingungen ihrer Entstehung klar zu legen, und die Augen der Mitwelt auf diese von ihr vernachlässigte Seite seiner Tätigkeit zu lenken.

Was er so einzeln — für die Farbenlehre und die Botanik — oder zusammenfassend — in dem Schema[1]) „naturwissenschaftlicher Entwicklungsgang“ — behandelt hat, zeigt das gleiche Resultat, wie Dichtung und Wahrheit, daß man nämlich für die Epoche bis nach Weimar hin von einem wissenschaftlichen Interesse an der Natur noch nicht sprechen darf. Goethe mag wohl dort, wo er ausführt, daß Wachstum durchaus nicht immer Entwicklung, sondern auch Veränderung sei, besonders an diese große Wandlung in seinem Wesen gedacht haben. So bleibt ihm in der Autobiographie nur übrig, auf frühe Spuren einer gewissen Zuneigung zum Naturstudium hinzuweisen, oder wenigstens die Fremdheit seiner Jugend gegenüber der Naturwissenschaft zu erklären. Die mehr als bescheidene Rolle, die sie im Unterricht gespielt hatte, wird gestreift und des Magnetsteins und der Elektrisiermaschine, die, isoliert von dem natürlichen Zusammenhange, in den sich ihre Phänomene eingliedern, natürlich keine Belehrung übermitteln konnten, wird immerhin gedacht,[2]) wobei des kindlichen Forschungstriebes gegen die Natur nicht vergessen ist. Was er in den nächsten Jahren an naturwissenschaftlichen Dingen treibt, geht auf praktische Zwecke, nicht auf Erkenntnis aus, sein neugieriges Hinüberblicken ins medizinische Reich ebensowohl als seine alchimistischen Experimente mit Fräulein von Klettenberg — und selbst diese Ansätze verlieren sich im Laufe der stürmischen Frankfurter Tage und Jahre, ohne daß einer Fortbildung Erwähnung geschehen könnte.

Wie in der künstlerischen so ist auch in der religiösen und philosophischen Entwicklung des Dichters die Darstellung nur bis zu einer Stufe, nicht bis zu einem auch nur vorläufigen Abschluß geführt und es war einer der seltsamsten Irrtümer Goethes, mit dem er allerdings wohl sich selbst über das Abbrechen der Selbst-

biographie beruhigen wollte, daß er mit der Schilderung seines Lebens bis an das Ende seiner eigentlichen Bildungsepoche gelangt sei,[1]) obwohl das schwierigste Problem seines Lebens, die Wendung zum Klassizismus und zum Humanismus (wenn man den Gebrauch des Wortes im weitesten Sinne für seine Weltanschauung gestatten will) noch ungelöst geblieben war. Trotzdem hat er auch hier alles, was später erforderlich wird, sorgfältig vorbereitet, und hat von vornherein versucht, das scheinbar Rätselhafte dieser plötzlichen Wendung durch Aufdecken der Anfänge faßlich zu machen.

Freilich ist die Darstellung der religiösen Entwicklung unvergleichlich schematischer ausgefallen, als die der Kunst und Literatur. Er hat vielfach seine Anschauung von dem notwendigen Gang der Entwicklung der Menschheit, seiner Überzeugung gemäß, im Einzelmenschen wiederzufinden gesucht, und dabei eine Stufenfolge aufgestellt, die schwerlich der Mannigfaltigkeit nebeneinander hergehender Vorstellungen gerecht geworden ist. Der Grund ist deutlich: für die Literatur hatte er seine Werke oder doch die Erinnerung an den Charakter der verlorenen — die religiösen Erlebnisse waren verklungen und unwiederbringlich vergangen. Anstatt also Geschautes wiederzugeben, ist er hier gezwungen, Imaginatives zu verwirklichen und er sucht die Aufgabe zu lösen, indem er anstatt des tatsächlichen den vorausgesetzten notwendigen Verlauf der Entwicklung darstellt.

Dem Kinde kommt, wie dem Wilden, ein Naturkultus zu, da beide in der Gottheit zunächst nur die äußerlich, physisch wirkende Kraft zu erkennen vermögen; das kindliche Opfer, das das erste Buch symbolisch beschließt, mag auf eine lebendige Erinnerung zurückgehen, sicherlich sind aber die Motive nacherfunden: das Vorbild der biblischen Opfer genügt durchaus, den kindlichen Nachahmungstrieb aufzuregen. Die nächste Stufe stellt die von

einer Ahnung göttlichen Wirkens durchwehte Welt der alttestamentarischen Hirtenvölker dar. Poesie und Religion fließen zusammen und das Gemüt des Knaben ergeht sich in vollendeter Befriedigung in dem geschlossenen Kreise dieses Lebens,[1]) dem doch der Hintergrund des Blutigen und Schreckensvollen, und damit die Ahnung höherer und schwererer Probleme in der Erfassung des Gottesbegriffes keineswegs fehlen, wie denn der ganze Charakter dieser Erzählungen den Gläubigen aus der Sphäre der Naturreligion in die eines geoffenbarten und zugleich individualisierten Gottes erhebt.

Den Übergang zum kirchlichen Glauben, das Aufgehen in der Religion seiner Zeit und seines Landes, weiß der Knabe nicht zu finden, da der Protestantismus seiner Lehrer, ja der Protestantismus überhaupt nach seiner Meinung nicht fähig gewesen ist, das ganze Leben so einzuschließen und zu umfassen, daß der Gläubige die Religion als notwendige Form seines Lebens zu empfinden genötigt wird. Diesen Nachweis sucht die große Einlage des 7. Buches zu führen,[2]) die im Gegensatz zum Protestantismus die Fähigkeit der katholischen Kirche hervorhebt, das ganze psychische und geistige Leben in Beschlag zu nehmen: die Versicherung, daß er darin nicht das höchste Ziel des Lebens sah, glaubte er sich sparen zu dürfen, da er seine Stellung zur Kirche als bekannt genug voraussetzte — auch darin eine große Zahl seiner Leser überschätzend.

Auf die Periode der religiösen Gleichgültigkeit folgt seine Neigung zum Pietismus, vor die er eine kurze Epoche kirchlicher Gesinnung — wohl um der geraden Linie der Entwicklung willen — einschiebt,[3]) sodaß sich aus der allgemeinen Religion die individuelle entwickelt, die in seinem Leben übrigens in weit höherem Grade die pietistische Bekenntnisform angenommen hat, als es seine Darstellung eigentlich zugibt, die aus der mystischen Richtung

seiner damaligen Lektüre ein gnostisches System zusammenbaut,[1]) das seine Stelle doch wohl in der Entwicklung der religiösen Vorstellung der Menschheit mit mehr Recht behauptet, als gerade in der des einen Goethe.

Wie im Leben, so ist auch in der Darstellung von „Dichtung und Wahrheit" die mystische Religiosität mit der Zeit seines Kränkelns eng verbunden: in der freien Natur des Elsaß fallen alle solche Vorstellungen schnell von ihm ab, und sein Denken nimmt jene Richtung auf das schöne Diesseits, der er treu geblieben ist, wenn auch seine Weltauffassung noch mancherlei Phasen durchlaufen wird. In der Autobiographie ist Goethe freilich ein seltsamer Irrtum zugestoßen: indem er seine beiden theologischen Flugschriften unmittelbar an den Straßburger Aufenthalt heranrückte, kam ihm der Gedanke, in ihnen noch einen lebhaften Nachklang Herrenhutischen Geistes zu vermuten und die Lehre von der Erbsünde, die dort sehr läßlich behandelt ist, noch vorgetragen zu finden, eine Verwechslung, die den tatsächlichen einfacheren Verlauf seiner religiösen Entwicklung überflüssig kompliziert.[2]) Doch hat dieser Fehler weiter keine Folgen gehabt: das 14. Buch stellt bei Gelegenheit der Bekanntschaft mit Lavater seinen neuerreichten Standpunkt „liberalen Weltsinns" endgültig auf,[3]) und wo er später noch auf die religiöse Frage zu sprechen kommt, bestätigt er eine Gesinnung, die sich vorläufig mit einem „Christentum für seinen Privatgebrauch" begnügt,[4]) noch weit entfernt von jenem „bezidierten" Nichtchristentum, das er später dem einstigen Jugendfreunde entgegenstellen wird. Doch bereitet der Spinozismus, dem die ersten Seiten des 4. Bandes gewidmet sind, schon auf eine neue der historischen Religion entbehrende Denkweise ausreichend vor, und das bedenkliche Wort Atheist fällt, wenn auch nur aus Widerspruchsgeist entsprungen, sogar schon bei früherer Gelegenheit.[5])

Hat Goethe für die Gestaltung seiner Dichtergabe die Zeitverhältnisse ausschlaggebend sein lassen, so hat er für sein religiöses Leben — nur weniger ausgesprochen — die Entwicklungsstufen der Menschheit zu Grunde gelegt: Naturreligion, Offenbarungsglaube, Herzensfrömmigkeit, pantheistischer Weltsinn lösen einander ab, individuell nur leicht tingiert — der innerste persönliche Grund ist auch hier tiefliegend, und auf die Form fast ohne Einfluß: als Grundlage des religiösen Empfindens überhaupt erschien ihm Ehrfurcht, die sich unterordnet; ein ganz moderner Gedanke, den er am klarsten in jenen wundervollen Zeilen der Marienbader Elegie ausgesprochen hat, welche er lange vor der Publikation des ganzen Gedichtes im angedeuteten Sinne in Kunst und Altertum aus dem Zusammenhange hinausgehoben veröffentlichte:[1])

In unsers Busens Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißens Frommsein —

Ein Bekenntnis, auf das hin er sich wohl als fromm im höchsten Sinne des Wortes bezeichnen durfte; und dieses Bekenntnis hat er auch schon in einem seine religiösen Gesinnungen wie seine Überzeugung von der Belanglosigkeit ihrer realen Gestalt zusammenfassenden Abschnitt der Selbstbiographie ausgesprochen,[2]) wenn er auch in seiner vorsichtigen Altersweise die allzu positiven Vordersätze, die einen prinzipiellen Gegensatz von Glauben und Wissen fast paradox auszusprechen schienen, sofort eingeschränkt und bedingt hat.

Der Religion verwandt ist die Ethik; von ihr unterschieden durch ihre über zeitliche und örtliche Bedingungen erhabene

Allgemeingültigkeit. Unter den zahlreichen Formen, in denen ihre Vorschriften aufgezeichnet sind, hat Goethe stets der christlichen den Vorzug gegeben. Eine Entwicklung erscheint demnach für den einzelnen höchstens dahin nötig, daß er sich zunehmend dem ethischen Ideal nähere, indem er sich aus der Verworrenheit heftiger Begierden zu klarer Ruhe und Erkenntnis erhebt; ein Wechsel der theoretischen Anschauungen konnte für den in der christlichen Ethik Erzogenen nur eine Wendung zum Schlechteren bedeuten. Demnach hat er auf einen Versuch, eine Genesis der ethischen Anschauungen in seinem Leben zu geben, Verzicht geleistet, kurzweg erklärend, daß er der Bibel „fast allein“ seine sittliche Bildung schuldig sei.[1]) Die Erzählung beschränkt sich darauf, statt von Änderungen der sittlichen Grundlagen seines Wesens, von dem Wechsel seines ethischen Verhaltens zu erzählen, von dem langsamen Abstreifen der mannigfachen aus jugendlichem Leichtsinn oder knabenhafter Unbildsamkeit entsprungenen Fehler und Unarten zu berichten. „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmut“, verbreitete Fehler einer auf gegenseitiges Lob bauenden Zeit, lernt er im Umgange mit Herders ironischer Schärfe abtun,[2]) und wenn noch gelegentlich „Torheiten und Frechheiten“ hervorbrechen, so trägt die Schuld mehr eine gewisse innere Spannung bei unbefriedigender äußerer Lage,[3]) als sein Herz, das die Neigung zum Guten in so weit besaß, als sie dem sittlichen Menschen natürlich ist; scheinen ihm doch selbst seine satirischen Ausfälle auf mehr oder weniger würdige Zeitgenossen eher durch Herders scharfen Humor veranlaßt, als der eigenen Initiative entsprungen zu sein.[4]) Da aber der Wille zum Guten vorhanden war, konnte es gelingen, aller natürlich-egoistischer Neigung Herr zu werden und selbst den jedem angebornen Hang zur Undankbarkeit in weiser Selbsterziehung zu überwinden.[5])

Bedurfte Goethe auf ethiſchem Gebiet mehr der Zurechtweiſung als der Änderung ſeiner Begriffe, ſo war für das äußere, geſellige Verhalten des Knaben, der das väterliche Haus verließ, um ſo ſorgfältigere Zucht erforderlich,[1]) da er „zwar geſittet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht beſaß“. Goethe wußte ja den „geſelligen Menſchen“ von dem, was ſein wahres Weſen ausmachte, beſſer als jeder andere zu ſcheiden — aber er wußte auch die für den Umgang unentbehrlichen Fähigkeiten voll zu würdigen, und war ſich klar, um wieviel jeder ſeinen eigenen Wert für die Mitwelt erhöht, wenn er ſich ihr angenehm zu machen weiß. Der Entwicklung ſeines äußeren Menſchen iſt deshalb weiter Raum gegönnt; wir hören von dem Wechſel des Koſtüms[2]) und der Haartracht,[3]) und von den Folgen, die ſich für ſein Betragen daraus ergaben. Der geſellſchaftliche Nutzen des Tanzes, des Kartenſpiels und ſeine Bemühungen um beide Künſte werden wiederholt erörtert, von dem guten Eindruck eines Falles ſeiner Anpaſſung an einen die Stimmung ſtörenden Aberglauben mit nicht geringer Befriedigung berichtet,[4]) des wohltätigen Einfluſſes der Madame Böhme, auch Behriſchs und Salzmanns auf ſeine Manieren gern gedacht und die Beſchämung über einen gröblichen Verſtoß gegen die gute Form empfindet der Dichter noch nach ſo vielen Jahren aufs lebhafteſte.[5]) Tiefer als dieſe Äußerlichkeiten berührt das innere Weſen der nur halb gelungene Verſuch der Leipziger, ihn ſprachlich zu ſich hinüber zu ziehen.[6])

Die ausgiebige Behandlung des Themas der Bildung zum Geſellſchaftsmenſchen verrät den Geiſt des 18. Jahrhunderts, der Epoche der höchſten und feinſten Geſelligkeit; dagegen entſpricht die Bedeutung, die der Selbſtbiograph der allmählichen Erkenntnis der Breite der moraliſchen Welt beimißt, ausſchließlich der Entwicklung ſeiner dichteriſchen Individualität. Es iſt eigentlich

überflüſſig, auf dieſes faſt auf jeder Seite hervortretende Element im einzelnen hinzuweiſen: treten dem Dichter doch von Anfang an charakteriſtiſche Perſönlichkeiten, ſeltſame Familienverhältniſſe, erſchreckende und erfreuliche Vorgänge entgegen, die ihm ein buntes Bild verſchlungener menſchlicher Zuſtände und Geſinnungen vermitteln, das er mit früh geſchärftem Blick beobachtet und zu begreifen ſucht.[1]) Bei jeder Gelegenheit läßt uns der Dichter an ſeinen Erfahrungen teilnehmen, er zeichnet die wechſelnden Lebenskreiſe, in die er tritt, ſucht ihre Eigenheiten zu ſchildern, und läßt uns die Reſultate aus der Fülle dieſer Erlebniſſe ahnen, gelegentlich, wie in der Epiſode vom Ludwigsritter, in einem ausgeführten Beiſpiel zeigend, wie mannigfache und ſeltſame Lebensprobleme ihm dabei nahe gekommen ſind.[2])

Ebenſo genau wie mit ſeiner Erfahrungswelt ſucht uns der Dichter mit dem wiſſenſchaftlichen Gehalt ſeines Innern vertraut zu machen. Er gibt an, was er gelernt und was er geleſen, was ihn gefördert, was ihn belehrt, was ihn unterhalten hat; Lehrer und Bücher werden wieder lebendig, vom Robinſon bis zu Arnolds Kirchengeſchichte, vom Klavierlehrer bis zu Herder möchte er, ſoweit es ſeine Erinnerung nur geſtattet, die Quellen ſeines Wiſſens bezeichnen, damit man auch nach dieſer Seite hin die beſonderen Bedingungen ſeines Lebens und ſeiner Schriften erkennen könne.

Das Bild, das Goethe von ſeinem Unterricht entwirft, iſt nicht allzu günſtig ausgefallen: Er war mit Methode und Inhalt unzufrieden: der „Pedanterie und Trübſinnigkeit“, die an den öffentlichen Schulen herrſchten, macht der pädagogiſche Dilettantismus der Eltern nicht immer zu Nutzen der Schüler erfolgreiche Konkurrenz;[3]) ſo kommt es, daß der Knabe viel lernt, ohne „in irgend etwas begründet“ zu ſein, und daß er von dem

vorübergehenden gemeinsamen Unterricht wohl eine gewisse Übung im stoischen Ertragen von Schmerzen, erworben im Verkehr mit unbändigen Kameraden, aber wenig Wissenschaft nach Hause bringt. Das Beste mußte das Leben tun: das Französische lernt er von Kindern, Bedienten und auf dem Theater, das Englische von einem reisenden Praktiker und Schnelllehrer, das Italienische gar vom bloßen Zuhören in den Stunden der Schwester, sodaß er auch für sich ein Wort des alten Cardan, das ihm sein Herausgeber Naudé so sehr verdacht hatte — daß er nämlich die Sprachen „gleichsam durch Inspiration" gelernt habe — ernstlich aufnehmen konnte.[1]) Bei den Universitätslehrern des eigenen Faches meint er nicht viel mehr gelernt zu haben, als in der Knabenzeit, und Gellert verdankte er nach seinem abschließenden Urteil kaum mehr als die Besserung der Handschrift,[2]) während Clodius nach einigem Zweifel schließlich das Verdienst zugeschoben wird, ihn von der Renaissance-Unart, den Olymp für die moderne Poesie in Anspruch zu nehmen, gänzlich geheilt zu haben.[3]) Mit mehr Wohlwollen wird gelegentlich der Lehrer ferner liegender Unterrichtsgegenstände gedacht, ohne daß ihnen übrigens deshalb großer Einfluß zugebilligt worden wäre. Auch begegnet ja die Jugend, die „lieber angeregt als unterrichtet" sein will, allem ihr offiziell Beigebrachten mit geringer Freude.[4])

Die Erziehung kommt noch schlechter davon, als der Unterricht; gelegentlich der Entstehungsgeschichte ist schon erwähnt worden, daß Goethe zwar in letzter Stunde die Behauptung, daß „in dem Verhältnis der Kinder zu den Eltern sich der sittliche Charakter der ersten eigentlich garnicht" entwickele,[5]) noch gestrichen hat. Doch die Tatsachen, die für diesen Satz zeugen, sind geblieben. Was der Vater aus ihm machen wollte, ist etwas durchaus anderes, als was er in der Tat geworden ist, und die väterliche Einwirkung hat nur Folgen, wo die Anlage im

Kinde von vornherein vorhanden ist: zum Guten, wenn er ihm eine freilich erst spät nachwirkende Ordnungsliebe einflößt,[1]) aber auch zum einseitigen Vorurteil, wenn er ihn zum Abscheu gegen Gasthöfe jeder Art erzieht.[2]) Im Übrigen stehen sich die beiden Gruppen der Familie, auf der einen Seite der Vater, auf der andern die Mutter mit den Kindern gegenüber, ohne einander bedeutenderen Einfluß zuzugestehen und Goethe versäumt nicht darauf hinzudeuten, wie verhängnisvoll ihm die pädagogischen Bestrebungen des Vaters an Cornelie für das Familienleben und schließlich auch für ihren Charakter erscheinen, da sich die Schwester ihm naturgemäß nicht so leicht entziehen konnte, wie der größere Freiheit genießende Bruder.[3])

Was der Vater nicht vermochte, ihn, und besser an ihm, zu bilden, haben Freunde, liebende Frauen erreicht. Allerdings sind die Erfolge solcher Einwirkungen, weil unwillkürlich, auch unmerklich, und Goethe überläßt es zumeist dem Leser, zu erraten, wie die Gretchen, Ännchen, Friederiken und Lotten auf ihn eingewirkt, und nur bei Lilli wird ohne weiteres deutlich, daß die Erhöhung seiner gesellschaftlichen Kultur dem Wunsch, ihr zu gefallen, zuzuschreiben ist, auch deutet der Dichter auf eine tiefer greifende Sinnesänderung.[4]) Doch gibt auch überall anders die ausführliche Darstellung des besonderen Charakters des Verhältnisses dem Leser die Möglichkeit an die Hand, selbst zu beurteilen, welche Seiten seines Wesens sich unter den jedesmaligen Bedingungen zu entwickeln vermochten. Ebenso liebevoll ist des wohltätigen Einflusses seiner Schwester gedacht, deren freundlicher Einwirkung es gelungen ist, sein sich zersplitterndes Genie zur Vollendung des Götz zu zwingen und seine Unrast in etwas zu bezähmen. Ihrer Einwirkung vergleichbar scheint nur noch die des Fräulein von Klettenberg, die wir mit einiger Sicherheit unter der Maske der zarten liebenswürdigen Frau suchen dürfen,

deren Neigung ihn wie ein liebevoller Genius heimlich umschwebte;[1]) er würde die späte Entdeckung dieser Neigung dann jenem autobiographischen Bericht (in Briefform) verdankt haben, den er dem sechsten Buch des Wilhelm Meister zu Grunde gelegt hat.

Über das, was der Knabe, der Student, der junge Stürmer und Dränger bewußt für die Bildung des eigenen Charakters getan hatte, über die Selbsterziehung Goethes also, konnte der Autobiograph noch wenig berichten, da die „Dumpfheit", in der er in jener ganzen Epoche verharrte, noch wenig geeignet war, den Menschen über sich selbst aufzuklären, denn eine „planlose Jugend" ist alle Zeit nur zu geneigt, sich selbst mißzuleiten.[2]) Und damit fehlte noch der Hebel, das schwierige Werk anzugreifen, und der Dichter blieb darauf beschränkt, an einzelnen augenfälligen Mängeln zu bessern, wie an der krankhaften Reizbarkeit — der nervösen Schwäche würden wir heute sagen — die ihm von seinem Blutsturz geblieben war: starker Schall, krankhafte Gegenstände waren ihm zuwider, das Schwindelgefühl war überstark entwickelt; wie er in Straßburg diese Zustände überwunden, ist ein praktisches Beispiel Goethischer Selbsterziehung,[3]) für die als weiterer Beleg schon an anderer Stelle die Angewöhnung des Dankbarkeitsgefühls genannt worden ist.

Wie stellt nun Goethe diese unendlich mannigfaltigen Einflüsse, die im Laufe der Jahre bei der Gestaltung seines Wesens mitgewirkt haben, literarisch dar? Da, wo er mit ganz bestimmten, ihm eigen gewordenen Auffassungen oder Einsichten rechnet, wie etwa bei Hamanns Schriften oder Madame Böhmes Lehren, sucht er auch eine kurze Formel zur Umschreibung dieser Wirkung zu finden. Anders da, wo sein ganzes Wesen erschüttert, umgebildet, gemodelt wird. Hier tritt die möglichst treue

Erzählung oder Charakteristik des gesamten Erlebnisses mit vielen, zunächst nebensächlich scheinenden Zügen ein: der Leser soll imstande sein, sich den Vorgang zu rekonstruieren, der auf Goethe so tief gewirkt hat, um zu eigenem Urteil befähigt zu werden, denn die Frage der Einflüsse schien Goethe von überragender Bedeutung für die Beurteilung von Menschen und Werken.

Bei der außerordentlichen Schwierigkeit des Problems, das bisher von Biographen und Selbstbiographen immer nur empirisch und von Fall zu Fall zu lösen versucht worden ist, kann eine prinzipielle Beurteilung solcher Bewertungen nicht einmal versucht werden; doch darf im Einzelfalle wohl ausgesprochen werden, daß Goethe sich gelegentlich in der Annahme von äußeren Einwirkungen zu weit hat führen lassen, wie in dem schon berührten Falle, wo er die Mißachtung des Publikums auf ganz bestimmte Einzelerlebnisse zurückführen möchte, anstatt auf eine Erfahrung, die keinem seinen Mitmenschen überlegenen Geiste je erspart bleiben wird. Noch mancherlei anderes zu Beanstandendes läßt sich nennen, nicht selten ist die sachliche Unmöglichkeit der Goethischen Konstruktion chronologisch oder sonstig erweisbar: Die Fähigkeit aber, auf die es schließlich ankommt, das Werden des Menschen aus dem Angeborenen und dem Erlebten jeder Art vollständig zu entwickeln, tritt hier zum ersten Mal in systematischer Anwendung in die Selbstbiographie wie in die Biographie überhaupt ein und macht „Dichtung und Wahrheit" zum bahnbrechenden Werk auf historischem Gebiete. Was wollten die früheren primitiven Versuche, aus irgend welchen äußeren Erlebnissen einen Charakter zu konstruieren, wobei man der Außenwelt alles Schlechte und sich selbst alles mögliche Gute zuschrieb, neben dieser liebevollen Versenkung in den Wert der ganzen Umgebung, des ganzen ethischen und historischen Klimas, in dem das Kind aufwächst, besagen! Und selbst vor der schwierigsten Frage ist

Goethe nicht zurückgewichen, vor den großen Gruppen von negativen Einflüssen, von Erlebnissen und Dingen, die dadurch, daß sie abstoßend wirken, oft ebenso bedeutungsvoll für die Bildung des Einzelnen werden, wie die unmittelbar fördernden Ereignisse. Wie begreiflich wird dem Leser das „Emergieren" der Deutschheit in einer Stadt, wo man gegenteilige Gesinnungen mit Sicherheit entwickelt zu sehen erwartet, wie klar wird es, daß der Goethische Lebenstypus sich von dem Gleim-Jakobischen bei der Beobachtung seiner Resultate notwendig entfernen muß, und wie glücklich ist schließlich die abwechselnd anziehende und abstoßende Wirkung eines Wieland auf Goethes Naturell zur Darstellung gebracht! Was das Vorwort als die Hauptaufgabe des Biographen und Selbstbiographen bezeichnet hatte, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt", ist hier zum ersten Mal und vollauf geleistet. Denn Goethe besaß dazu „ein kaum Erreichbares", „daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet", und er übte diese größte Gabe des Biographen mit vorbildlicher Selbstbeherrschung in der Erkenntnis der Grenzen unseres Urteils.

Die Entstehung der Werke.

Das eben angeführte Vorwort bezeichnet als eigentliches Ziel der Darstellung das Begreiflichmachen der Werke aus ihrer Entstehung, ein Vorsatz, den das 12. Buch noch einmal entschieden bekräftigt.[1]) Deshalb sind sie auch zu Richtpunkten der Erzählung geworden, auf die hin vieles von vornherein angelegt ist, die Auswahl des zu Erzählenden getroffen wird, denen zu Liebe die Disposition mancher Abschnitte geändert wurde. Wenn sie wirklich Resultate seines Lebens, Konfessionen, wie er überzeugt war, gewesen sind, so mußte sich an sie ja alles, was in seinem Leben Bedeutung gehabt hatte, zwangslos anschließen lassen.

Freilich war die erste Voraussetzung dieser Behandlungsart, daß der Dichter im Besitz eines brauchbaren chronologischen Verzeichnisses seiner Werke gewesen wäre, was leider nicht zutraf. Goethe mußte sich neben seinem Gedächtnis auf die Schemata verlassen, von denen das alte chronologische nur einige Hauptwerke mit nicht immer sicherer Datierung aufzählte. Manches Verlorene, etwa der Briefroman „Arianne an Wetty" war ganz in Vergessenheit geraten, anderes, wie der Mahomet und Prometheus mußte aus unbestimmter Erinnerung rekonstruiert werden, einiges (Stella und Klaudine) ist bei dem endlichen Abschluß ausgefallen, obwohl das Schema die Behandlung in Aussicht genommen hatte;[2]) der dritten „Wallfahrt", eines datierten Doku-

mentes von entschiedener Bedeutung für die Entwicklung seiner Kunstanschauung ist nebst unwichtigeren Kleinigkeiten überhaupt nicht gedacht worden.

Hier lagen für den Selbstbiographen die größten Schwierigkeiten: Da Konzeption und Wachsen des Werkes sich in dunkeln Tiefen der Seele vollziehen, die dem Bewußtsein selten, dem Gedächtnis fast nie zugänglich sind, so ist der rückschauende Dichter zu Vermutungen gezwungen, die oft nicht besser sind, als die eines unbeteiligten Dritten: ist ja auch die Mutter keineswegs die beste Beurteilerin der Entwicklung und der Eigenschaften ihres Kindes, selbst dann nicht, wenn sie ihre beste Kennerin ist.

Wenn Goethe daher in der Schilderung des Ursprungs, auch des Charakters seiner Dichtung verhältnismäßig häufig fehlgegriffen hat, so lag die Schuld nicht an seiner Auffassung über die Genesis dichterischer Schöpfungen; noch weniger an einem Irrtum über Art und Bildung seines Talentes, sondern an der Unmöglichkeit, im Alter noch die Faktoren genau zu bestimmen, die unbewußt in ihm zusammenwirkten, als die einzelnen Werke entstanden sind.

Für ihre äußere Gestalt gilt das nicht: ihre Form war der Analyse zugänglich, und Goethe der Literarhistoriker täuschte sich über ihren geschichtlichen Zusammenhang nur selten. Der Mangel an einer brauchbaren poetischen Theorie schien ihm der wesentliche Grund für das Ungleichartige, Fragmentarische seiner Werke. Er hatte bauen wollen, aber das Handwerkszeug fehlte, und mußte von Fall zu Fall improvisiert werden. Gottsched war vor dem Beginn von Goethes Laufbahn abgetan, die neuen großen Ziele waren aufgestellt: was man sollte, war den Dichtern seit Lessing, namentlich seit Herder allenfalls begreiflich, aber das Wie blieb ihnen selbst überlassen. Man besaß eine reimlose Poesie, aber keine

brauchbare rhytmiſche Theorie,[1]) man war der drei Einheiten ledig, hatte aber keine Erfahrungen, was man der modernen Bühne an Freiheit der Bewegung zumuten dürfe, ohne das „Theater“ völlig zu beſeitigen,[2]) man wußte, daß die Tage des Heldenromans gezählt ſeien, aber man hatte noch keine Technik, die den rechten Ausdruck des neuen Gehaltes geſtatten wollte. So kommt man zum Anſchluß an Vorbilder, die man jedesmal nach der Eigenart des zu behandelnden Stoffes wählte, ohne doch von vornherein überſehen zu können, inwieweit man ihnen folgen könne, da ſie doch auch nur unter beſtimmten individuellen Bedingungen entſtanden waren. Für die Lyrik konnte man ſich an die neuen Deutſchen halten, die doch ſchon eine ganz flüſſige und ausdrucksfähige poetiſche Sprache geſchaffen hatten. Das Handwerkliche war hier an modernen Meiſtern zu erlernen, und um Weiterbildung und Gehalt war Goethe von vornherein nicht in Verlegenheit; für die anderen Zweige der Poeſie war er an die Vergangenheit oder das Ausland gewieſen, da die jugendlichen Verſuche nach dem Vorbild der Zeitpoeten bald überwunden waren. Goethe hat ſeiner Vorgänger dankbar gedacht, wer immer ſie auch ſein mochten: Hans Sachs oder Shakeſpeare, Hamann und Goldſmith ſind als verehrte Lehrer genannt; umſomehr muß auffallen, daß bei Gelegenheit des Werther Rouſſeaus nicht gedacht worden iſt, ſondern ausdrücklich für die Form des Romans auf eigene Lebens- und Denkgewohnheiten, für ſeine Stimmung aber von literariſchen Vorbildern nur auf die engliſche Literatur hingewieſen worden iſt.[3]) Zweifellos liegt hier Abſicht vor: Goethe will ausſprechen, daß er ſich Rouſſeau für den Werther nicht verpflichtet fühle, eine Theſe, die er auch ſpäter niemals zurückgenommen hat: Wenn er zu Eckermann, wie nicht ſelten im höchſten Alter, von den Schriftſtellern ſpricht, denen er am meiſten verdankte, und dabei weit mehr Namen nennt, als in „Dichtung

und Wahrheit“ in dieſem Zuſammenhang zur Sprache kamen, ſo fehlt der Name des Genfers regelmäßig; auch hierin macht ſich die tiefe Antipathie, die Goethe gegen den radikalen Schriftſteller im Herzen verſchloß, fühlbar, und man wird Goethe, auch wenn man nicht geneigt iſt, den Einfluß Rouſſeaus zu überſchätzen, doch in dieſem Punkte in etwas berichtigen müſſen.[1])

In der Angabe der ſtofflichen Quellen iſt Goethe, ſoweit ſein Gedächtnis reichte, genau, nirgends bemüht, ſich eine Originalität anzumaßen, deren Wert ihm problematiſch genug ſchien, aber im Gegenſatz ſtehend zu den meiſten bisherigen Selbſtbiographen, die ſich eifrig beſtrebt zeigen, die Spuren ihrer Abhängigkeit zu verwiſchen. Für den Clavigo nennt er nicht nur Beaumarchais, ſondern auch die Ballade, die ihn auf die abweichende Löſung brachte, ebenſo für Erwin und Elmire Goldſmith' Gedicht, in beiden Fällen auch da auf Quellen hinweiſend, wo die Forſchung ohne ihn kaum darauf verfallen wäre, da die Vorausſetzungen der Fabel beider Werke nicht eben ſchwieriger Natur waren. Daß Goethe in der Quellenfrage einige Irrtümer — angefangen bei der Höllenfahrts-Dichtung — untergelaufen ſind, tut nichts zur Sache: der methodiſche Weg war der richtige und ſachliche Verſehen können jederzeit aufgeklärt werden.

Goethe wußte, daß er ungeachtet dieſer Bekenntniſſe an Größe nichts verlöre, denn das, worauf es in der Kunſt ankommt, iſt niemals das Erfinden geweſen, ſondern ſtets das Finden; und daß er hierin Meiſter geweſen iſt, daß er für die Geſinnungen, die er ausdrücken wollte, jederzeit den beſten Stoff, und für den Stoff die angemeſſene Form zu finden wußte, macht nicht den geringſten Teil ſeiner Bedeutung aus. Die Schwierigkeiten, die ein Dichter ſeiner Zeit, ungebunden durch Herkommen und Lehre,

nur auf das eigene Urteil angewiesen, gerade in der Wahl des Stoffes zu überwinden hatte, fühlte er selbst am besten.

Goethe hat nicht zu den Dichtern gehört, denen die Form alles, der Gehalt nichts oder so gut wie nichts ist, darin ein rechter Germane. Viele seiner Wendungen muten in einer Zeit, die entschieden nach der entgegengesetzten Seite neigt, seltsam genug an, und er wird mit seiner These, daß eine Kunstepoche durch Verbrauch des geeigneten Stoffes in Erschöpfung verfallen könne, auf vielfachen Widerspruch stoßen, wie es auch nur noch wenige Kritiker geben wird, die in der Gesellschaft des Wilhelm Meister im Gegensatz zur farbigen Welt Walther Scotts „den allerelendesten Stoff" anzuerkennen geneigt sein werden.[1])

Scheint Goethe in solchen übrigens keineswegs seltenen Wendungen, die auch in Dichtung und Wahrheit wiederkehren,[2]) den Wert des realen Inhalts doch zu überschätzen, so hat ihm diese Anschauungsweise immerhin die Augen eröffnet über den Charakter der eigenen Poesie, in der schließlich immer die eigene Person den Mittelpunkt bildet. Wie er sich diese Tatsache erklärte, ist im vorigen Abschnitt erörtert worden; ihre Entdeckung gab ihm den Schlüssel zu den eigenen Werken.

Der Ursprung seiner Dichtung liegt immer im eigenen Erlebnis, der jedesmaligen Einsicht, der gegenwärtigen Stimmung; alles andere, was für ihre Geschichte in Betracht kommt, sind nur Gelegenheitsursachen, die höchstens auf ihr Zustandekommen einwirken, wie der Spott der Schwester beim Götz oder die Bitte der Freundin beim Clavigo — vielleicht existierten sie ohne diesen Anstoß nicht, gewiß sind sie durch ihn nicht anders geworden. Der Wunsch der Königin Elisabeth (oder des Publikums) nach einem neuen Fallstaff-Drama spielte eine unvergleichlich wichtigere Rolle in der Geschichte der „Lustigen Weiber" als derartige

Anregungen beim jungen Goethe.[1]) Der normale Verlauf seines Schaffens ist der, daß ihn ein Erlebnis — ein inneres oder äußeres, gleichviel — ergreift, beschäftigt, und eines Tages zur Niederschrift zwingt. Mit dem individuellen Ursprung seiner Werke hängt ihr spontanes Entstehen und ihre unbewußte Fortbildung aufs engste zusammen; bei allen seinen Hauptwerken werden diese Faktoren energisch hervorgehoben, und sein Verhalten beim Schaffen nicht selten mit Worten bezeichnet, die passivischen Charakter tragen. Bei der Abfassung des Götz[2]) riß ihn „eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin", die Gestalt der Adelheid der zweiten Hälfte des Stückes in den Vordergrund treten zu lassen, der Egmont kommt zustande, weil er sich von dem Geheimnisvollen der dämonischen im Leben waltenden Kräfte nach seiner Gewohnheit[3]) „hinter ein Bild flüchtete". Als er den Werther, den er, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, durchging, verwundert er sich selbst darüber.

Dieser Erkenntnis entsprechend steht in der Vorgeschichte eines jeden Werkes das individuelle Erlebnis an erster Stelle, seitdem sich der Dichter in Leipzig in seiner Eigenart selbst gefunden hat[4]) und in einem ersten Autodafé die Zeugen kindlicher Abhängigkeit vernichtet worden waren. Von der „Laune des Verliebten" bis zum „Egmont" sucht uns der Dichter die Wurzeln seiner Werke in der eigenen Seele bloß zu legen, überall bemüht, nichts, was zum Verständnis beitragen kann, im Dunkeln zu lassen, immer anregend, oft fördernd, sodaß wir aufs tiefste beklagen müssen, daß er zu einer Besprechung des Faust nicht gelangt ist, wenn wir auch das Hypothetische, ja Gewagte mancher von diesen psychologischen Erklärungen ohne weiteres erkennen können.

Drei große Gruppen von Eindrücken, mit freilich verfließenden Grenzen ergibt die Betrachtung der Angaben Goethes

über die Motive seiner Werke: der Dichter knüpft sein Gedicht an ein Erlebnis, an etwas Geschautes, an dem er selbst als Mithandelnder oder Mitleidender teilgenommen hat. Gleichsam symbolisch ist an die Spitze dieser größten Gruppe die angebliche Idylle vom weinenden Namen gestellt, die als eines der ersten Bekenntnisgedichte der Ännchen-Liebe entsprungen sein soll.[1]) Neben sie stellt sich „die Laune des Verliebten" als Folge der gleichen Verhältnisse und das spätere ebenfalls einigermaßen hypothetische Drama „Sie kommt nicht", das, ein Gegenstück zum vorigen, Anspruch auf den Titel „Die Launen der Geliebten" erheben könnte.[2]) Erlebnissen des Religionssuchers Goethe ist schließlich der Plan zum „Ewigen Juden" zu verdanken, wenn wir seiner Versicherung trauen dürften.[3])

Sodann entspringen seine Dichtungen, vor allem natürlich fast die gesamte Lyrik, Stimmungen seiner Seele, Empfindungen dessen, was ihn erfreut oder quält;[4]) Dinge, die auch ohne das Medium eines zurückliegenden Erlebnisses unmittelbar unter dem Eindruck des Augenblickes hervortreten, wie „Wanderers Sturmlied" oder sich als Stimmungsreflexe zurückliegender Ereignisse darstellen.[5]) So sieht er bei der Konzeption des Pater Brey und des Satyros einen gewissen Neid auf erfolgreiche Abenteurer wirksam,[6]) so hat ihn die Reue über sein Verhalten gegenüber Friederike die schwächlichen Gestalten Weißlingens und Clavigos eingegeben,[7]) so erkennt er im Prometheus den reinen Ausdruck des Selbstbewußtseins des schaffenden Künstlers,[8]) im Egmont die Befreiung von der ängstigenden Vorstellung übermenschlicher Gewalten.[9])

Die dritte Gruppe von Erlebnissen hat er mit allen zum Realismus neigenden Künstlern gemeinsam, die Darstellung von Ereignissen nämlich, denen er als Zuschauer beigewohnt; so erklärt er[10]) die „Mitschuldigen", so auf höherer Stufe den

Mahomet, an dessen Bildung er seinem Gefühl ausdrücklich jeden Anteil abspricht, da ihm der Charakter zur eigenen Handlungsweise im Widerspruch zu stehen scheint.[1])

Es liegt auf der Hand, daß sich bei der Mehrzahl, zumal der umfangreicheren Werke, diese subjektiven Quellen mischen; am ausführlichsten behandelt hat Goethe in dieser Richtung das Werk, das Interesse und Neugier Berufener und Unberufener am meisten beschäftigt hatte, den Werther, während er sich sonst zumeist mit der Angabe eines Hauptmotivs begnügt. Über zwei Bücher ist die Vorgeschichte des Romans verteilt, dessen realer Inhalt aus drei Quellen floß. Das 12. Buch bringt die beiden Grundmotive, seine Liebe zu Lotte[2]) und die Gestalt Jerusalems,[3]) das nächste ein Nebenmotiv: sein Erlebnis mit Maximiliane Brentano;[4]) den eigentlichen Anstoß zur Ausführung gibt dann der Tod jenes jungen Jerusalem[5]) — bekanntlich einer der schwersten Irrtümer der ganzen Selbstbiographie — „das ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse". Damit waren die Vorgänge, die der Dichtung zu Grunde lagen, aufgezählt, der Werther in seiner besonderen Eigenart aber noch nicht erklärt. Die schwermütige Stimmung, die den charakteristischen Ton gab, war aus den Verhältnissen zu erklären, eine Aufgabe, die Goethe auf doppeltem Wege zu lösen sucht: durch die Annahme individueller und in der Zeit liegender Gründe zur Melancholie. Erstere sind wieder geteilt in physische, deren Erörterung dem Arzt überlassen wird, und sittliche, die der Dichter ausführlich darstellt,[6]) indem er den Weltschmerz als Symptom jener Lebensepoche darzustellen bemüht ist, in welcher der Mensch zum erstenmal die Entdeckung von der ermüdenden Gleichartigkeit alles Geschehens macht. In ihm habe sich diese allgemeine Erfahrung nur zu besonderer Schärfe entwickelt.[7]) Die Hypochondrie als Zeitleiden wird auf die englische Literatur

zurückgeführt, und aus der Art des Volkslebens erklärt,[1]) eine wunderliche Behauptung, entsprungen aus der Überschätzung von einem paar der zufällig zur Melancholie neigenden englischen Schriftsteller jener Zeit, die indessen Goethe mit dem ganzen 18. Jahrhundert gemeinsam war. Ein Element des sentimentalen Romans fehlte noch: jenes Naturgefühl, das im Werther den wundervollen Grundakkord bildet. Auf die zunehmende Neiguug seiner Generation zu ländlichen Gegenden war schon längst vorbereitet, seit dem 6. Buch auch schon auf Goethes Vorliebe für die erhabene Natur; so bedurfte es nur einer leisen Andeutung der in der Wetzlarer Epoche vorherrschenden Strömungen, um auch diese Seite der neuen Dichtung begreiflich zu machen; das Mittel, neben der lebendigen Schilderung auch der literarischen und künstlerischen Anregung (Geßner und Goldsmith) einen viel zu bedeutenden Platz anzuweisen,[2]) läßt sich nur aus der Abneigung und sinkenden Fähigkeit des alternden Dichters erklären, Naturszenen zu schildern. Der Verfasser des Werther hatte der englischen Literatur schwerlich mehr bedurft, um die mitteldeutsche Landschaft in unvergänglichen Bildern festzuhalten, womit natürlich ein Einfluß der englischen Naturpoeten auf die Entwicklung seines Naturgefühls auf früheren Bildungsstufen keineswegs geleugnet werden soll.

Bei Goethes Erwähnung der Vorbilder der Werther-Gestalt fällt die Versicherung des Dichters auf, daß seine Bekanntschaft mit Jerusalem nur eine ganz flüchtige gewesen sei: sie wiederholt im Einzelfall, was er schon früher generell betont hatte, daß er den wesentlichen Gehalt seiner Dichtung stets aus sich habe nehmen müssen, und steht in engem Zusammenhang mit der bisher mehr praktisch als theoretisch behandelten Frage, inwieweit Goethe Persönlichkeiten als Vorbilder benutzt habe. Die Darstellung

von Dichtung und Wahrheit führt notwendig auf die meist vertretene Anschauung, daß die Arbeit nach Modellen einen breiten Raum in Goethes literarischem Schaffen einnehme, ein Glaube, der ja auch für die zehn Jahre durch eine Reihe von Briefen an Frau von Stein, vor allem zum Meister, gefestigt wird. In der Autobiographie nennt er die Mutter,[1]) allerdings mit vorsichtiger Wendung, die wir auf Rechnung seines Altersstils zu setzen haben, als Vorbild der Hausfrau Götzens, während er für Lotte „mehrere hübsche Kinder" in Anspruch nimmt, von denen die Geliebteste nur die Hauptzüge geliefert habe;[2]) die Schwester sollte für eine Romanfigur Modell stehen, ohne daß nach Goethes Versicherung etwas derartiges zustande gekommen ist,[3]) sodaß die Versuche, sie im Wilhelm Meister wiederzufinden, problematisch bleiben. Auf für die Darstellung besonders geeignete Personen verweist er auch sonst, z. B. bei Erwähnung seines Schreibers,[4]) während er als wirkliche Muster außer Lerse[5]) nur auf Leuchsenring für den Pater Brey[6]) und vielleicht auf Basedow für den Satyros deutet; ersteres ist anerkannt, letzteres nicht mit voller Bestimmtheit auszusprechen, doch glaube ich nicht, daß ein naiver Leser des Goethischen Werkes den „tüchtigeren uud derberen" Zeitgenossen auf einen anderen wird beziehen können, da die ganze Schilderung des Philanthropen mit seinen unsauberen Manieren, seinem Reformationsbedürfnis und seinem plumpen Bestreben, denen, die ihn gastfreundlich aufgenommen haben, ihren Gott zu nehmen, dem Waldteufel wie auf den Leib geschnitten scheint, während jener Herder, den Goethe in Dichtung und Wahrheit schildert, wenig zu dem Bilde, das die Dichtung gibt, paßt. Daß die Beziehung auf Basedow in Wahrheit irrig ist, und tatsächlich ein derber Spaß mit Herder vorliegt, ist heute natürlich nicht mehr zu bezweifeln; nur lag Goethe nichts daran, auf solche Mißverhältnisse innerhalb der Literatur besonders hin-

zuweisen; Karoline Herder hatte schon viel früher eine ausweichende Antwort erhalten, als sie den Dichter mit einer Frage wegen der Eleonore im Pater Brey in Verlegenheit gesetzt hatte.[1])

Daß Goethe manchen, uns ganz äußerlich scheinenden Dingen Einfluß auf die Entwicklung seines Talentes zuschrieb, ist im vorigen Abschnitt erörtert; die gleiche Beobachtung läßt sich für das einzelne Werk machen: Behrischs sorgfältige Schreibarbeit scheint ihm der Anlaß zu der gewählten Sorgfalt im Ausdruck seiner Leipziger Dichtungen,[2]) und dem Heften des Werther-Manuskriptes wird eine Wichtigkeit beigelegt, die bei der Natur des jungen Stürmers einigermaßen unwahrscheinlich scheint.[3])

Übrigens beurteilt Goethe den Einfluß der Freunde auf seine Poesie nicht durchaus günstig; er fühlt sich ebensooft gefördert, wie gehindert, und wenn er Merck zu danken hat für den Entschluß, den Götz in Druck zu geben, so gefährdet doch der selbe Mann, wenn auch unwissentlich, die Existenz des Werther[4]) und verhindert den Dichter an leichteren Produktionen für die Zwecke der lebendigen Bühne, was ihm Goethe, der Theaterdirektor, besonders stark verübelt.[5]) Noch schlechter fährt Herder, dessen Kritiken jede fördernde Kraft rund abgesprochen wird: die Unberatenheit, in der er durch das Versagen der persönlichen und der literarischen Kritik, welch letztere ebenfalls mehrfach in Bausch und Bogen verworfen wird, dauernd verharrt, ist ihm ja eine der wesentlichen Bedingungen der Entwicklung des Charakters seiner Poesie gewesen.

Es ist zur Genüge bekannt, daß unsere Klassiker der Poesie moralische Zwecke durchaus absprachen; die Art, wie Goethes Werke entstanden, belegt die Unmöglichkeit, in ihren Schöpfungsakt ethische Absichten einzuschieben. Doch begnügt sich der Dichter nicht nur mit der praktischen Beweisführung, sondern schärft

ausdrücklich ein, daß die höhere Tendenz jederzeit unbewußt ist, und sich allenfalls nachher ergibt als natürliche Folge, wenn der Schaffende selbst und seine Weltanschauung etwas wert gewesen sind. Schon bei Gelegenheit der Leipziger Studentenstücke ist das hervorgehoben,[1]) das 13. Buch wiederholt es zum Werther:[2]) Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck. „Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie."

Aus der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte, seine Dichtungen verständlich zu machen, folgte die Notwendigkeit, die zahlreichen Arbeiten, die er nur in fragmentarischer Form vorlegen konnte, einigermaßen zu rekonstruieren: anderseits gab die Natur seines instinktiven Schaffens keine Möglichkeit, die einst beabsichtigte Form anders wiederherzustellen, als durch Neuschöpfungen, für die er sich möglichst in die Stimmung der Jugend zurückzuversetzen bemühte: alle seine Inhaltsskizzen, vom ewigen Juden bis zum ausgeschalteten Faustplan sind Altersdichtungen im Sinne des jungen Goethe, bei denen der Erinnerung sicherlich ein ganz geringer Einfluß zukommt. Wo wir bessere Quellen haben, als sie dem Selbstbiographen zur Verfügung standen — vor allem also die Werke, an die sich der junge Dichter enger oder freier angeschlossen hat, kennen, — vermögen wir daher weiter zu kommen, als Goethe selbst, der auf solche Forschungen keine besondere Mühe verwendet hat — doch müssen wir uns zumeist begnügen, das Irrige der Goethischen Rekonstruktion festzustellen — eine Tatsache, die in jedem Falle von vornherein wahrscheinlich ist. Wo denn auch immer Fragmente, die Goethe nicht zugänglich waren, nach der Niederschrift von Dichtung und Wahrheit aufgetaucht sind, — bei Mahomet und Prometheus —

zeigt ſich ſofort, daß Goethes Erinnerung ſelbſt an das im Text einſt Abgeſchloſſene nur ſehr undeutlich war, wenn er nicht, wie beim Eingangslied des Mahomet oder beim Urfauſt, Verſe wörtlich im Gedächtnis bewahrte.

Über die Wirkungen ſeiner Arbeiten ſpricht ſich der Dichter, entgegen jener Rezenſion, die zuerſt ſeine Anforderung an den Autobiographen formulierte, nur in wenigen Sätzen aus; er konnte allerdings den Erfolg eines Götz und Werther nebſt ihren literariſchen Nachwirkungen als bekannt vorausſetzen, und brauchte nicht triumphierend auf die Abhängigkeit der geſamten ſpäteren Literatur von ſeinen Hauptwerken hinzuweiſen; trotzdem zeigen ſeine Studien zum Siegwart,[1]) daß er urſprünglich doch mehr zu geben gedacht hatte, als ſchließlich zur Ausführung gekommen iſt; auch die Genoſſen des Sturm und Drangs erſcheinen bei ihm als unabhängigere Geiſter, als ſie in der Tat geweſen ſind, wenn Lenz' allzu dreiſter Anſpruch auf Originalität auch einmal zurückgewieſen wird; nur Wagner wird — wie ich meine mit Recht — als Plagiator gebrandmarkt:[2]) die Entlehnungen, an ſich im 18. Jahrhundert nicht auffällig, ſind denn doch einem ihm nur vertraulich mitgeteilten Dichtwerk entnommen und auch den Stoff hätte der Dichter unter dieſen Umſtänden aufgeben müſſen, ſelbſt wenn zugegeben wird, daß er ſeinen Plan auch unabhängig hätte finden können.

Wir dürfen Goethe als den Schöpfer der modernen literarhiſtoriſchen Methode anſprechen, denn er hat zuerſt gelehrt, alle Faktoren, die für die Entſtehung eines poetiſchen Werkes in Betracht kommen, gleichmäßig zu beachten. Daß er dieſe neue Anſchauungsweiſe bei den eigenen Werken durchführte, iſt von weittragender Bedeutung für die Wiſſenſchaft geworden, die ſich ſeit-

dem gewöhnt hat, Dichtung überhaupt mit der Goethiſchen Form der Poeſie zu identifizieren und überall die individuellen Beziehungen herauszufinden, die ein beſonderer Vorzug von Goethes Kunſtweiſe ſind; es war notwendig, daß bei der Betrachtung von Epochen und Völkern, bei denen die Dichtung mehr Geiſtes- als Herzensſache iſt, eine gewiſſe Reaktion gegen jene auf Goethe zurückgehende Betrachtungsweiſe eintreten mußte: Goethe ſelbſt iſt an der unzuläſſigen Anwendung ſeiner Gedanken durchaus unſchuldig, denn niemand hat die individuelle, aus den Erfahrungen des eigenen Lebens und der eigenen Zeit zu erklärende Form ſeines Talentes entſchiedener betont als er ſelbſt.

Daß er für ſeine Werke den richtigen Weg gewieſen, wird niemand mehr beſtreiten, daß er ſelbſt ihn immer gefunden, kaum jemand behaupten wollen. Er iſt bald zu weit gegangen in der Suche nach Anknüpfungspunkten im Leben, wie beim Mahomet, hat wichtige Motive abſichtlich oder unabſichtlich unterſchätzt — man denke an die freiheitliche Tendenz des Götz und des Egmont — oder gar, wie bei letztgenanntem Drama, im Dämonismus einen Gedanken da untergeſchoben, wo man höchſtens von einer unbewußten Tendenz ſprechen darf. Die Fehlerquellen liegen zu Tage: ſie entſtammen einerſeits aus dem für das Geheimnis des Schaffens am meiſten verſagenden Gedächtnis, anderſeits aus einer halb bewußten Neigung zum Abſchwächen und Mildern; erſtere iſt im zweiten Teil beſprochen, letztere mag in einem der folgenden Abſchnitte in ihren Wirkungen verfolgt werden.

Memoirenhafte Elemente.

Wenn man Goethes Äußerungen über Memoiren und Selbſtbiographien zuſammenfaſſend überſchaut, ſo gewinnt man den Eindruck, daß der Dichter mehr noch durch ihre Schilderung der Zeiten und Lebensbetätigungen aller Art angezogen wurde, als durch die Selbſtdarſtellung der Charaktere. In ſeiner oft angeführten programmatiſchen Rezenſion ſteht daher die Forderung, unbedeutende wie bedeutende Perſönlichkeiten der Nachwelt zu überliefern und der großen Weltbegebenheiten zu gedenken, an erſter Stelle, mit der bekannten Motivierung, „daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich ſchreibt“, in unſerer ſchnellebigen Zeit — wie man heute ſagen würde — „kaum einen Begriff hat von dem, was vor 30 oder 40 Jahren eigentlich geweſen iſt“.

Danach hat ſich Goethe von Anfang an gerichtet; obwohl nachweislich die bedeutendſten memoirenhaften Partien dem alten Manuſkript noch fehlten, fiel bereits den erſten Hörern auf, daß er die Aufgabe weitherziger betrachtete als die meiſten Selbſtbiographen, und die Umarbeitungen brachten eine fortgeſetzte Vermehrung dieſes Stoffes. Mit Rückſicht auf den Wunſch des Dichters, der Nachwelt ein getreues Abbild ſeiner Kulturepoche zu überliefern, kann man alle dieſe Schilderungen als Einheit anſehen. Betrachtet man ſie indeſſen aus dem Geſichtspunkt ihrer

Bedeutung für die Bildungsgeschichte des Schriftstellers und Menschen Goethe, so ergeben sich zwei ganz verschiedene Gruppen: Personen und Dinge, die bewußt oder unbewußt an der Gestaltung seines Wesens mitgeformt haben, und solche, die er nur kennen gelernt, denen er als interessierter Zuschauer beigewohnt und die er für erzählungswürdig gehalten hat. Erstere — seine Heimatstadt, das Erdbeben von Lissabon, Herder — ordnen sich von selbst in den Gang seiner Bildung ein, letztere — die Kaiserkrönung, die alten Frankfurter Originale, der Einzug Marie Antoinettens — bedurften der stilistischen Einarbeitung in die Biographie, um nicht allzu episodenhaft zu erscheinen. Daran hat Goethe seine unvergleichliche Kunst gewandt; wie glücklich, einer Rahmenerzählung vergleichbar, schlingt sich die Gretchenliebe um die pomphaften historischen Bilder der Krönungsfeierlichkeit, wie eng scheint Marie Antoinettens Reise durch ethische, politische, kunstgeschichtliche Wahrnehmungen mit dem Straßburger Leben des jungen Studenten verbunden, wie geschickt führt er sich selbst als Teilnehmer an den Gesprächen und Handlungen jener alten Frankfurter ein, die sich durch ihre Werke und ihr Betragen selbst charakterisieren müssen!

Von den Städten, in denen sich der junge Goethe bewegt, sind nur Frankfurt und Leipzig ausführlicher geschildert; Wetzlar, uns Heutigen als altertümliche, verträumt schlummernde Kleinstadt lieb, bot dem Besucher des 18. Jahrhunderts nicht viel mehr als das typische Bild eines mitteldeutschen Städtchens, für deren idyllische Seiten Goethe sein Herz allmählich verschlossen hatte. Straßburg, in der Umwandlung in eine moderne Stadt begriffen, halbschürig und uneinheitlich, schien ebensowenig Anspruch auf besonderes Interesse zu haben, sodaß Goethe als Memoirenschreiber sich gern von der Pflicht eingehenderer Darstellung

dispensierte, die ihm, dem Selbstbiographen, keineswegs oblag; denn das Äußere verliert mit wachsendem Alter die Macht über die Seele der Menschen, die es in der ersten Jugend hat. An dieser Skala gemessen kam Frankfurt der erste Rang zu, den ihm auch der Sohn der Stadt als Ehrenplatz anzuweisen schuldig war. An zweiter Stelle mußte Leipzig stehen, wo sich ihm die Tore des eigenen selbständigen Lebens geöffnet hatten.

Die Schilderung des alten Frankfurt ist viel bewundert, öfters analysiert, nicht selten nachgeahmt worden. Ihr Aufbau gemäß dem sich erweiternden Gesichtskreis des Knaben ringförmig gestaltet — auf die Beschreibung des Hauses folgt die Ansicht der Straße, ein Spaziergang gibt das Bild der Stadt mit den nächstliegenden historischen Denkmalen und Erinnerungen, deren Leben sich nun auch auftut, sodann fällt der Blick auf die Umgebungen, bis die wachsende Intelligenz auch das intimere geschichtliche und ökonomische Verständnis der Besonderheiten städtischen Wesens ermöglicht[1]) — ist schlechterdings unübertrefflich. Alle Spuren der Arbeit sind verwischt, wir meinen mit den Augen des naiven Kindes die Dinge zu sehen, die Goethe aus der Erinnerung, aus den Reisenotizen 1797, aus den Frankfurter Chroniken zusammengearbeitet hat; nur ein sehr aufmerksamer Leser sieht vielleicht in der Hand des diktierenden Dichters den Stadtplan, der zur Grundlage der Darstellung dient, denn Goethe hat verstanden, alles Schematische durch häufige Unterbrechungen dieser Schilderungen mit Familienerinnerungen und Bildern durchaus fern zu halten.

Während sich die kindliche Einsicht die Vaterstadt von ihrem Mittelpunkte aus hatte erobern müssen, kam der junge Student als Fremder, von außen, in wörtlichem und übertragenem Sinn an Leipzig heran. In gleicher Weise führt uns der Dichter in die Stadt: das Bild bewegten Treibens zur Messezeit eröffnet

die Erzählung, die Stadt tritt sodann nach dem Verschwinden des bunten Lebens hervor, seine Studentenwohnung wird schnell abgetan. Der besondere Charakter des obersächsischen Daseins kann dem Neuling freilich erst nach einiger Zeit bewußt werden;[1]) seine nicht durchaus erfreulichen Erfahrungen auf diesem Gebiet schließen sich daher erst an, nachdem der Leser flüchtig mit den ersten Eindrücken vom akademischen Leben der Musenstadt bekannt geworden ist. An Einzelheiten war in dem damals wie heute überwiegend modernen Ort kaum etwas besonderes auszuzeichnen, die Umgebung war zwar mehr nach dem Geschmack des 18. als nach dem unseres Jahrhunderts, doch bot sie auch unter diesem Gesichtspunkte nicht eben viel Beschreibungswürdiges uud Goethe beschränkt sich mit Recht auf ein paar Worte über das charakteristischste Gebäude des alten Leipzig, die Pleißenburg, bei Gelegenheit seines Zeichenunterrichts. So war die Aufgabe also eine ganz andere, als die für Frankfurt gelöste; Goethe hat es verstanden, diesen Kontrast auszunützen und hat mit wenigen glücklichen Strichen die moderne Großstadt der altertümlichen gegenübergestellt.

Nur noch eine ausführliche architektonische Schilderung enthält die Selbstbiographie neben einer Reihe flüchtigerer Reiseskizzen, die große Analyse der Fassade des Straßburger Münsters, eine freundliche Empfehlung für die Bestrebungen der jungen rheinischen Freunde, aber auch eine energische Erklärung, daß die neuen Tendenzen nur eine Wiederaufnahme eigener (überwundener) Bestrebungen seien. Trotz dieses stillen Vorbehaltes ist Goethe die Architekturschilderung meisterhaft geglückt, und das ästhetische Verständnis der Gothik ist gewaltig durch die Würdigung unseres größten Schriftstellers an so augenfälliger Stelle gefördert worden: Die kunstvolle Disposition des ganzen Abschnitts konnte schon bei der Darstellung seiner Entstehung berührt werden.

Goethe hat als Mitlebender und ſpäterhin auch Mithandelnder an einer der wichtigſten Epochen der deutſchen Geſchichte teilgenommen, an der tiefgreifenden Umwandlung, die langſam den ſiechen Körper des verrotteten alten Reiches ergriff und jenen Verjüngungsprozeß einleitete, der erſt im 19. Jahrhundert zum Abſchluß gelangt iſt. Er konnte das, was ſich vorbereitete, noch nicht abſehen, am wenigſten in den Jahren, in denen er, an der Biographie arbeitend, das ſelbſtändige politiſche Daſein des deutſchen Volkes für erloſchen hielt; ſo ging ihm auch die Möglichkeit ab, Etappen der Entwicklung zu erkennen und den hiſtoriſchen Stoff zu gliedern. Die Ereigniſſe erſchienen ihm in ihrer Vereinzelung, und hauptſächlich unter dem Geſichtspunkte intereſſant, wie ſie das Leben beeinflußten. Daher iſt der ſiebenjährige Krieg nur nach ſeiner Bedeutung für das Familienleben der Goethe-Textorſchen Verwandtſchaft behandelt, ſpäter nach ſeinen literariſchen Folgen, und ſelbſt die Schlacht bei Bergen löſt mehr eine Hauskataſtrophe aus, als politiſche Gedanken und Pläne.

Erſt ſpät und fragmentariſch gibt der Dichter eine allenfalls politiſch zu nennende Überſicht der Zeitſtimmung des vorrevolutionären Deutſchland,[1]) auf deſſen Geiſt allerdings ſchon gelegentlich ſeiner Advokatur und der neuen Entwicklung des Theaters hingedeutet wurde,[2]) als er das Bedürfnis fühlt, auf ſeine künftige Stellung im ſtaatlichen Leben vorzubereiten, — zu ſpät, um noch die Kraft zu weitergreifender Charakteriſtik zu finden: ein hiſtoriſches Dokument in Überſetzung — Huttens Brief an Pirkheimer — muß Seiten füllend für den Verfaſſer eintreten.

Somit hielt ſich Goethe mehr an das Äußerliche hiſtoriſcher Vorgänge. Ein Prunkſtück in der Wirklichkeit wie in der Biographie iſt die Kaiſerkrönung, ein lebendiges Symbol vergangener Herrlichkeit, an alle die großen Jahrhunderte deutſcher Geſchichte

erinnernd, und doch gleichzeitig nur noch ein bunter Schleier über einer troſtloſen Wirklichkeit.[1]) Goethe hat als Künſtler die farbigen Bilder eines altdeutſchen Feſtes an den Augen der Leſer vorüberziehen laſſen, aber er hat zugleich als Hiſtoriker verſtanden, die klaffenden Lücken zu zeigen, durch die die Nichtigkeit und die Belangloſigkeit der erſtarrten Zeremonie, die allen realen Verhältniſſen Hohn ſprachen, überall hindurch ſchien. Auf das Mißverhältnis im nur halb archaiſchen Koſtüm iſt zweimal hingewieſen;[2]) der Fürſt iſt zu klein und zu ſchmächtig für die Tracht der alten Kaiſer;[3]) der geſpenſterhafte Eindruck des halbleeren Speiſeſaals läßt mit einem Blick die wahre Lage erkennen;[4]) und bei allen pomphaften Feierlichkeiten ſchaut das ironiſche Geſicht des Churbrandenburgiſchen Geſandten parodiſtiſch zu; die Schilderung der beide Seiten der Feſtlichkeiten verkörpernden Illuminationen ſchließt zweideutig den ganzen Abſchnitt. Goethe ſpricht ſelbſt von dem künſtleriſchen Aufbau der Krönungsfeierlichkeiten, die ſich allmählich aus untergeordneteren Vorgängen zu immer höheren Stufen erheben, bis zuletzt der Kaiſer in Perſon in den Mittelpunkt tritt und ſich alles zugleich um und unter ihn ordnet. Er hat dieſen Vorteil des Vorganges aber auch ſtiliſtiſch voll auszunutzen verſtanden, und durch die Einlagen geſchickt Ruhepunkte für den Blick geſchaffen, anderſeits durch beſtändige Parallelen zu älteren Krönungen die Eigenart der gegenwärtigen beſſer herauszubringen gewußt. Mit weiſer Kunſt iſt die Schilderung auf ihrem Höhepunkte abgebrochen: große Erlebniſſe oder Ereigniſſe mag der Künſtler ausklingen laſſen, ohne unſer Intereſſe zu verlieren; Feierlichkeiten, die nichts anderes darſtellen, als ſich ſelbſt, laſſen einen trüben Eindruck zurück, wenn man dem Verlaufen des Volkes und der Auflöſung des Gepränges beizuwohnen gezwungen iſt.

Wie dieſe Krönung, ſo trägt auch die Einholung der franzöſiſchen Königin ein Janusgeſicht: ein Vorgang der fröhlichen

Gegenwart, auf die Hoffnung einer glücklichen Zukunft deutend, hat für den späteren Erzähler und Leser, der den traurigen Ausgang der Wirklichkeit bereits kennt, immer etwas Symbolisches; es bedurfte nur einer leisen Verstärkung und Unterstreichung der vordeutenden Momente, um auch dieser Erzählung einen über die bloße Schilderung hinausreichenden Wert zu verleihen. Die Gobelins im Hauptsaal des Empfangsgebäudes versprechen nichts Gutes und wenn Goethe die Anordnung, daß die junge Königin auf ihrem Wege keine Krüppel und keine ekelhaften Krankheiten sehen soll, als „ganz vernünftig" bezeichnet, so fühlen wir doch, wie dies künstliche Schließen der Augen über zu Tage liegende Gebrechen mehr bedeutet, als eine berechtigte Schonung empfindlicher Nerven.

Die Trennung von bleibenden und vorübergehenden Eindrücken gilt für alle Gebiete seines Lebens, nur nicht für das literarische; denn hierhin zogen ihn seine frühesten Neigungen und in ihm betätigte sich seine erste Schöpferlust; nichts, was ihm nahe kam, konnte ihn ganz unberührt lassen, anziehend oder abstoßend wirkte Großes wie Kleines. So nennt Goethe von der Kindheit an eine ganze Reihe von Büchern, die ihm die ersten literarischen Eindrücke vermittelten, und dem gereimten geographischen Schulbuch ist ebenso gut wie dem Robinson Crusoe sein gebührender Platz eingeräumt. Aber analysiert werden doch nur Eindrücke, denen mehr als nur individuelle Bedeutung zukommt. Die gewaltige Erschütternng, die Klopstocks Auftreten in Deutschland hervorrief, ist dem deutschen Publikum durch die Goethische Anekdote unvergleichlich klarer geworden,[1]) als sie es je durch eigene Lektüre des voluminösen Werkes werden könnte, und daß die Fundamente seiner menschlichen und literarischen Bildung in der Bibel lagen, erläutert die freie Paraphrase der Urgeschichte

deutlicher, als es eine lange Auseinandersetzung darüber hätte tun können, was dem Knaben die Bibel gewesen sei.

Goethe sucht für jede Art literarischer Eindrücke seine besondere Form. Als ihn das französische Theater zuerst zu eigenen Versuchen anspornt, gibt er in kurzen Strichen mehr die Konturen französischen Theaterwesens, als daß er es eigentlich charakterisierte,[1]) Heinzels „Primäre Eindrücke" vorwegnehmend und manche auffallende Äußerlichkeit miteinschließend. Für den Kenner der französischen Schaubühne ist durch Nennung einer ganzen Reihe von Stücken, deren sich der Dichter zu erinnern meinte, zur Genüge gesorgt.

Eine zusammenhängende Übersicht über den Stand der Literatur hat Goethe erst da gegeben, wo seine selbständige Produktion einsetzt, nachdem er seine Jugendarbeiten in dem großen Autodafé der verdienten Vernichtung preisgegeben hatte. Sie zeigt wie alle großen Episoden eine kunstvolle Gliederung, die diesmal äußerlicher als sonst durch erzählende Abschnitte gegeben ist, aber doch sehr geschickt an Namen und Tatsachen aus der Literaturgeschichte anknüpft. Die gesamte Darstellung ist nicht eigentlich chronologisch, sondern unter der Annahme eines inneren Fortschrittes in der Entwicklung der Literatur pragmatisch abgefaßt. Der erste Abschnitt gibt die Genesis der in den vierziger Jahren herrschend gewordenen Plattheit, welche durch den an sich berechtigten Widerspruch der Satiriker und Kritiker gegen den alten Mischmasch und Schwulst der vergangenen Jahrzehnte entstanden sei. Der Herrscher dieser Epoche, Gottsched, den Goethe in Leipzig als gefallene Größe noch gekannt hat, ist in der ersten Pause der historischen Darstellung durch jene berühmte Episode unvergänglich charakterisiert worden. Der Wechsel des Mittagstisches führt den Dichter in Kreise, die der modernen Literatur näher stehen, und leitet zu dem Fortgang des Referates

über. Stoffmangel und geschwätzige Breite scheinen dem Dichter die Hauptfehler der vorigen Epoche — wie dem letzteren Übelstande abgeholfen wurde, berichtet der zweite Paragraph. Lessing, Klopstock, Gleim, Rammler erhalten ihren verdienten Anteil am Lob, Wieland, das „schönste Naturell" der Gruppe, wird mit Recht herausgehoben, da die nahe Verwandtschaft der Poesie des Leipziger Studenten mit den Dichtungen der dritten Phase jenes in die Angen fällt. Die Ausbreitung des Geistes dieser Zeit wird auch über die anderen Fächer verfolgt und Theologen, Ärzte, Juristen legen Zeugnis ab für die schnelle Ausbreitung einer gefälligeren Schreibart. Doch noch immer bleibt der Mangel an ernstem Gehalt in der Poesie fühlbar; was man auch für Ratschläge zur Erweiterung des Gesichtskreises gab — Kleists Bilderjagd zum Beispiel — konnte einer unerfahrenen Jugend nicht weiter helfen, wenn sich der Leipziger Student auch bemühte, nach dem neuen Rezepte zu arbeiten, wie ein kleines, vielleicht nur fingiertes Gedicht belegt. Der dritte Abschnitt zeigt, wie Lessing für sich dem fühlbarsten Mangel unserer Poesie abhilft, indem er einen interessanten Stoff von symbolischem Zeitgehalt ergriff. Möglich wurde ihm das freilich erst, nachdem Friedrichs große Persönlichkeit der Epoche inneren Wert verliehen hatte. Goethe ist auch in dieser Skizze seinem Programm gemäß über das für ihn Notwendige hinausgegangen, denn mit überraschender Wendung erklärt er zum Schlusse, daß ihm, dem außerhalb des Kreises der Weltbegebenheiten ohne eine wahre Anschauung großer Ereignisse Lebenden, dieser Fortschritt auch nicht habe helfen können, so daß er doch auf sich, sein Herz und seine enge Welt gewiesen blieb.

Der Einwand allzu großer Ausdehnung, den man unbedacht gegen einen Abschnitt erhoben hat, der sich nicht an Literarhistoriker wendet, sondern ein schnell vergessendes Publikum an die Ver-

dienſte würdiger Bahnbrecher der Gegenwart erinnern will, iſt gegenüber den ferneren literariſchen Überſichten beim beſten Willen nicht mehr zu erheben. Denn wenn Goethe im ſiebenten Buche in der Weiſe der Kunſtbetrachtung des „Winkelmann“ ein objektives Bild ohne engere Beziehung auf das eigene Schaffen gegeben hatte, dem Leſer die meiſten Folgerungen zu ziehen überlaſſend, ſo hat er die Skizzen zur franzöſiſchen Literatur im elften und zur engliſchen im dreizehnten lediglich mit Rückſicht auf das bearbeitet, was ſie ihm geboten hatten, ohne weiter zu fragen, ob ein objektives Bild deſſen, was ſie in Wirklichkeit geweſen waren, entſtände. Und darüber hinaus iſt ſogar der wichtigſte Anreger des jungen Goethe, Shakeſpeare, keineswegs nach ſeiner vollen Bedeutung für den Dichter gewürdigt, ſondern ſtatt deſſen ein nicht ohne weiteres verſtändlicher Hinweis auf den Wilhelm Meiſter gegeben, in dem ja die Jugendeindrücke wirklich unübertrefflich dargeſtellt worden waren.

Die erſte Überſicht über die deutſche Literatur hatte bis etwa 1765 gereicht; ſie hatte das Theater verhältnismäßig am wenigſten berückſichtigt, wenn ſie auch in einem Lob der Minna von Barnhelm gipfelte. Zum Götz holt Goethe einen Teil des Verſäumten nach, das bürgerliche Drama und das Luſtſpiel in ſeinen antiariſtokratiſchen Tendenzen ſkizzierend,[1]) eine Vorbereitung auf das allerdings nur in dieſem Grundzug mit jenen verwandte Ritterdrama, deſſen weſentliche Unterſchiede durch den Kontraſt um ſo wirkſamer gehoben werden.

Auch auf literariſchem Gebiete werden die Exkurſe mit dem Fortſchreiten der Biographie ſpärlicher, was nur zum Teil durch die ſich verringernde Neigung zu biographiſcher Arbeit zu erklären iſt, ſeinen wichtigſten Grund vielmehr darin hat, daß der junge Dichter ſelbſt immer mehr in den Mittelpunkt der literariſchen Bewegung rückt, ſo daß ſeine Entwicklung und

die ſeines engeren Kreiſes allmählich mit der unſerer Literatur identiſch wird.

Anders iſt der tatſächliche Verlauf auf dem Gebiete der bildenden Kunſt geweſen. Hier iſt Goethe in der ganzen dargeſtellten Epoche nur ein Schüler und hat auch keinerlei Anſpruch erhoben, mehr zu ſein. Er referiert treulich über die Bildungskreiſe, in die er im Laufe der Zeit trat, zunächſt die Frankfurter Lokalſchule auf Grund literariſcher Quellen kurz charakteriſierend, ſodann Leipzig als Kunſtſtadt, ferner die Dresdner Galerie, den Straßburger Münſter, ſchließlich den Mannheimer Antikenſaal und Lebruns Familienbild ſchildernd, ohne bei alldem den Ton einfachen Berichtes zu überſchreiten; zahlreich ſind daneben die Erwähnungen einzelner künſtleriſcher Eindrücke, ein lebendiges Bild deſſen vermittelnd, was der junge Dichter vor Augen ſah, doch keineswegs — abgeſehen allein von der Schilderung des Münſters — mit dem zu vergleichen, was er über Literatur zu ſagen hatte. Und doch bereiten ſich in jenen Jahren die großen Wandlungen des Stils vor, die dem Rokoko den Garaus machten und über den Zopfſtil zum Empire führten: eine der in ihren Motiven intereſſanteſten Wandlungen, auf die Goethe wohl gelegentlich (bei der Erwähnung Oeſers vor allem) hindeutet, ohne doch ein wirkliches Bild, weder der alten Zeit, noch des werdenden Neuen zu geben. Vorausſichtlich hatte ſich der Dichter die Schilderung ſeiner Geſchmackswandlung auf einen ſpäteren Band verſpart, denn die Andeutung beim Beſuche der Mannheimer Sammlung, daß in ſeinem Geſchmack ſich noch tief greifende Änderungen vollziehen würden, trägt ausgeſprochen vorbereitenden Charakter.

Seit Leſſing die deutſchen Schriftſteller gelehrt hatte, die Beſchreibungen in Handlung umzuſetzen, war in Deutſchland das

deſkriptive Genre in Verruf gekommen. Goethe war ein Anhänger der neueren Schilderungsweiſe, und die Eigentümlichkeiten etwa der Frankfurter Stadtbeſchreibung wiederholen nur die Methode, die er in Hermann und Dorothea angewandt hatte, um dem Leſer den reichen Beſitz des Gaſtwirts vor Augen zu bringen.[1]) Es lag nahe, im Gegenſatz zu der vergangenen Zeit, die in Charakteriſtiken ihren Stolz geſucht hatte, bei der Schilderung des Inneren eines Menſchen in einer Weiſe zu verfahren, die ſich für ſein Äußeres ſo bewährt hatte und den Charakter in Handlung umzuſetzen. Beſonders anziehend mußte eine ſolche Behandlungsart Goethe ſcheinen, der die Dinge lieber in der Entwicklung, als abgeſchloſſen, lieber handelnd und bewegt, als ruhend betrachtete und ſchilderte.

In ſeinen Dichtungen läßt ſich eine gewiſſe Vereinfachung der Charakteriſtiken in dieſer Richtung verfolgen. Der Wilhelm Meiſter iſt wortreicher als die Wahlverwandtſchaften, die immer nur knapp die äußeren Bedingungen, unter denen jemand aufwuchs, ſeine wichtigſten Erlebniſſe und Taten, einen oder den anderen Hauptzug herausheben, während die anderen Eigenſchaften ſich im Laufe der Erzählung an den Geſchehniſſen offenbaren. In Dichtung und Wahrheit kommt noch das Bewußtſein der Verantwortlichkeit hinzu, die zu ſchildernde Perſönlichkeit auch wahrheitsgemäß zu treffen, nicht momentane Neigungen oder Launen mit Charakterzügen zu verwechſeln, nicht das Vorübergehende an Stelle des Dauernden zu ſchildern.

Goethe hat den Leſer mit der ſchwierigen Lage, in der er ſich gegenüber komplizierteren Charakteren befand, bekannt gemacht. Von ſeiner Schweſter kann er nur ſchwer[2]) einen richtigen Begriff übermitteln: „Nur durch das genauſte Detail, durch unendliche Einzelheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem ſie aus einer wunderſamen Tiefe hervorſpringen, eine

Ahnung von dieſer Tiefe geben; nur auf ſolche Weiſe hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorſtellung dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit mitzuteilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, inſofern ſie fließt.“ Das Gleiche wiederholt ſich bei Lenz. Goethe will von ſeinem Charakter mehr in Reſultaten als ſchildernd ſprechen, weil es unmöglich wäre, „ihn durch die Umſchweife ſeines Lebensganges zu begleiten und ſeine Eigenheiten darſtellend zu überliefern“.

Der Dichter ſah alſo, daß er auf die beſten Arten, Charaktere zu zeichnen, von vornherein verzichten mußte, denn der Raum und — für weitaus die meiſten der Geſchilderten — auch das Material wollte nicht ausreichen, das wünſchenswerte lebende Bild zu geben; die ältere Weiſe, wie ſie ſich bei den ſpäteren griechiſchen Hiſtorikern entwickelt hatte, und ſeitdem dauernd feſtgehalten worden war, mußte doch immer wieder ergänzend eintreten. Indeſſen vereinfacht Goethe auch hier entſchieden, und man braucht ſich nur an Rouſſeaus verwickelte und gelegentlich recht unwahrſcheinliche Charakterſkizzen zu erinnern, um Goethes auf das Herausbringen von einfachen Hauptzügen gerichtetes, der pſychologiſchen Konſtruktion abholdes Verfahren ſchätzen zu lernen.

Auch hier bindet ſich der Dichter an keine Schablone; er kennt den Wert des Sinnfälligen und ſkizziert gern das Äußere, einſchließlich des Koſtüms: Behriſch, Salzmann, Jeruſalem und Herder ſtehen in ihrer Tracht vor unſeren Augen, der Wuchs iſt ſelten zu erwähnen vergeſſen, und der einſtige Mitarbeiter der Phyſiognomik weiß den Zügen ſeiner Schweſter, Herders, Lenz' mancherlei abzugewinnen, auch die Farbe der Augen und des Haars iſt kaum je vergeſſen, und auf den Höhenpunkten der Erzählung gelingt es, eine charakteriſtiſche Bewegung im Fluge aufzufaſſen und für lange Auseinanderſetzungen eintreten zu laſſen, wie jenes Augenzwinkern Hofrat Huisgens,[1]) der die Fehler in

Gott entdeckt hat, wie Gottscheds grandiose Ohrfeige in Verbindung mit dem Aufsetzen der Perücke[1]) oder das entzückende „Streichen" seiner einstigen Braut.[2])

Von Männern, die er nur flüchtig gesehen, gibt er lediglich den Gesamteindruck, von denen, welche er gut gekannt, die aber nur episodisches Interesse haben, am liebsten eine charakteristische Anekdote oder eine kurze, vom Äußern zum Benehmen und Wesen fortschreitende Schilderung,[3]) niemals eine psychologische Analyse, die vielmehr solchen Männern und Frauen vorbehalten bleibt, die bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt haben; auch hier stuft Goethe sorgfältig ab. Die jungen Mädchen, denen er sein Herz geschenkt, werden lieber in Äußerlichkeiten, in instinktiven aus ihrer Natur sich ergebenden Handlungen gezeigt, als daß er versuchte, in ihrem noch nicht entfalteten Charakter zu lesen. Die in ihrem Wesen Abgeschlossenen, Junge wie Alte, werden in scharf umrissenen Bildern hingestellt, Öser sogut wie Behrisch, Salzmann wie die Gebrüder Schlosser, Basedow wie Fritz Jacobi. Besonderes psychologisches Interesse bringt er, wohl noch vom Wilhelm Meister her, religiös gestimmten Geistern entgegen: Fräulein von Klettenberg wird wiederholentlich vorgeführt wie Jung, für den wir auch ein besonderes Studienblatt zur Erfassung seiner Individualität besitzen;[4]) beides Auszeichnungen, die sonst nur problematischen Naturen zu teil geworden sind: Herder, Lenz, Merck, Lavater, Cornelie. Hier hört das Schematische vollends auf, da man den natürlichen Weg, den der Dichter befolgt, wenn er zunächst stets das Äußere seiner Bekannten schildert, sie möglichst in charakteristischen Lagen vorführt, unmöglich als Schema ansprechen kann. Doch gehen einige technische Kunstmittel durch, auf die ein Hinweis lohnt.

Er gibt auch hier nicht ein unendliches Detail, sondern Hauptzüge, die er, der „gegenständliche Denker", an Beispielen

entwickelt:[1]) Herder muß Goethe sofort das Gefallen an seiner Siegelsammlung verleiden, damit seine spöttische Ader hervortrete; was nicht so zu erledigen ist, wird am liebsten mit der Physiognomie in Beziehung gesetzt, wie etwa viele Seiten von Corneliens Wesen. Um Eindringlichkeit des Bildes zu erreichen, zeigt Goethe gern dieselbe Eigenschaft wiederholt, indem er andere, nebensächlichere Dinge dazwischen schaltet. Auch hier sei wieder auf Herder exemplifiziert, dessen besondere Gabe, das, was dem jungen Dichter Freude machen könnte, zu verekeln, dreimal, am Anfang, in der Mitte und am Ende der Darstellung der ersten Bekanntschaft mit Beispielen belegt wird, während die dazwischen liegenden Abschnitte zur Entwicklung seines bedeutenden positiven Einflusses verwendet werden. Schon die Disposition verwirklicht das Bild, das die ersten Zeilen für Herders Wesen gefunden hatten, als sie von einem wechselnden anziehenden und abstoßenden „Puls" sprachen. Die in den Fortgang der Selbstbiographie eingestreuten ferneren Erwähnungen des älteren Klassikers sind auf den gleichen Ton gestimmt, und immer wieder wird die abwechselnd anspornende, dann niederschlagende Einwirkung erwähnt. Ähnlich ist die Disposition bei Lenz' Charakteristik die auf den in seiner Selbstquälerei sich einenden Gegensatz der poetischen Phantasie und des Hanges zur Intrigue gestellt, aber noch mehr gespalten worden ist, indem die Besprechung des Äußeren und eine eilige Schilderung des Menschen vorausgesandt,[2]) eine eingehendere Darstellung des Verhältnisses zu Goethe vorbereitet.[3]) Einzelbelege folgen auch hier in den späteren Büchern verstreut dem Gesamturteil. Noch ähnlicher als Lenz' ist der Herderschen Charakteristik die Merck's geraten, die auf das Stichwort des „Mephistophelischen" hin gearbeitet ist, nur daß der Dichter hier den Freund seine unangenehmen Seiten mehr gegen andere als gegen sich richten läßt.

Anders ist Lavaters Schilderung angelegt: wir besitzen hier zufällig in einem Goethischen Brief einen autentischen Beweis, daß diese Teilungen der Charakteristiken wirklich vorbedacht waren,[1]) wie wir an der gleichen Stelle uns überzeugen können, daß er auch theoretisch das Prinzip ausspricht, daß sich „aus kleinen Zügen die Imagination die Individualität gern zusammen" bilde, nur hat freilich die Kraft Goethes im 19. Buch nicht mehr ausgereicht,[2]) die älteren Skizzen noch zusammenzuarbeiten. Ähnlich steht es mit der eigentümlichen wiederholenden Umschreibung der früheren Schilderungen Corneliens im 18.,[3]) die doch all zu wörtlich mehrfach Gesagtes wiederaufnimmt, um noch in künstlerischem Sinn nur der Eindringlichkeit zu dienen. Gerade nach der Seite der Menschenschilderung versagt ja der vierte Band am meisten, und wie der Dichter hier sich wiederholt, dort alte Blätter unverändert abdrucken läßt, so verweist er an anderer Stelle, für Bodmer, auf einen Kupferstich,[4]) und läßt für den Grafen Stolberg und für Dr. Hotze Lavaters Physiognomik eintreten — freilich ist letzterer bisher noch nicht zu seinem Rechte gekommen, da Eckermann seine Charakteristik nicht aus den vier Folianten herausfinden konnte.[5])

Seine Schwester ist zusammenfassend charakterisiert, wenn sich auch aus der Entwicklung, in der sie gezeigt wird, eine gewisse Zersplitterung ergibt; sein Vater wird nur gelegentlich geschildert; trotzdem ist sein Bild eines der eindrucksvollsten des Buches geworden. Denn hier verwendet Goethe mit bestem Erfolge das von ihm häufig angewandte und gelegentlich ausdrücklich gelobte Mittel des Kontrastes widerstreitender Charaktere,[6]) um die Eigenheiten des einzelnen desto besser herauszubringen; der Vater wird im Gegensatz zur Mutter, zur Schwester, zum Sohne als ruhig auf seinen Sinn beharrend, ohne rechten Begriff des Mißverhältnisses zwischen seinen abgeschlossenen Ansichten und

den ſich bildenden der anderen dahinlebend, in ſeiner Art das Beſte wollend und aus mangelndem Mitfühlen ſo oft verfehlend, immer nur handelnd gezeichnet. Der Mutter, die ſtets mitlebte und miterlebte, gegenüber verſagte dieſes Mittel, ſie ſollte daher an paſſender Stelle ihren beſonderen Abſchnitt, ihre Ariſteia, wie der Dichter in Nachahmung der Überſchriften der homeriſchen Geſänge ſagte, erhalten; auch hier mangelte dem Greis die Kraft Eigenes zu ſchaffen und ſeine Kompilation aus Bettinas Briefen[1]) iſt zum gewünſchten Zwecke noch unzureichender, als die anderen Hilfsmittel zum Abſchluß des Unternehmens; doch ſcheinen hier die Herausgeber im Unrecht, als ſie dieſe Partie — weil ſchon gedruckt[2]) — ausſchieden, denn wenn der Leſer auch kein kunſtvolles Charakterbild mehr vorfand, ſo hätte er doch die echte Liebe wiedererkannt, der es ſo ſchwer wird, über das zu ſprechen, was ihr am teuerſten auf der Welt iſt.

Goethe ſchildert nicht nur Charaktere, ſondern er urteilt auch, gerade dadurch die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung zeigend. Der kühle Hiſtoriker wird ſolchen Meinungsäußerungen immer bedenklich gegenüberſtehen, da die Maßſtäbe zu verſagen ſcheinen, die ein abſolut gültiges Werturteil als Grundlage verlangt. Goethe hatte ein ſolches zu geben nicht beanſprucht. Schon der flüchtige Beobachter ſieht, daß er das ſoziale Verhalten des Einzelnen zum Maßſtab ſeiner Schätzung macht, genauer ausgedrückt, die mehr oder minder entwickelte Fähigkeit, anderen in der freien Betätigung ihres Weſens zu helfen, alſo jene Forderung des Lebenfördernden, die er an alle Arten menſchlicher Tätigkeit geſtellt hat.

Zwei weitere Elemente der Selbſtbiographie könnte man noch als memoirenhaft anſprechen: die Schilderungen des geſellſchaftlichen Daſeins ſeiner Zeit, und die Reiſeſkizzen, doch ſind die erſteren eng mit dem eigentlich Biographiſchen, vor allem mit ſeinen Liebesnovellen verbunden, ſo daß ſie, im Gegenſatz zu

den bisher beſprochenen Schilderungen, kaum eine ſelbſtändige Exiſtenz führen. Letztere[1]) beſitzen dieſe Eigenſchaft umſomehr; ihre Selbſtändigkeit leidet unter einem anderen Mangel: Goethe war hier durchaus an den Inhalt ſeiner Aufzeichnungen gebunden, die er, ſchon weil der dokumentariſche Stoff für die Biographie nicht allzu umfangreich war, ausgiebig ausnutzen mußte. Er gibt in freier Umſchrift den Inhalt der alten Tagebücher, die für die Elſaſſer Reiſe im Stile der Zeit polyhiſtoriſch genug ausgefallen waren, um noch dem alten nach Objektivität ſtrebenden Goethe ehrliche Freude zu machen, für die Schweizer aber fragmentariſch und genialiſch, den rechten Stil wiederzufinden ziemlich erſchwerten. Bei ihnen mußte ſich der Dichter mit alten Motiven, die er ſogar wiederholt, wie das vom anſtößigen Baden, oder das vom Zerſchmettern der Gläſer, behelfen; den Goethe der Straßburger Epoche, noch weniger den des eigentlichen Sturm und Drangs finden wir in beiden nur in ſehr abgeſchwächter Form wieder. —

Das didaktiſche Element.

Goethes Schriftſtellerei nimmt mit zunehmendem Alter in immer höherem Grade eine didaktiſche Richtung. Im Leben hatte er die ererbte „Lehrhaftigkeit“ von Kindheit an praktiſch betätigt. Der Verfaſſer von Dichtung und Wahrheit verſäumt keine Gelegenheit auf ihr frühes Vorkommen hinzuweiſen, und ſein Weimarer Kreis wußte davon dankbar oder unzufrieden zu erzählen. Es iſt auffällig, daß dieſe Seite ſeines Weſens in den Schriften ſo lange faſt völlig zurücktritt, und man muß ſich erinnern, daß die literariſche Revolution des Dichters und ſeiner Freunde gerade gegen den pedantiſchen Doktrinarismus der vorhergehenden Generation ſich gerichtet hatte, um zu verſtehen, wie der Dichter ſich von der literariſchen Anwendung einer Grundtendenz ſeiner Natur fernhalten konnte. Die Werke der klaſſiſchen Epoche ſind von ihr gleichfalls frei, denn das Hervortreten des Subjekts, das jede ſentenziöſe Behandlungsweiſe fordert, widerſtrebte der als höchſtes Ziel vorſchwebenden künſtleriſchen Objektivität, und was ſchließlich in den Werken der Zeit in Sentenzen der Dramen und Bemerkungen des Wilhelm Meiſter an Lehrhaftem ſich bemerkbar macht, geht keineswegs über das, auch von der ſtrengſten Klaſſik geduldete Maß von Subjektivismus hinaus.

Seine wissenschaftlichen Vorlesungen ebenso wie die allmählich umfangreicher werdenden naturwissenschaftlichen und kunsttheoretischen Schriften gestatteten Goethe dann ein literarisches Ausleben seiner pädagogischen Neigungen, sie gewöhnten ihn aber zugleich an eine didaktische Ausdrucksweise, die, nach Ablegung der antiken Falten der Rede, unverhüllt auf allen Seiten seiner literarischen Wirksamkeit hervortrat. Die Wahlverwandtschaften sammeln vieles Derartige in den Einlagen, mehr noch verflechten sie in den Text. Was Wunder, daß in den Bekenntnissen die Lehrhaftigkeit völlig durchbrach und die ständige Begleiterin der Erzählung wurde. Bei der Bearbeitung des ersten Manuskriptes hat Goethe auch die literarisch-technische Verwendung dieses Elementes geregelt, indem er es den Abschnitten der Erzählung voraussstellte, und den Auftakt zum Folgenden bilden läßt, oder epigrammatisch abschließend das Ereignis aus seiner Vereinzelung und Zufälligkeit zur wahren und allgemeinen Bedeutung erhebt.

In der Beziehung zum Inhalt des Erzählten sind beide Verwendungsformen gleichwertig, nicht aber, wenn man sie im Rahmen des ganzen Werkes betrachtet. Aus der Art der Entstehung folgte eine gewisse Zusammenhanglosigkeit vieler nebeneinanderstehender Abschnitte, und daraus ergab sich die Notwendigkeit, künstlerischer — gelegentlich künstlicher — Übergänge, die sich durch weitausholende reflektierende Einleitungen am besten herstellen ließen. Ein Muster dieser sehr verbreiteten Form steht schon im zweiten Buch an jener Stelle, wo nach Einschaltung des Knabenmärchens der Faden des Textes wieder angeknüpft werden mußte,[1]) was in geschicktester Weise durch Überleitung von dem psychischen Zustand seiner Zuhörer auf sein Verhältnis zu seinen Kameraden überhaupt geschieht. Der zweite Band gibt ein weiteres Beispiel bewundernswürdiger Kunst in der Ver-

bindung des stilistisch notwendigen Überganges mit dem Bedürfnis, Fragen allgemeinster Bedeutung zu erörtern, in der Einleitung der Dresdener Reise im 8. Buche,[1]) die kurz vorher[2]) durch die Erwägung der zwei Möglichkeiten, den Geist zu erfreuen — durch „Anschauungen" nämlich, oder durch „Begriffe" — vorbereitet, und mit seiner ganzen Bildungsgeschichte verzahnt worden ist. Auf der Höhe der Darstellung, in den ersten Büchern des dritten Bandes häufen sich die Moralisierendes mit Erzähltem verwebenden Stellen so, daß kaum ein Abschnitt ohne einen stärkeren oder geringeren Beisatz beider Elemente geblieben ist, so daß es überflüssig scheint, dafür auf bestimmte Einzelfälle zu verweisen, während der vierte Band wieder in höherem Maße Reflexion und Darstellung auseinanderklaffen läßt.

Im Gegensatz dazu zeigte der epigrammatisch-sentenziöse Abschluß den Nachteil, das Fortschreiten der Erzählung eher zu erschweren, da er kaum weiterführend zu gestalten war. So hat Goethe nach derartigen Schlußstrichen zumeist schlicht erzählend eingesetzt, und dadurch gleichzeitig einen wirksamen Kontrast zu finden gewußt, sowie dem durch die gedankenreiche Prägung seiner Sentenzen angeregten, ja angestrengten Geist der Leser eine glückliche Abspannung zu bieten verstanden; als Muster solchen Wechsels sei hier nur auf den ebenfalls erst bei der Redaktion entstandenen Schluß des erfolglosen philosophischen Freundesunterrichts im sechsten Buche verwiesen,[3]) der typisch für die technische Verwendung des didaktischen Elementes in dieser Form ist.

Es ist bereits im ersten Abschnitt dieses Teils darauf hingewiesen worden,[4]) daß darum Goethe der Autobiographie durchaus nicht eine didaktische Grundform gegeben, er sie also nicht zum Exempel seiner Menschheitstheorie gemacht hat, sondern

daß die Erzählung als ſolche durchaus führt, und das Didaktiſche ſo gut wie jedes andere Element nur der Begleitung angehört, daß es aus den Ereigniſſen fließt, und nicht die Ereigniſſe ſeinetwegen berichtet werden; eine Annahme, aus der Betrachtung des Buches hergeleitet, aber auch durch die Entſtehungsgeſchichte bezeugt, da wohl öfters das Hinzukommen von Sentenzen zu beobachten iſt, niemals das Herauswachſen einer Erzählung aus einem moraliſchen Satze.

Wenn es gelegentlich anders zu ſein ſcheint, und Goethe den bekannten Abſchnitt über Dank und Undank, der ſich gegen Herders oft — und an anderen Dingen als den verhältnismäßig harmloſen erzählten — von ihm erprobten Widerwillen gegen Dankbarkeit richtet, mit den Worten einleitet:[1]) „Man ſoll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals, am wenigſten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken gedenkt", ſo handelt es ſich offenbar keineswegs darum, daß dieſer Abſchnitt nur wegen ſeines Nützlichkeitswertes daſteht, ſondern nur um die Verſicherung, daß er mit Rückſicht auf Herder fortgeblieben ſein würde, wenn er nicht einen ſolchen beſäße. — Ein neuer Beleg alſo jener erſten Vorausſetzung literariſcher und wiſſenſchaftlicher Tätigkeit, daß ſie dem Leben zu dienen habe.

Die Neigung, eigene und fremde Erfahrungen auf das Allgemein-Menſchliche zurückzuführen, gibt das ſtiliſtiſche Mittel, die Maximen einzufügen, die, wie erwähnt, wenn ſie den Abſchnitt ſchließen, grundſätzlich epigrammatiſch zugeſpitzt werden. Eine Fülle reichſter Lebenserfahrung iſt in dieſen feinziſelierten Sätzchen zuſammengedrängt, und eine ſcheinbar gleichgültige Erzählung endet plötzlich in einer ſpitzen Flamme, die dem ganzen Umkreis Licht gibt. Ein Lieblingsgebiet iſt das Pädagogiſche, und bei ſolcher Gelegenheit findet ſich auch einmal eine Auseinanderſetzung,

die mit dem „Lehrreichen ſolcher ſittlichen Mitteilungen“ gewiſſe Weitläuftigkeiten entſchuldigt:[1]) „daß der Menſch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag ſich ereignen was will, bedenke, dieſes widerfahre ihm als Menſchen und nicht als einem beſonders Glücklichen oder Unglücklichen“.

Überſchätzt hat Goethe den Wert der Theorie auch hier nicht: „Nützt ein ſolches Wiſſen nicht viel, um die Übel zu vermeiden, ſo iſt es doch ſehr dienlich, daß wir uns in die Zuſtände finden, ſie ertragen, ja, ſie überwinden lernen.“

Das eigentlich Pſychologiſche beanſprucht natürlich den meiſten Platz: wir erfahren tauſenderlei Anſichten, das Kleinſte wie das Größte umfaſſend, warum ſich Frauen putzen[2]) und warum große Männer oft Schrullen haben,[3]) wie ſich die Liebe des Mannes von jener der Frau unterſcheidet[4]) und auf welchem Boden allein wahre Freundſchaft zu gedeihen vermag;[5]) aber daneben kommen in den Kapiteln über das „Dämoniſche“ die letzten Fragen über ſittliche Weltordnung zur Sprache, und mehrfach hören wir Goethes abſchließende Meinung über das wahre Weſen der Poeſie. Sie muß ſchon im Leben liegen,[6]) denn „das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firnis der Fiktion wieder auffriſchen muß“.

Wohl dem, der in der Lage iſt, Poeſie in ſein Leben zu legen! Wem aber die Gabe verliehen iſt, andere mit der Kunſt zu erfreuen, hat eine ſchwerere Aufgabe, bei der er ſich nicht durch individuelle Stimmungen oder Mißſtimmungen von ihrem Ziel abdrängen laſſen darf:[7]) „Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt

ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperſpektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen."

Das dichterische Element.

Die eigentümliche Fassung des Namens, den Goethe seinem neuen Werke gegeben hatte, mußte im Publikum eine Reihe von Fragen entstehen lassen. Der Haupttitel versprach keine eigentliche Biographie, sondern nur Ausschnitte „Aus meinem Leben", der Untertitel schränkte den autobiographischen Charakter des Buches noch mehr ein: „Dichtung und Wahrheit". Die Leser hätten ausschließlich reine Kunstgenießer ohne Neugier, ja ohne menschliches und wissenschaftliches Interesse sein müssen, wenn sie, wie Goethe das gelegentlich ungeduldig verlangte, sich an dem Gebotenen ohne weitere Forderungen hätten genügen lassen. Das Recht, von seinem Leben zu wissen, hatte Goethe seinen Bewunderern zuerkannt, das Recht, alles Erreichbare über ihn zu wissen, hätte er ihnen ebenfalls zubilligen müssen, ohne für sich das Reservat zu beanspruchen, die Grenzen des Wissenswerten dauernd zu bestimmen.

Am meisten Anstoß nahm der Dichter freilich mit Recht an den kleineren Geistern, die emphatisch versicherten, im Gegensatz zu Goethe nur die reine Wahrheit aus ihrem Leben zu erzählen, und die damit in die alten Rousseauischen Pfade zurücklenkten, aus deren unklarer Wirrnis Goethe die Selbstbiographie glücklich herausgeführt hatte. Die Jean Paul und Karoline Pichler waren allerdings nicht geeignet, Goethe als Vertreter der Wahrheit

gegenüberzutreten, aber das Recht der Forschung, über Goeth hinaus zu gehen, blieb trotzdem unangefochten, und schließlic hatte Goethe selbst in so vielen Fällen willkürlich gezogene Grenze überschritten, daß, wer gegen ihn die Sonderung des dichterischer vom realen Elemente in diesem Kunst- und Naturprodukt unter nahm, mehr in seinem Geiste handelte, als wer mit ihm di biographischen Fragen seiner Jugend durch seine Autobiographi für erledigt hielt. Wobei nicht zu vergessen ist, daß er einen Historiker gegenüber einmal ausdrücklich das Recht zur Anwendung der kritischen Methode auf sein Werk anerkannt hat.[1])

Die Vorgeschichte des Titels ist interessant genug, wenn man mit Faust hofft, das Wesen einer Sache aus ihrem Namen zu lesen. Es begegnen bei Goethe ja früh Zweifel über das, was aus dem Unternehmen werden würde. Nicht so großes Gewicht möchte ich dabei auf die in einem Briefe an Bettinen hingeworfenen Äußerungen legen,[2]) er wisse noch nicht recht, ob ein „Roman oder eine Geschichte" aus seinen Bekenntnissen werden würde denn die Schemata, die er damals schon in seinem Pulte bewahrte, sprachen denn doch zu sehr gegen die erste Aussicht, und man kennt Goethes Vorliebe, von seinen Werken in einem legeren, ja wegwerfenden Ton zu sprechen; so häufen sich auch in den nächsten Monaten leichtherzige Worte über das biographische Unternehmen das ihm bald[3]) eine „wunderliche Arbeit" bald[4]) „biographische Späße" heißt, während jeder Blick in das Material zeigt, wie ernst es ihm um diesen Spaß gewesen ist. Der Band war zweifellos seinem Abschluß nahe, als Goethe sich mit Riemer über die Frage des Titels unterhielt; die provisorische, die Sache im herkömmlichen Sinn benennende Bezeichnung „Bekenntnisse" mußte ausgeschlossen erscheinen, da das Wort etwas ankündigte, was Goethe, wie wir gesehen haben, schlechterdings nicht geben wollte sein Buch stellte ja eine durchaus neue Gattung der Selbstbiographi

auf, deren Verständnis durch den gebräuchlichen Titel nur noch mehr erschwert worden wäre. Auf die Verwandtschaft mit den Büchern dieser Art hat er denn auch nur gelegentlich im Verlaufe der Erzählung hingewiesen.[1]) Der einfache, für Biographien aller Art übliche Titel „Leben" schien dem vorsichtigen Dichter ebenfalls zu viel zu versprechen, so entschied er sich für jene bedingte Fassung desselben.

Der Zusatz „Dichtung und Wahrheit" war nach Goethes ausdrücklicher Versicherung nur eine Wendung der Vorsicht, der die Abweichungen von der historischen Realität von vornherein entschuldigen sollte, nicht aber eine Ankündigung, daß Goethe sich die Freiheit genommen habe, sein Leben dichterisch umzubilden. Man fühlt sich bei ihm unwillkürlich an jenes Widmungsgedicht der Werke erinnert, in dem Goethe den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit empfangen hatte. Riemer hat uns nicht verraten, ob er diese Stelle bei seinem Vorschlag im Sinne gehabt hat, oder ob er einfach an den sachlichen Inhalt dieser schon früher geläufigen Verbindung dachte, jedenfalls bestand er lebenslänglich auf seiner, für das Publikum allerdings verständlicheren Fassung „Wahrheit und Dichtung", die Goethe aus Gründen des Wohlklanges ausdrücklich abgeändert hatte.

Wenn die Leser sich durch den Titel irreführen ließen, so war das freilich ihre Schuld, denn das Vorwort sprach mit wünschenswerter Deutlichkeit die Absicht des Dichters, sein Leben wahrheitsgemäß zu schildern, aus, und nur die „Behandlung" ist als „halb poetisch" bezeichnet, wie er auch sonst wohl zwischen „Dichtung" und „Erdichtung" sorgfältig unterschied.[2]) Da er wahrnahm, daß das Publikum hartnäckig auf dem Worte Dichtung, und dem Begriff, den es sich davon machte, bestand, so daß etwa ein ehrlicher Straßburger Studienfreund die Existenz Friederikens bezweifeln wollte,[3]) entschloß er sich später zu neuen Erklärungen,

die aus Scheu, ſich in öffentliche Diskuſſionen einzulaſſen, freilich zumeiſt nur an den engeren Freundeskreis ergingen — doch hat man ſich bei ſolchen Manifeſten ſtets vor Augen zu halten, daß Goethe Eckermanns Abſicht, ſeine Geſpräche zu publizieren, ebenſowohl kannte, wie er den Briefwechſel mit Zelter noch ſelbſt zum Druck vorbereitet hat. Beiden erklärt er alſo aufs Neue, was der Titel und ſein Werk wolle: eine einfache Aneinanderreihung der Erlebniſſe iſt ebenſo ſinnlos wie unmöglich; die Aufgabe jeder Biographie iſt, eine Bildungsgeſchichte zu geben, und dieſe iſt wiederum nur geſtaltend und formend, alſo durch poetiſche Tätigkeit zu ſchaffen möglich; die Erkenntnis der Gegenwart wählt die Erlebniſſe der Vergangenheit aus und färbt ſie in ihrem Sinn, das Gedächtnis verfälſcht ſie obenein nicht ſelten; wer alſo darauf Verzicht leiſtet, unzuſammenhängende Realitäten zuſammenzukehren, und eine wirkliche, geſchloſſene Entwicklungsgeſchichte geben will, der muß dichten,[1]) wenn er „das eigentliche Grundwahre“ herausbringen will.

Nur ein zuſammenhängender Kommentar kann imſtande ſein, im Einzelfalle das Dichteriſche von dem Reinhiſtoriſchen zu ſcheiden, und wir beſitzen in Richard M. Meyers Anmerkungen zu Goethes Biographie einen erſten Verſuch, die Frage, nicht nur des Was, ſondern des Warum der Geſtaltung zu beantworten; das letzte Wort in dieſen oft außerordentlich ſchwierigen Fragen kann damit natürlich noch nicht geſprochen ſein. Hier können nur die allgemeinen Geſichtspunkte gegeben werden, nach denen Goethe geſchaffen zu haben ſcheint, während die Anwendung der Prinzipien im Einzelnen noch vielfach ſtrittig bleiben wird.

Daß die Selbſtbiographie beſtimmt ſei, die gedrückte Stimmung in dem geknechteten Deutſchland zu heben, hat der Dichter ſchon im Beginn der Arbeit mit klaren Worten ausgeſprochen;[1]) damit

erfüllte sie gleichzeitig die schönste Aufgabe der Poesie, wie sie Goethe verstand, und wenn bei Gelegenheit des Titels an jenen Vers der Zueignung erinnert wurde, so geschah das nicht zum wenigsten, weil in den Schlußstrophen des Gedichtes gerade dieser Tendenz seiner Poesie in unvergänglichen Worten gedacht worden ist. Goethe hat sein Leben mit optimistischem Geiste genährt, er hat lieber des Guten als des Schlechten gedacht, er hat das Freudige gesteigert, das Erhabene ins Licht gestellt, das Behagliche dem Unbehaglichen vorgezogen; in diesem Sinne mag man der Darstellung die Objektivität absprechen, nicht aber dem Dichter die Wahrheitsliebe, denn wenn schon einem wirklichen Kenner der Goethischen Lebensanschauung diese immanente Tendenz selbstverständlich sein muß, so hat der Dichter auch noch mehrfach ausdrücklich im Verlaufe der Erzählung darauf hingewiesen. Als er die doch keineswegs besonders trübselige Geschichte des Ludwigsritters einschaltet, beginnt er sie mit den Worten:[2]) „Die Geschichte desselben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar betrüben könnten" und Herders Undankbarkeit, wie überhaupt „eigene und fremde Fehler" werden, worauf ja schon hingewiesen ist, nur dann zur Sprache gebracht, wenn sich dadurch etwas Nützliches bewirken läßt.[3])

Einmal wird der Leser geradezu aufgefordert,[4]) zwischen den Zeilen zu lesen, „was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist", um sich Goethes Stimmung bei seinem Besuch in Emmendingen vorzustellen, und wieder an anderer Stelle gleitet er über seinen leidenschaftlichen Schmerz mit flüchtigen Worten weg:[5]) „Doch! wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde." Dabei ist sehr charakteristisch, daß die Einfügung des gewiß nicht übertreibenden Gedichtes „Lillis Park" ausdrücklich abgelehnt wird, weil es der

Empfindung des Ärgers allzu lebhaften Ausdruck verliehen habe, sodaß nun an seine Stelle ein weicheres lyrisches Adagio treten muß.

Die Spuren dieses Glättens aller Unebenheiten machen sich auf jeder Seite fühlbar; dem Knaben wird in der Erzählung der Gretchen-Liebe noch ein leidenschaftlicher Ausdruck der Gefühle verstattet. Der Jüngling ist gemäßigt in Liebe und Haß. Wut, Feindschaft wie heftiges Begehren finden kaum eine Stelle in dem ganzen Buche. Man braucht nur die Briefe der Sturm und Drangzeit oder den Werther, diese durchdringenden Schreie eines gequälten Herzens neben die gedämpfte Sprache der Schilderung der Autobiographie zu halten, um zu empfinden, wie stark der Dichter eingegriffen hat.

Für die späteren Epochen seines Lebens ist diese mildernde Tendenz der Darstellung längst anerkannt und in ihrer Wirkung von den Biographen gebührend berücksichtigt worden; ich glaube indessen, daß sie weiter reicht, über die Zeit hinaus, wo wir den dokumentarischen Beweis führen können, daß Goethes Leben nicht der sonnige Blumenpfad gewesen ist, der es seinen meisten Zeitgenossen und seinen modernen Verkleinerern zu sein scheint. Wie bitter klingen doch jene Worte in einem der wenigen wirklich rückschauenden Briefe, die Goethe in seinem Leben geschrieben hat, als er Frau von Stein von seiner kindlichen Vereinsamung und Unzufriedenheit sprach,[1]) die ihn „elend, genagt, gedrückt, verstümmelt" gemacht hätte und man muß Dichtung und Wahrheit schon recht genau ansehen, um eine Andeutung ähnlicher Trübungen dort wiederzufinden,[2]) die noch dazu allesamt um den Verlust von Gretchen gruppiert worden sind.

Flaubert hat einmal gesagt, der Eindruck, den er mit seiner Salambo bei dem Leser habe erwecken wollen, sei der des

lebhaften Purpurs, während die Stimmungsfarbe der Madame Bovary mit dem Gelbgrau der Kelleraſſel zu vergleichen ſei. Er hat in preziöſe Worte ein Gefühl gekleidet, das ſich in einfachen ſehr ſchwer ausdrücken läßt. Wie ein gutes Gemälde, abgeſehen von den einzelnen Tönen, auch einen allgemeinen Farbenwert enthält, eine Harmonie aus allen, ſo vermittelt ein einheitlich komponiertes Buch einen pſychiſchen Geſamteindruck, für den der Sprache nur ſehr allgemeine, vergleichsweiſe angewandte Worte zur Verfügung ſtehen. Der große Schriftſteller hat dieſen Effekt ebenſo gut im Auge wie der große Maler, wenn auch gewiß das Gefühl hierin der ſicherere Führer iſt, als der Verſtand, und ein Goethe iſt ſich über dieſe Erſcheinung durchaus im Klaren geweſen. Er hat beabſichtigt, den einzelnen Bänden, ja den Büchern der Biographie „einen anderen Charakter“ zu geben, ſchon damit das Werk verſchiedene Leſer verſchieden anſpreche, und wir haben bei dieſem Ausdruck gewiß an den geſchilderten Geſamteindruck zu denken, bei deſſen Erreichung „vieles aufs Glück“ ankommt.[1]) Bei dem Gedanken an die Schwierigkeit, jeden der wechſelnden Gegenſtände „nach ſeiner Art in Stil und Darſtellung zu behandeln“ kommt ihn faſt ein Grauen an[2]) — man ſieht wie ernſt es ihm auch um den künſtleriſchen Endzweck geweſen iſt; aber hier liegt auch der große dichteriſche Erfolg des Werkes: der ruhige Glanz der Kindheit, die flackernde Unruhe der Studentenzeit, das helle Licht der Straßburger Tage, die Wärme der Wetzlarer Epoche, und ſchließlich die Weißglut jener Frankfurter Sturm und Drangzeit, oft im Detail und in den berichteten Tatſachen kaum erkennbar, erſcheint als Nachbild im Auge jedes empfänglichen Leſers und beſtätigt die Hoffnung des Dichters, daß es ihm gelungen ſei, das eigentlich Grundwahre ſeines Lebens, wie er es jetzt anſchaute, in ſeiner Autobiographie hervortreten zu laſſen, ſo

wenig damit ein für allemal ausgesprochen sein soll, daß sich jede einzelne dieser Stufen auch der historischen Nachprüfung als ganz und einheitlich auf diesen Ton gestimmt nachweisen lasse.

Wir berühren hier ja ein Gebiet, auf dem nicht nur der Selbstbiograph, sondern auch der Biograph zum Dichter werden muß; denn der Gesamtcharakter einer Epoche kann immer nur durch Gefühl oder unmittelbare Anschauung, niemals analytisch erkannt werden. Auch die eigenen gleichzeitigen Dokumente versagen hier zumeist, geben sie doch immer weit mehr wieder, was der Dichter sein will, als was er ist. Goethe hat sein Wesen in der Sturm und Drangzeit auf das Ideal des durch keine Konvention gebundenen Genius, der sich selbst Gesetz ist, gebildet, oder, wenn man will, stilisiert, wie er in Weimar edelste Humanität, später natürliches Menschentum sich selbst als Bildungsziel setzte — aber hinter allen diesen Masken verbirgt sich doch nur die eine Individualität, einheitlich doch wechselnd, entwicklungs- und veränderungs- aber nicht verwandlungsfähig. Hierin das Wirkliche von dem Angenommenen, das Dauernde von dem Vorübergehenden zu scheiden, ist die schwierigste Aufgabe der Dichterbiographen, und ihre beste Lösung wird niemals unbedingte Beweiskraft beanspruchen können. Goethe hat in der Darstellung von Dichtung und Wahrheit schließlich nichts weiter getan, als die Grenzlinie möglichst weit nach dem Normalen, Allgemein-Menschlichen, Ausgeglichenen hin verlegt, also den Habitus seiner Seele zur Zeit der Abfassung der Autobiographie als den echten fürs ganze Leben gültigen angenommen,[1]) und dadurch jene beruhigende, befreiende Wirkung auf den Leser zu erzielen gewußt, die seine Selbstbiographie so himmelweit von der Literatur der Konfessionen abrückt.

Das Wiederbeleben einer jeden Vergangenheit ist also Dichterarbeit; seine Notwendigkeit rechtfertigt den Titel. Hat er aber eine darüber noch hinausreichende Bedeutung, wie die ersten Leser ohne weiteres annahmen, und die heutigen Beurteiler fast alle voraussetzen? Hat Goethe nie Gesehenes aus freier Phantasie geschaffen? Die Frage ist nicht einfach mit Ja oder Nein zu beantworten, sie liegt weit komplizierter, als die meisten, die sie aufgeworfen haben, annahmen.

Goethes feste Anschauungen über Menschheits- und individuelle Entwicklung lieferten von vornherein ein Schema, in das sich die Tatsachen seines Lebens natürlich einordnen mußten. Aus dem Knäuel von Ereignissen und Erlebnissen mußte das wahrhaft Bedeutende ausgewählt werden, und es ist klar, daß dem Dichter nur das als bedeutend erscheinen konnte, was sich seinem Entwicklungsglauben fügte. Wir wissen heute unvergleichlich mehr aus seinem Leben als Dichtung und Wahrheit erzählt. Wenn wir die Briefe an Gustchen Stolberg oder Tante Fahlmer lesen, so meinen wir ihn mit ganzem Herzen diesen beiden Frauenseelen verbunden und wir können uns kaum vorstellen, daß diese Verbindung nicht tiefer auf sein Wesen eingewirkt haben sollte, als jene vorübergehenden lauen Beziehungen zu Anna Sybilla Münch, denen ein bedeutender Platz eingeräumt worden ist — und doch kann hier nur der Dichter entscheiden, was ihm überlieferswert scheint, weil es für sein Wesen mitbestimmend gewesen ist. Hatte Goethe wirklich vergessen, daß ihn bei seinem Abschied aus Frankfurt nicht nur die zerrissenen und doch schmerzhaften Fesseln der Lilli-Liebe vor der Vergangenheit flüchten ließen, sondern auch eine andere neue heftige Leidenschaft ängstigte, wie uns jenes Tagebuchblatt[1]) verrät, das wir Frau von Steins Sorgfalt verdanken? Das Gegenwartsbild des nach Weimar Abreisenden

gewinnt dadurch einen wesentlich anderen Charakter — ist es das wahre, oder nur eine ephemere Erscheinung?

Subjektiv ist also die Auswahl der Ereignisse, durch Überzeugungen über das „Fruchtbare", um den Goethischen Terminus zu gebrauchen, bestimmt, sie ist Dichtung; Goethe hat das einmal ganz schroff ausgesprochen,[1]) angeärgert durch kleinliche Bessermacherei seiner Zeitgenossen: „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen". Die Formulierung ist die denkbar schärfste und tut dem so oft zwanglos erzählenden Buche nicht geringe Gewalt an. Aber das Wesentliche ist durchaus zutreffend, und die „höheren Tendenzen", die sein Leben aus „der Region einer niederen Realität" heben, sodaß man darin „Symbole des Menschenlebens" finden kann, sind in erster Linie gewonnen durch die Auswahl der Erlebnisse, durch dichterische Schöpfung also und nicht durch Anhäufung von Einzelheiten.

Freilich ist das poetische Element bei dieser Arbeit überwiegend negativer Natur gewesen, mehr auf Zurückweisung des Unbedeutenden, als auf eigentliche Phantasietätigkeit gerichtet; um so entschiedener tritt diese in ihr Recht bei der Komposition der Erzählung. Das Material, das uns unser Gedächtnis überliefert, ist Rohmaterial, in keiner Weise logisch oder genetisch geordnet; die Assoziationen knüpfen sich mit Vorliebe an Nebendinge und die Abfolge von Gedächtnisbildern ist niemals eine Geschichte der Entwicklung des eigenen Innern. Es ist eine eminent dichterische Aufgabe, durch Verknüpfung des Überlieferten Einheit und Fortschritt in das Erleben zu bringen, es zu gruppieren, und mit einander zn verbinden, um die Resultate des Daseins aus den Erlebnissen zu erklären. Und hierin bedarf jeder Autobiograph

einer gewissen Freiheit gegenüber der Überlieferung. Er muß das im Leben nur zufällig Nebeneinanderstehende aus diesem Zusammenhang lösen, um es in seine notwendige innere Verbindung einzuordnen, er muß zusammenfassen, was aus gesonderten Quellen entspringend, später zusammengeflossen ist, er muß das Recht haben, momentan Unbedeutendes hervorzuheben, weil es später von Wert sein wird, wie er das Recht hatte, Dinge, die einen Augenblick den ganzen Menschen erfüllt haben, zu übergehen, wenn sie ohne Konsequenzen geblieben sind. Und gerade hierin hat sich auch Goethe die größte Freiheit bewahrt, wie nicht allein, aber am deutlichsten, die Umarbeitung jenes Abschnittes des sechsten Buches gezeigt hat, der seine psychische Rekonvaleszenz schilderte.

An derselben Stelle hatten wir beobachtet, daß Goethe Tatsachen, an die er sich nicht deutlich erinnerte, — etwa den Namen der Philosophen, die ihn damals anzogen — trotzdem bestimmt bezeichnete, auch hier ein Dichter. Denn ein Dichter wie Goethe muß den Dingen Realität geben, ihm ist mit verschwommenen Wendungen und unklaren Erinnerungen nicht gedient. Soll das Bild wahr und eindrucksvoll sein, so muß es deutlich sein, und dieser Deutlichkeit zu Liebe hat Goethe Details unzweifelhaft erfunden, nicht aber um irgend einer Epoche seines Lebens falschen Glanz zu verleihen, um etwas zu bemänteln, oder etwas zu usurpieren.

Es ist ohne weiteres klar, daß diese schöpferische Tätigkeit sich besonders auf das Gebiet der Liebesepisoden erstrecken mußte, denn von ihnen fand er wohl einzelne lebhafte Bilder, auch eine allgemeine Erinnerung an individuelle Stimmungen jener Zeiten in seinem Gedächtnis vor, aber gewiß keine Geschichte im eigentlichen Sinn. Anderseits ist es selbstverständlich, daß den Dichter der Liebe diese Abschnitte auch künstlerisch vor allem fesseln

mußten. So ist er hier am meisten zum Poeten geworden, zum Erwecker und Lebendigmacher. Der Unterschied zwischen dem, was ihm das Gedächtnis gab, und dem, was er daraus schuf, ist aus der Biographie selbst zu erkennen: denn auf ersteres beschränkte er sich bei Kätchen Schönkopf und Lotte Buff, die Geschichten seiner Beziehungen zu Gretchen, zu Friederike, zu Lilli sind zu Novellen ausgestaltet. Wahr im engsten historischen Sinne ist daran wohl nur der Ausgang, alles einzelne erhebt nur den Anspruch, den gesamten Stimmungscharakter der Zeit und des Verhältnisses richtig wiederzugeben, auf Grund gewisser Erinnerungsbilder, ohne im Einzelnen Genauigkeit auch nur anzustreben. Goethe bedient sich denn auch durchaus der technischen Mittel seiner Romane: die Verfluchung der Lippen, als Einleitung der Friederiken-Novelle, gehört ebenso wie die Vorbereitungen zur Ehe als ironisches Vorspiel der Verlobung mit Lilli in den Kreis der Wahlverwandtschaften und der Novelle, und selbst wenn sich die historische Wahrheit beider Erlebnisse erweisen ließe — gegen das Erstgenannte spricht bekanntlich das Karlsbader Schema sehr stark[1]) — so ist ihre Verwendung in Dichtung und Wahrheit doch novellistisch und nicht biographisch.

Weil er hier wahre Stimmungen durch Bilder wiedergegeben hatte, die nachschaffend erfunden worden waren, widersprach er auch lebhaft den Versuchen, Dokumente über diese Epochen zu publizieren:[2]) „Eingestreute, unzusammenhängende Wirklichkeiten" gefährdeten das Bild, das er gezeichnet hatte und von dessen innerer Wahrheit er durchdrungen war; die Berichtigung von Einzelzügen hätte Goethes Glaubwürdigkeit zweifelhaft gemacht, und doch nichts Besseres geben können, denn das, was sich aus ihnen gewinnen ließ, waren vereinzelte Durchblicke auf die unwiederherstellbare Wirklichkeit, aber darum noch keine Wirklichkeit, Farbenklexe, aber kein Bild.

Es ist bereits ausgesprochen worden, daß eine solche Weigerung des Dichters für uns nicht mehr verbindlich sein kann. Wir wollen so viel von seinem Leben wissen, wie wir erfahren können, und dürfen uns wohl zutrauen, sein Bild als große Einheit jenseits aller unzusammenhängenden Wirklichkeit zu bewahren, und wir sind dazu in der Lage, wenn wir uns vor Augen halten, daß in „Dichtung und Wahrheit" die Dichtung immer nur das Mittel gewesen ist, das, was Goethe als die echte Wahrheit erschien, körperlich zu machen und vor die Augen des Lesers zu stellen.[1])

Daß Goethes Gedächtnis für gesprochene Worte ein verhältnismäßig geringes gewesen ist, ist an früherer Stelle hervorgehoben worden. Trotzdem wollte er zur Belebung der Erzählung ungern auf ein Mittel verzichten, das die Historiker erst in seinen Tagen zu verwerfen begannen. So hat er an mehreren Stellen, beim Fortschreiten der Erzählung allerdings immer seltener, längere Ansprachen oder Unterhaltungen eingefügt, die denn doch beweisen, daß sein Stil in der strengen Schule des Klassizismus die entzückende Frische und Naivität der Wertherzeit unwiederbringlich verloren hatte. Eine gewisse anspielungsreiche Steifheit kennzeichnet die Redeweise aller Personen, seien es nun Knaben, Jünglinge oder Männer, eine Neigung zur Reflexion und zum umschreibenden Ausdruck, wie sie eben für den alternden Dichter kennzeichnend waren, wie sie dem Jüngling und seinen Jugendgenossen aber schwerlich zukamen; er hat sich denn auch wohl gehütet, die Geliebten des längeren zu Worte kommen zu lassen, und Sprecher bevorzugt, bei denen eine gewisse behagliche Breite wahrscheinlich zu sein schien. Auch hier verfährt er indessen durchaus gewissenhaft, indem er gelegentlich einen ausdrücklichen Hinweis einschaltet, daß diese Reden dem Wortlaute nach fingierte seien, bei denen

er nicht hoffen dürfe, den Ton der Vergangenheit völlig getroffen zu haben,[1]) und nur die Rede des Dolmetschs vor dem Königsleutnant ist von der Versicherung begleitet, daß dessen Bericht zuverlässig wiedergegeben sei.[2])

Es ist bereits in einem früheren Kapitel ausgeführt worden,[3]) daß Goethe dem Poetischen und Legendaren in der Geschichte ziemlich weiten Spielraum ließ, daß er aber eine Grenze unbedingt respektierte: die einwandsfrei festgestellte Wahrheit; derselbe Grundsatz wird sich in Dichtung und Wahrheit durchgängig nachweisen lassen, wenn man die zahllosen diskutablen Stellen des Werkes einzeln durchgeht — der Beweis ist noch überzeugender zu führen aus allen den Fällen, wo Goethes Tendenz, abzuschwächen und zu mildern, ein Ende hat, vor allem also in den Charakteristiken. Nichts wäre dem Dichter leichter gewesen, als durch Schönfärberei nach dem alten Grundsatz, daß man von den Toten nur Gutes reden solle, den humanen Zeitgenossen zu Munde zu reden. Er hätte dabei, wie tausend Beispiele beweisen, die eigene Bedeutung um so bequemer hervorkehren können. Er ist den anderen Weg gegangen, und hat über die vergangene Generation nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt, dadurch bis heutigen Tages mannigfachen Widerspruch herausfordernd, und den Vorwurf des Übelwollens sich zuziehend.

In einer Eigentümlichkeit der Autobiographie finden derartige Einwendungen eine scheinbare Stütze: Goethe charakterisiert Persönlichkeiten bald absolut, nach ihrem gesamten Wesen und Wirken, bald relativ, nach ihrem Verhalten zu ihm; in letztgenannter Art sind Herder und zum Teil auch Merck dargestellt worden, in der anderen die Mehrzahl der in Dichtung und Wahrheit Geschilderten. Darin liegt aber ein bedeutender Unterschied: Die Beziehungen zweier Menschen zu einander geben

niemals ein reines Bild ihrer Charaktere, sondern sie zeigen sie in einem gewissen Spannungszustand; es gibt Seiten, die sich abstoßen, andere, die sich anziehen, andere, die ganz ausgeschaltet scheinen. Ein im allgemeinen bescheidener Mensch kann einem bestimmten anderen leicht hochmütig und einem dritten herausfordernd entgegentreten, wenn die Bedingungen zu diesem Verhalten in beider Charakteren gegeben sind. Trotzdem darf sich der Leser Goethes bei solch einseitiger Betrachtung nicht irregeführt fühlen, denn gerade im Falle Herder hat der Dichter auf diese Verhältnisse ausdrücklich hingewiesen, als er von Jung-Stillings Beziehungen zu dem sarkastischen „Dechanten" sprach.[1])

Beinahe jede der Charakteristiken Goethes, in denen er sich kritisch äußert, ist angefochten worden, und die Mißverständnisse begannen früh; der gute Zelter las aus der streng unparteiischen Charakteristik des Vaters ein Lob strenger Hauszucht heraus,[2]) worauf Goethe außerordentlich diplomatisch scheinbar zustimmend antwortet, während er tatsächlich Zelters Worte völlig umdreht, um seine Charakteristik des Vaters aufrecht zu erhalten. Denn hier meinte er belehrend wirken zu können, und schöpfte daraus die Berechtigung, auch die Mißverhältnisse der eigenen Familie, den Haß seiner Schwester gegen den Vater, zu erwähnen, der für die Charaktere beider Teile so überaus bezeichnend war.[3]) Wie diese Schärfe des Ausdrucks ist auch die für das Verhältnis der Schwester zum Schwager beanstandet worden — schwerlich mit mehr Recht. Goethe spricht verhüllt, aber unmißverständlich aus, daß sie gegen ihren Gatten physische Abneigung empfunden habe, und er erklärt daraus die Marter ihrer Ehe. Wir müssen uns damit wohl bescheiden, da wir uns in der Beurteilung solcher Verhältnisse schwerlich mit dem Bruder und Vertrauten Corneliens werden vergleichen können.

Auch über Lenz und Merck hat Goethe unzweifelhaft Tatsachen gewußt, die ihn subjektiv zu seinem Urteil berechtigten, während das lückenhafte Material, das auch wir nur besitzen, namentlich ersteren sympathischer erscheinen läßt. Es wird Sache der Biographen der genannten Männer sein, hier die Wahrheit, soweit sie erkennbar ist, festzustellen; auch wenn das Ergebnis anders lautet, als die Charakteristik in Dichtung und Wahrheit, liegt nicht der geringste Grund vor, Goethes Darstellung zu bezweifeln, und es sei sogleich betont, daß Goethes Auffassung von beider Charakteren im Alter stets die gleiche geblieben ist, und sich bei Merck mit frühen Wendungen seiner Mutter auffallend berührt.

Am entschiedensten hat man die Schilderung Zimmermanns angefochten, und Goethe mag sich wirklich über seinen Charakter getäuscht haben, aber auch hier hat er ja den Gesichtswinkel, unter dem er den Schweizer Arzt betrachtet, genau genug bezeichnet, indem er auf die Tochter als die Quelle seines Urteils hinweist. Wenn also die Charakteristik Zimmermanns sachlich irrt, so mag Goethe durch hysterische Wahnvorstellungen Katharina Zimmermanns irregeführt worden sein, nicht durch ein Übelwollen gegen einen angesehenen Zeitgenossen.

Wahrheit war also das letzte Ziel der Autobiographie, Dichtung nur ein Mittel, sie zu realisieren. Von ihr zu trennen ist jene Form des Euphemismus, zu der sich Goethe dem Lebenden und dem noch Wirksamen gegenüber für berechtigt, ja für verpflichtet hielt. Andere nicht in ihrer Lebensbahn aufzuhalten, so lange sie ihm nicht unmittelbar schädigend zu sein schienen, war ein Grundsatz seiner schriftstellerischen Ethik, und ich glaube, daß ein Klinger die Heraushebung gegenüber den Lenz und Wagner nicht der Tatsache verdankt, daß er sich eine große Existenz zu

ſchaffen verſtanden hat, — „der Pöbel urteilt nach dem Ausgang“ — ſondern der weſentlich einfacheren, daß er als noch Tätiger geſchont worden iſt; denn ich glaube, daß von Reinbecks Bericht vom Jahre 1806 Goethes Meinung über Klingers ihm völlig entgegengeſetztes Naturell weit richtiger wiedergibt,[1]) als die Charakteriſtik von Dichtung und Wahrheit, die das Berechtigte ſeines Weſens mit einſeitigem Wohlwollen anerkennt, über die argen Jugendtorheiten höflich hinweggleitend; daß ſich die ſchroffe Meinung ſeit jener Zeit auch in etwas zu Gunſten des Jugendfreundes geändert haben mag, ſoll daneben natürlich nicht geleugnet werden, denn Goethes Urteil über abweichende Charaktere — man denke an Lavater — war ſehr viel milder geworden.

Solche Euphemismen über noch gültige Tatſachen und Zuſtände werden ſich auch ſonſt noch nachweiſen laſſen, über ihre prinzipielle Berechtigung hat ſich der Dichter ja oft genug geäußert, in Dichtung und Wahrheit insbeſondere dort, wo er von der Schwierigkeit der Fortführung der Biographie auf Weimariſchem Boden ſpricht;[2]) ſie iſt ja auch wohl allgemein anerkannt, und man hat mit Recht von jeher mehr Vertrauen zu denen gehabt, die ſich des Vorrechts, das Lebende zu ſchonen, bedienten, als zu denen, die ſich als Richter über alles, was ihnen zu widerſtreben ſchien, aufgeworfen haben.

Daß ſich Goethe über die mancherlei Irrtümer, die ſeine Biographie enthielt, klar geweſen iſt, bedarf keines Beweiſes; er hat ja vorübergehend ſogar an eine berichtigende Bearbeitung gedacht und Ehrmann zu dieſem Zwecke um Nachträge gebeten,[3]) doch iſt nur an dieſer Stelle von einer derartigen Abſicht die Rede. Tatſächlich wäre es auch ſchwer geweſen, das feſte Gefüge des Werkes ohne ſchweren künſtleriſchen Schaden, etwa zu Gunſten einer berichtigten Chronologie zu ändern. So hat er nur in

Einzelheiten leise gebessert, aber selbst so leicht kenntliche Irrtümer, wie die Behauptung, daß die Carolina von Karl dem Vierten gegeben sei, ruhig stehen lassen.[1]) Hatte er doch auch größere Einwände gegen Teile seiner Selbstbiographie, ohne sich darum zu einer Änderung gedrängt zu fühlen: die Art, wie er im Werther sein Werk auf die Stimmung der Zeit zurückgeführt hatte, also ein wesentlicher Punkt seiner Milieu-Theorie, ist ihm in höherem Alter wieder zweifelhaft geworden, obwohl er noch in der Campagne (Februar 1822) die Ansichten von Dichtung und Wahrheit ausdrücklich wieder aufgenommen hatte.[2])

Jener schwere innere Kampf, der in der Marienbader Elegie seinen harmonischen Ausklang gefunden hatte und den Schatten Werthers wieder vor seiner Seele auftauchen ließ, hatte ihn belehrt, daß das Erlebnis, das jener Roman schilderte, doch in weit höherem Grade individueller Natur gewesen sei, als er als abgeklärter Betrachter vor kurzem gemeint hatte:[3]) „Auch hätte ich kaum nötig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, naheliegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, und die mich in jenen Gemütszustand brachten, aus dem der „Werther" hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten! Das war es."

Drei Monate später entstanden jene Verse an Werther, die gegenwärtig die Trilogie der Leidenschaft ergreifend einleiten.

Stil und Kompoſition.

Unabhängig von allen Wandlungen, die Goethes Stil im Gefolge der wechſelnden Epochen ſeiner künſtleriſchen Entwicklung durchgemacht hat, vollzieht ſich ein innerer Fortſchritt in ſeiner Technik, der ausgehend von den im Überſchwang des Fühlens hingewühlten Jugendwerken zu immer ſorgfältigerer, berechnenderer Architektonik der Erzählung überleitet. Für die Weiterführung des alten Wilhelm Meiſter entſtehen die erſten Schemata Goethes, von denen wir wiſſen, die Wahlverwandtſchaften geben das erſte Beiſpiel ſorgfältigſter Berechnung auch der Einzelwirkungen, bis ſchließlich in den Wanderjahren und der Novelle eine überkünſtelte Dispoſition hervortritt, die doch nur analytiſch und mit dem Verſtande und nicht mehr gefühlsmäßig und mit dem Auge erfaßt werden kann. Dichtung und Wahrheit ſteht nun in glücklichſter Stellung im Schnittpunkte dieſer Entwicklungslinie mit jener anderen ſtiliſtiſchen, die von der faſt hypertrophiſchen Fülle des Ausdrucks der Jugend zu jener Knappheit, ja Dürre des Altersſtils führt, wie ſie die ſpäteſten Proſawerke erkennen laſſen. Noch vermag die Schönheit und der Reichtum der ſprachlichen Form das Skelett der Dispoſition zu überkleiden und zu verdecken, ſo daß der Eindruck eines lebendigen Organismus entſteht, an dem alles der Natur und nichts der Berechnung verdankt wird.

Die Analyse der Elemente, in die sich der Inhalt der Biographie zerlegen ließ, gibt eine Ahnung von den Schwierigkeiten, die es gemacht haben muß, einen so disparaten, so mannigfaltigen Zwecken dienenden Stoff zusammenfassend zu beherrschen, und die Betrachtung der Entstehungsweise hat Gelegenheit gegeben, eine Reihe von Mitteln zu erwähnen, durch die es Goethe gelungen ist, die Aufgabe zu vollbringen.

Er mußte hier in technischer Beziehung mit durchaus anderen Mitteln arbeiten als in seinen Romanen, denn dort bildete ein Ereignis die Spitze des inneren Aufbaues, auf die hin der Plan des Werkes angelegt wurde; selbst der locker gebaute Wilhelm Meister hat in der „Lossprechung" des Lehrlings einen solchen Gipfel — das Leben ist aber vielgipflig, es kennt wohl Höhepunkte, aber kein einheitliches Ziel, wenigstens das Goethes nicht, während einem Augustin allerdings der ganze Verlauf seines Daseins die durchsichtige Disposition ungekünstelt an die Hand gab.

Entsprechend dieser Lage der Dinge hat Goethe von vornherein auf mehrere Wendepunkte hin den Plan angelegt: als ein solcher galt ihm der Übergang in den Kreis des Weimarer Hofes, als ein zweiter die italienische Reise, als ein anderer die Wendung zur Antike. Das an erster Stelle genannte Erlebnis lag am nächsten, es war selbstverständlich, daß es in den vollendeten Bänden am sorgfältigsten vorbereitet werden mußte. Das geschieht zunächst in negativer Weise, denn schon im zweiten Buch findet des Vaters immer wieder hervortretende Abneigung gegen Höfe und höfisches Wesen Erwähnung,[1]) während die Abneigung gegen die Vaterstadt, ein Hauptmotiv von Goethes Übergang in Weimarische Dienste, zum ersten Male nach den trüben Erfahrungen mit Gretchen und den Jugendgenossen durchbricht,[2]) eine Vorbereitung des Lesers auf das Verständnis der

sehr viel lebhafteren Frankfurt-Müdigkeit, die die ernsteren Leiden der Verlobungszeit veranlaßten. Die Straßburger Epoche bringt ihm dann zuerst den Gedanken der Wirksamkeit in öffentlicher Stellung nahe,[1]) und mit dem fünfzehnten Buche setzen die unmittelbaren Beziehungen zu Weimar ein, die, durch andere höfische Verbindungen eingeleitet, nun nicht mehr abreißen.

In weiterer Ferne lagen die glücklichen Jahre in Italien, die Goethe immer als der „Frühling und die Blüte seines Lebens", um einen alten Vorgänger auf selbstbiographischem Gebiete zu zitieren,[2]) erschienen sind; trotzdem versäumt der Dichter keine Gelegenheit, die Vision des schönen Landes vor den Augen des Lesers entstehen zu lassen. Die römischen Prospekte des Vaters, dem Kinde früh italienische Eindrücke vermittelnd, begegnen dem Blicke der Leser auf den ersten Seiten des Buches,[3]) um im ersten Bande noch einmal hervorgehoben zu werden,[4]) und wiederum spricht bereits das erste Buch von dem brennenden Wunsche des Knaben,[5]) „dieser Paradiese teilhaft zu werden"; die letzten Seiten des zwanzigsten Buches fassen schließlich den tiefen Eindruck, den im Verlauf des bisherigen Lebens „jene herrlichen Gegenstände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt," auf ihn gemacht haben,[6]) in kurze Worte zusammen, um zu zeigen, wie vieles ihn über die Berge zog, und wie schwerwiegend das gewesen sein muß, was ihn diesseits festhielt; hier vereinigen sich die Stimmen, die ihn nach Weimar und die ihn nach Italien rufen; Dichtung und Wahrheit klingt aus mit der Entscheidung, die ihn vorläufig in Deutschland zurückhält; aber wir haben den Eindruck, daß auch jener andere Wunsch eines Tages gebieterisch Erfüllung heischen wird.

In verwandter Weise wird jede Gelegenheit benutzt, um die Berührnng des Dichters mit antiker Literatur und Kunst hervor-

zuheben, ohne daß es erforderlich scheint, die Fülle von Beweisen zu erschöpfen.

Neben der umsichtigen Vorbereitung auf diese entscheidenden Wendepunkte seines Lebens geht die Sorge für die Disposition der einzelnen Gruppen der Erzählung her. Auch hier zeigt sich der Dichter bemüht, durch Aufstellung von Hauptmomenten die Übersicht zu erleichtern, und die Entstehungsgeschichte des Straßburger Abschnittes hat gezeigt, mit welcher Bewußtheit Goethe bei der Stoffverteilung verfahren ist, um den gewünschten Eindruck zu erzielen. Mit der gleichen Sorgfalt ist etwa der Leipziger Aufenthalt behandelt, der bestimmt ist, die ersten Erfahrungen des Heranwachsenden auf gesellschaftlichem, literarischem, religiösem und künstlerischem Gebiet zusammenzufassen, also eine Zeit darstellt, wo das Individuum zur ersten Aktivität erwacht; deshalb ist symbolisch in die Mitte jene halb ernste, halb schalkhafte Diskussion über die Erfahrung gestellt, die das Fördernde nnd das Hemmende bei dem ersten Ausflug in die Welt eigentümlich beleuchtet. „Zerstreuung und Zerstückelung" sind die Schlagworte, die in immer neuer Fassung in allen berührten Studienkreisen wiederkehren, Rat- und Hilflosigkeit überall, bis der physische Zusammenbruch den äußeren Abschluß dessen bildet, was psychisch sich längst vorbereitet hat.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine mit solchen Wirkungen rechnende Kompositionsweise sich gegenüber dem Stoff freie Hand bewahren mußte, und die Souveränität, mit der Goethe das Vollendete wie die Schemata nur als Rohmaterial behandelte, aus dem das Werk erst herausgeschnitten und zusammengefügt werden mußte, erscheint unter diesem Gesichtspunkte so begreiflich als notwendig.

Auch der Nachteil eines ſolchen Verfahrens liegt auf der Hand: die Atome der Erzählung ſtehen ungefugt nebeneinander, wie ſie der Wunſch des Baumeiſters für den Geſamteindruck ſetzte, die organiſche Verbindung mußte erſt geſchaffen werden. Dieſes Ferment des Buches wurde nun jene didaktiſche Darſtellungsform, deren allumfaſſende Wirkung bereits im allgemeinen dargeſtellt worden iſt. Sie bot ſich überall da an, wo ſich eine Überleitung, eine Vorbereitung, ein Abſchluß nicht recht finden wollte, und ſie gab in ihrer doppelten Anwendungsart die Möglichkeit, ſowohl plaudernd von einem zum andern zu leiten, als doppelt wirkſam das Einſetzen von etwas Neuem beſonders zu akzentuieren.

Immerhin hat dieſe Form der Kompoſition ihre Gefahren. Der Verfaſſer befindet ſich den aus ihrem erſten natürlichen Zuſammenhang gelöſten Abſchnitten gegenüber in einem gewiſſen Zuſtande der Unſicherheit, in wieweit die neue Fügung möglich iſt, oder nicht, gerade weil er ſich ſeiner Operation allzu bewußt iſt, und manchmal fühlt er das Bedürfnis, da Fugen zu verdecken, wo das Auge des unbefangenen Leſers ohne Anſtoß hinübergeglitten wäre, und ein: „laſſet uns dieſem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!“ regt entſchieden erſt die Frage an, ob Voltaires Bedeutung für Goethes Leben die Länge jenes Exkurſes rechtfertigt, den der Dichter an dieſer Stelle einzuſchieben für gut findet.[1]) Übergänge ſolcher Art ſind keineswegs ſelten, ja man hat gelegentlich das Gefühl, als ob das Bedürfnis nach ihnen der objektiven Richtigkeit gefährlich werde, wenn Dinge miteinander in Beziehung gebracht werden, die, biographiſch betrachtet, nichts miteinander zu ſchaffen haben; deshalb ſcheint die einfache Form, die er zumeiſt, ausgeſprochen oder unausgeſprochen, wählt, von allgemeinſtem zu ſprechen, mit Recht bevorzugt:[2]) „Man erlaube mir, wie bisher, zum Über-

gange einige allgemeine Betrachtungen," zeigt, daß Goethe nichts daran lag, das Geheimnis dieser beliebten Form zu wahren. Und daß er sich auch nicht pedantisch an diese Weise band, beweist der einfache Übergang[1]) „indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzuteilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in Gedanken . . . .", der gewiß einer gekünstelten Verbindung vorzuziehen ist.

Natürlich war diese Form nur dadurch erreichbar, daß Goethe sich, in vollem Gegensatz zur Strenge der inneren Linie, im Äußern vollste Freiheit, wovon und wie er sprechen wolle, von Anfang an wahrte. Die ungekünstelte Zwanglosigkeit des Ausdruckes, die nicht selten völlig in leichten Plauderton übergeht, gibt dem Werke seine Frische, seine Naivetät, seine Liebenswürdigkeit. Nichts kann klarer die ungeheure Wandlung, die sich in dem Dichter vollzogen hatte, darstellen, als der Übergang aus dem reservierten Ton der Zeit seines Klassizismus zu der urbanen Sprache von Dichtung und Wahrheit. Hier redet Goethe nicht nur von der Sache, von sich als Objekt der Darstellung, sondern auch von sich, dem Gereiften, dem Verfasser der Autobiographie, seinen Neigungen, seinen Schicksalen, seinen Absichten. Wir hören, was Dr. Gall aus seiner Schädelbildung herausgelesen hat,[2]) und wozu es gut gewesen ist, daß er sich des Schwindelgefühls frühzeitig entwöhnte;[3]) daß er einen Meteorstein in seiner Sammlung bewahre, scheint ihm nicht weniger mitteilenswert,[4]) wie seine alte Neigung für die indische und nordische Fabelwelt,[5]) mit der voreinst der Jüngling seinen Kreis unterhalten hatte, und das Geständnis,[6]) daß er in der bildenden Kunst „die größte Zufriedenheit seines Lebens" gefunden habe zusammen mit der Versicherung,[7]) daß er es in der Ausübung nicht allzu weit gebracht, fügt sich diesem

leichten Tone ebenso zwanglos ein, wie seine Erklärung, daß er eine Hamann-Ausgabe vorbereite;[1]) und wenn der Dichter schließlich der Mit- und Nachwelt wünscht, daß sie sich ebenso gut amüsieren möge, wie er selbst in der fröhlichen Offenbacher Zeit,[2]) so fällt auch solche persönlichste Wendung nicht aus dem Stil des Ganzen, der sich bis zu den letzten Büchern hin zu immer größerer Freiheit, ja Ungebundenheit entwickelt und schließlich in jener fast redselig zu nennenden Altersweise endet, die für die meisten Prosaschriften der letzten Epoche das unterscheidende Kennzeichen bildet, und seltsam kontrastiert mit dem gleichzeitigen Streben nach höchster Kürze und Prägnanz des sprachlichen Ausdrucks. In dieser Zeit erscheinen die alten Einschaltungen in umständlicherer Form wieder:[3]) „Indem ich nun im Begriff stehe, mich von unserem würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merk' ich erst, daß ich von seiner Gestalt und Gesichtsbildung, noch seinen Bewegungen und seiner Art sich zu benehmen noch nichts ausgesprochen", und die Wendungen an den Leser werden zu vertraulicher Aussprache:[4]) „da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, wohl auch in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, ..." — nach Ausdrucksweise und Wortgebrauch geradezu ein Paradigma spätgoethischer Prosa. Merkwürdig bleibt dabei, daß der Dichter es aufgegeben hat, die herkömmlichen Überleitungen noch herzustellen, statt dessen zufrieden, durch Trennungsstriche anzudeuten, daß etwas Neues folge. Der Grund ist gewiß nicht die Unmöglichkeit, Verbindungen zu finden, denn die Risse zwischen den Abschnitten sind schließlich in den früheren Bänden auch nicht geringer. Es liegt vielmehr die Absicht zu Grunde, das Fragmentarische der Darstellung auch in der äußerlichen Form zum Ausdruck zu bringen, wie er ja auch in der vorbereitenden Mitteilung an Cotta über die neue Ausgabe nur Bruchstücke versprochen hatte.

Der gewählte freie Erzählerton gab Goethe die Möglichkeit, auch andere Ziele auf geradestem Wege zu erreichen. Er ist in der Lage, nicht nur durch Stellung und Ausführlichkeit der Behandlung Wichtiges zu unterstreichen, er kann vielmehr geradezu aussprechen, was für ihn besonderen Wert und besondere Folge gehabt hat. Dadurch, daß er sich freie Hand wahrt, wichtige Dinge gelegentlich zur Sprache zu bringen, ist er nicht an den chronologischen Verlauf der Erlebnisse gebunden, sondern er kann pragmatisch die Ereignisse dann erzählen, wenn sie für ihn von Wichtigkeit werden, wofür als ein Schulfall die kirchliche Einsegnung des Knaben genannt sei;[1]) doch scheint man mir das Verwendungsbereich des genannten Kunstmittels in Dichtung und Wahrheit neuerdings zu überschätzen, denn mit dieser Methode konkurriert die andere sorgfältigster Vorbereitung späterer Ereignisse oder Erlebnisse, wofür, gerade weil es sich um ein Nebenwerk handelt, etwa die frühe Erörterung der Wahrnehmungen gehört, die später zum Plan der Achilleis geführt haben;[2]) die Zahl der Beispiele ist groß und Goethe hat auf diese Seite seiner schriftstellerischen Technik in der Autobiographie besonderen Wert gelegt;[3]) wie auch des Bestrebens, auf Künftiges vorzudeuten, sei es symbolisch, sei es visionär, sei es unmittelbar und mit klaren Worten, ja schon mehrfach im Verlaufe der Untersuchung gedacht worden ist.

Ein weiteres Kunstmittel, das nicht spezifisch Goethisch ist, sondern längst vor ihm (man denke etwa an seinen Liebling Ariost) virtuos ausgebildet war, ist das der Unterbrechung, um abzuwechseln und zu spannen. Auch für dieses bei dem Dichter mit zunehmendem Alter immer stärker hervortretende Hilfsmittel haben sich die Belege schon bei der Erörterung der Entstehungsgeschichte gehäuft und es hat sich gezeigt, daß völlig systematisch im

Zusammenhang entstandene Kapitel zerschnitten werden, um die beliebte Abwechselung zu erzielen: die Beschreibung des Straßburger Münsters, die deutsche Literatur um 1765, das erste Gewahrwerden der eigenen Umgebung und der Vaterstadt bieten sich von selbst als Beispiele dar.

So wenig Goethe sich geschent hat, die Verwendung dieser Kunstmittel formaler Technik zuzugestehen, ja anzukündigen, hat er hinter dem Berge gehalten mit den übrigen Maßnahmen, die ihm helfen sollten, sein Leben im Zusammenhang mit dem Leben der Allgemeinheit und im Gegensatz dazu die unterscheidenden Züge seiner Individualität mit möglichster Klarheit herauszubringen.

Ersterem dient die symbolische Verwendung von Einzelzügen, die das neunte Buch ausdrücklich ankündigt:[1]) „damit ich aber dabei symbolisch erführe, wie sehr man sich auch im Äußern in die Gesellschaft zu schicken und nach ihr zu richten hat, so ward ich zu etwas genötigt, welches mir das Unangenehmste von der Welt schien" — es handelt sich um die Haartour, die er in Straßburg zeitweise zu tragen gezwungen war, und die ihm zur Verkörperung des gesellschaftlichen Zwanges überhaupt wird. Von hier aus rückschauend gewinnt der Kleiderwechsel so gut wie der Wechsel seiner Lektüre in Leipzig eine andere Bedeutung und es wird uns der Weg gewiesen, manche, an ihrer Stelle zunächst auffallende Erzählung dem Gesamtplan des Werkes einzuordnen: die hebräische Urgeschichte, die sieben Sakramente, die Töchter des Tanzmeisters und vielerlei anderes; in der „neuen Melusine" dient das symbolische Märchen gar der Erklärung seines Verhaltens: um nicht herabgezogen zu werden zur Zwergenkleinheit der Geliebten, mußte er das Band sprengen, das ihn an sie fesselte.

Die Gefahr dieser Behandlungsart liegt in der Schwierigkeit, die der Leser findet, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren

eine symbolische Ausdeutung der Ereignisse gestattet ist. Daß der halbleere Königssaal gleichzeitig Tatsache und Symbol ist, spricht der Dichter selbst aus;[1]) wie viele andere von den berichteten Ereignissen dürfen wir in gleichem Sinne ausdeuten? Goethe selbst würde die Antwort schuldig geblieben sein; denn er ließ in diesen Dingen, die gewiß zum großen Teil nicht vorher berechnet waren, seine Hörer gern raten, und wie er an den Lösungsversuchen der Geheimnisse des Märchens sein Vergnügen hatte, ohne irgend zu helfen, so würde er auch lächelnd von der Kommentierung mancher Erzählung seiner Selbstbiographie Kenntnis genommen haben. Ist auch „der neue Paris" deutungsfähig, weil die neue Melusine symbolisch gemeint ist? und wenn wir uns für diese Vermutung entscheiden, sollen wir die drei Göttinnen auf menschliche Vorbilder deuten (es wird nicht leicht sein, die Dreizahl überzeugend zu motivieren) oder auf Abstrakta, etwa die öffentliche Wirksamkeit, die Naturwissenschaft und die Poesie, seine drei großen Tendenzen? Auch hier muß man die Hoffnung auf eine überzeugende Lösung aller Probleme von vornherein aufgeben, schon weil der Dichter durchaus nicht wünschte, daß in Werken dieser Art alles ins Klare gesetzt werde, und ihm schließlich jede Lebenserscheinung symbolisch für das Leben überhaupt war, so daß jedes Ding der Welt neben seinem realen auch einen symbolischen Charakter besitzt.

Als ein Mittel, die persönlichen Züge eines Einzelnen kräftiger hervortreten zu lassen, bietet sich von selbst die Nebeneinanderstellung verwandter oder entgegengesetzter Charaktere dar, eine Stilform wie sie längst Charakterschilderern geläufig, von Goethes bevorzugtem Historiker Plutarch mit geradezu pedantischer Technik durchgeführt worden war. Daß Goethe diese Methode wohl zu schätzen wußte, spricht er ebenfalls unumwunden aus:[2])

„Wenn Redner und Schriftſteller in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen iſt, ſich gern der Kontraſte bedienen, und ſollten ſie auch erſt aufgeſucht und herbeigeholt werden, ſo muß es dem Verfaſſer um ſo angenehmer ſein, daß ein entſchiedener Gegenſatz ſich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu ſprechen hat“ und nicht anders werden andere Paare zuſammengeſtellt, wie Lavater und Baſedow,[1]) Fräulein von Klettenberg und ſeine Mutter[2]) („Rat und Tat“) oder im erſten Buche die Mutter und Tante Melber.[3]) Wenn er dem eigenen Charakter Relief verleiht, indem er ſich im Gegenſatz zu anderen — zum Vater, zu Herder, zu Lenz — zeigt, ſo iſt die Kontraſtierung zumeiſt unausgeſprochen und nur gelegentlich wird ein offenſichtlicher Unterſchied ausdrücklich erwähnt. Ich halte für völlig ausgeſchloſſen, daß Goethe irgendwo, um literariſcher Wirkungen willen, einen Zug im Bilde der geſchilderten Perſönlichkeiten geändert habe. Das Bedürfnis lag auch durchaus nicht vor, da er keineswegs antithetiſch charakteriſiert — wie ihm ja die Formen der Schulrhetorik immer fern gelegen haben — ſondern die Bilder nur als Gegenſtücke, ſo zu ſagen in gleicher Größe und Ausſtattung, nebeneinanderſtellt. Streben nach Vollſtändigkeit oder nach Bildung von Gruppen verwandten Charakters tritt dabei nirgends hervor, und daß er ſeiner eigenen Lebensbejahung eine Reihe von Lebensverfehlern an die Seite ſtellt, ſcheint mir, ſo ausgeſprochen, die Schematik der Anlage zu übertreiben. Ihn intereſſierten ſeltſame Charaktere und er geht als tiefer Pſycholog den Urſachen der bei begabten Naturen häufigen Selbſtzerſtörung gern nach; mehr darf man, wie ich glaube, hinter dieſer ganzen Gruppe von Charakteriſtiken nicht ſuchen.

Die Verwendung des Kontraſtes iſt auch ſonſt eine ſparſame; er wird nur angewandt, wo er ſich von ſelbſt anzubieten ſcheint,

und Goethe arbeitet viel lieber mit dem Mittel der Steigerung durch Parallelismus — die Sorge überfällt ihn in Sesenheim in finsterer Nacht, während die Elsaßer Tage von innerem und äußerem Licht strahlen[1]) — als daß er sich des wirksamen aber billigen Mittels des hellen Bildes auf dunklem Hintergrunde (oder umgekehrt) bediente.

Ein weiteres, wertvolles Hilfsmittel der Disposition sind die Abschnitte, die sich durch Einteilung des ganzes Werkes in Bücher und Bände naturgemäß ergaben. Goethe hat aus dieser Gliederung den größten Vorteil zu ziehen gewußt, indem er sie im allgemeinen nicht mit den selbstverständlichen Epochen seines Lebens, die sein Ortswechsel ergibt, zusammenfallen läßt, sondern sie dazu benutzt, wichtige Erlebnisse oder Erfahrungen innerhalb ihrer Gruppe durch eine Stellung am Anfange oder Schluß eines Kapitels besonders auszuzeichnen. Dadurch werden naturgemäß die Abschlüsse, wo ein Wechsel des Aufenthaltes mit einem Kapitelschluß zusammentrifft, — Straßburg also und der letzte Frankfurter Aufenthalt — doppelt akzentuiert, und der Bandschluß vor der Übersiedelung nach Weimar zeigt schon rein äußerlich die grundlegende Bedeutung dieser Veränderung.

Im Übrigen dient ihm der Buchschluß zumeist, die Epoche ausklingen zu lassen, sei es nun in der Darstellung einer Weltanschauung,[2]) in einem Bruche mit der bisherigen Existenz,[3]) oder ironisch in einem nichtigen Zukunftsplan.[4]) Daneben gibt es ruhige, natürliche Abschlüsse, die das in dem Mittelpunkt des Buches stehende Erlebnis zu Ende führen[5]) und epigrammatische oder anekdotische ohne andere Tendenz,[6]) als die einer wirksamen Pointe. Die letzte Gruppe umfaßt die Ausblicke in eine ferne Zukunft, die hier einen sehr geeigneten Platz finden, wie jene Sehnsucht nach dem Lorbeer des Dichters,[7]) und der erste tiefe,

wenn auch vorübergehende Eindruck der antiken Kunst,[1]) und schließlich die Bedeutung, die Moesers historische und politische Ideenwelt für ihn gehabt hat.[2])

Über den Unterschied, den er zwischen Anfang und Schluß des Buches bei der Stoffverteilung mache, hat sich Goethe Ende des elften ausgesprochen: der Beginn bringt große neue Eindrücke, die sofort für das Leben fruchtbar gemacht werden, wie die deutsche Literaturbewegung,[3]) die ersten systematischen Kunstlehren,[4]) Herders großen Einfluß,[5]) die Darstellung der Weimarer Verhältnisse,[6]) um nur die Hauptpunkte zu erwähnen. Der Charakter der Einleitung gestattet das von Goethe auch sonst beliebte weite Ausgreifen, sodaß oft eine langsame Steigerung stattfindet, bis der eigentliche Gegenstand zur Verhandlung kommt; selten ist die einfache Weiterführung, die in reiner Form eigentlich nur das 19. Buch zeigt.

Von den Bänden hat der erste unleugbar in dem Bau seines Schlusses Verwandtschaft mit dramatischer Technik, wenn auch nur insoweit, als sie jeder Roman anstandslos besitzen kann, ohne in die Kunstmittel eines Nachbargebietes unzulässig überzugreifen; in den übrigen vermag ich eine derartige Tendenz nicht zu finden; der zweite schließt spannend, der dritte mit leiser Ironie, der vierte vordeutend, alle mit der offensichtlichen Absicht, das Interesse des Lesers für den Fortgang des Lebens wach zu erhalten, ohne doch eigentlich über den Charakter der folgenden Epoche etwas zu verraten, also so, wie jede Abteilung eines guten mehrbändigen Prosawerkes eigentlich schließen sollte.

Das Thema von Dichtung und Wahrheit ist, aller beigemischten andersartigen Elemente unerachtet, die Entwicklung einer Menschenseele, daher ist in letzter Linie alles auf Menschen konzentriert. Am fühlbarsten ist das auf einem Gebiet, auf dem

Goethe der unvergleichliche Meister gewesen ist, auf dem des Naturgefühls und der Naturdarstellung. Die italienische Landschaft hat Goethes Sinn für die deutsche Natur verstümmelt, auch hat ihn gewiß das tiefe Bedürfnis seines Wesens nach Wechsel der Eindrücke von den einst mit vollen Zügen genossenen Freuden der Thüringischen Natur zu seiner späteren, nur epocheweise unterbrochenen Haus- und Stubenexistenz geführt.

In den Werken macht sich die Abnahme des Naturssinnes, über die Goethe schon Frau von Stein und Schiller gegenüber scherzt, früh geltend, und der Wilhelm Meister verzichtet beinah völlig auf Naturbeschreibungen; 1817 erklärt Goethe ohne Umschweife an Zelter:[1]) „Besieh dir ja die weite Welt gelegentlich, so lange sie dir Spaß macht. Ich habe mir die ästhetische Ansicht derselben (die landschaftliche) durch die wissenschaftliche ganz verdorben.“ All das gilt selbstverständlich nur bedingt, und Goethe hat Stunden und Tage gehabt, wo die alte Liebe und die alte Kunst zu voller Frische wieder erwachten; Eckermanns Gespräche beweisen, daß gerade der Greis im höchsten Lebensalter die Natur wieder mit den Augen des Jünglings angesehen hat, doch ist der Unterschied zwischen den unmittelbar aus der Natur geschöpften Schilderungen des Werther-Dichters und der durch das Medium des Stils und der Reflexion gegangenen Darstellung des Greises überall deutlich, und Goethe hat selbst einmal bekannt, daß seine Landschaftsschilderung zumeist aus der Erinnerung fließe,[2]) wobei naturgemäß die zunehmende Entfremdung zu einem Erblassen der Bilder führen mußte.

Der Dichter hat in einem der letzten Bücher[3]) das Naturgefühl des Jünglings, den das Geheimnisvolle des Hochgebirges magisch anzog, nur halb bewußt mit dem des Greises kontrastiert, dem die gewaltigen Felswände der Axenstraße nichts zu sagen haben, und man muß schon die wundervollen Schilderungen der

Schweizer-Reise an Stelle von Dichtung und Wahrheit vornehmen, wenn man die Naturanschauung des jungen Goethe kennen lernen will.

Doch sind die frühsten Abschnitte fast noch ärmer an Naturschilderungeu als die späteren, die — man denke an Offenbach und den Main[1]) — gelegentlich glückliche Bilder geben, sodaß auch hier ein gewisser Gegensatz zu Rousseau hervortritt. Wie kurz wird das liebliche Lahntal abgetan,[2]) und der Rhein muß sich gar an einem halben Dutzend klangvoller Namen genügen lassen[3]) in der Hoffnung, „daß jeder meiner Leser im Stande sei, sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen". Am besten gelingt es dem Dichter da, wo er Reste von den farbigen Darstellungen der Jugendtagebücher durch die spätere Überarbeitung hindurchschimmern lassen kann. Wo Dichtung und Wahrheit sonst Ansätze von Naturbeschreibung zeigt, wie bei Gelegenheit des Wetzlarer Aufenthaltes,[4]) macht sich das Schema unliebsam bemerkbar, das allzu Bewußte der Technik tritt hervor,[5]) und schließlich müssen Zitate oder Berufungen auf Literatur[6]) und Kunst[7]) den unmittelbaren Eindruck ersetzen helfen.

Von Hilfsmitteln so äußerlicher Art hat Goethe überhaupt im Verlauf der Arbeit immer mehr Gebrauch gemacht. Ein schon früher, z. B. in Rousseaus Emile angewandtes Verfahren, um Menschen oder Zustände vor den Augen des Lesers lebendig zu machen, ist ihre Identifizierung mit Personen eines bekannten Romans, von Goethe ja für die Sesenheimer Idylle umständlich und entgegen der Wirklichkeit durchgeführt,[8]) für die Knabenzeit in anderer Weise projektiert, aber wieder aufgegeben.

Gehört dieses Hilfsmittel schon den früheren Partien des Werkes an, so werden andere Erleichterungen, die sich der Dichter gestattet, erst mit dem Fortschreiten der Erzählung häufiger. Vor

allem läßt er immer mehr die eigene Lyrik als Vermittlerin von Jugendstimmungen eintreten, die in Prosa umschreibend darzustellen, ihm nicht mehr gelingen will. Anfangs beschränkt er sich darauf, noch Ungedrucktes zur Belebung einzuschalten, der vierte Band bringt indessen auch längst Erschienenes noch einmal[1]) „um . . . diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern".

Wie die eigene, so wurde auch fremde Lyrik stimmungsbildend herangezogen, wofür das Klopstock-Zitat über die Freuden des Schlittschuhlaufs angeführt sei,[2]) während sonst wohl Kunstwerke eine lebhaftere Vorstellung des Geschilderten erwecken sollen: von modernen die für Weimar erworbenen Kerstings,[3]) die jetzt eine Zierde des Großherzoglichen Museums bilden, aus der älteren Zeit die bereits mehrfach angeführten alten Niederländer.

Die Tendenz zur bildenden Kunst hat Goethe überhaupt dazu geführt, vielfach an den plastischen Sinn der Leser zu appellieren, und ihn mit zunehmendem Alter immer geneigter gemacht, der Phantasie durch sorgfältig arrangierte Bilder nachzuhelfen. Es handelt sich dabei um eine allen Alterswerken gemeinsame Erscheinung, die dem Stil, etwa der Wahlverwandtschaften, seine charakteristische Prägung verleiht und wohl verdiente, einmal im Zusammenhange betrachtet zu werden.

Sie steht in schroffem Gegensatz zu der immer stärker werdenden Abneigung gegen bildlichen Ausdruck, die uns den einstigen[4]) „ewigen Gleichnismacher" in diesen Jahren fast als Feind des Tropus erscheinen läßt. Eigentlich führt nur das Bedürfnis, die schwierige Lage in der Zeit seiner Liebe zu Friederike und zu Lilli dem Leser unauslöschlich einzuprägen, zu echten Bildern, dem prachtvollen der Bombe[5]) und dem hübschen von Amor dem

Kind am Kleide der Hoffnung,[1]) während die Veranlassung eines weiteren ausführlicheren Gleichnisses seine alte Überzeugung von der Aussichtslosigkeit des inneren Fortschrittes der Menschheit gewesen ist.[2]) Alles übrige ist unbedeutender, entweder ganz kurz und prägnant oder aber dem alten Bestande angehörend, wie sein Lieblingsbild aus dem eigenen Zauberlehrling, das gar zweimal herangezogen wird.[3])

Alle diese Erscheinungsformen der Goethischen Stilentwicklung können indessen nur in dem großen Zusammenhang aller wissenschaftlichen und dichterischen Werke ersprießlich betrachtet werden und für die Erörterung einer einzelnen Schrift mangelt es vorläufig noch an den notwendigen Grundlagen, da auch Knauths höchst verdienstliches, den Begriff „Stil" allerdings sehr eng fassendes Buch, fast ausschließlich der Betrachtung der Werke in gebundener Sprache zugewandt ist.

Der Stil steht seiner ganzen Art nach in der Mitte zwischen historischer und romanhafter Schreibweise, bald mehr der einen, bald der andern Seite zugeneigt und, wie bei Goethes Freunde Plutarch, stark ethisch beeinflußt. Den Dichter hören wir vor allem aus Goethes seit der Zeit seines Klassizismus stark hervortretender Neigung, die Sätze tönend ausklingen zu lassen, wofür das Ende des ersten Buches ein typisches Beispiel gibt.[4])

Diese Ausdrucksweise beherrscht die Selbstbiographie in höherem Grade als die andern gleichzeitigen Schriften, mit denen sie sich im übrigen natürlich auf der gleichen Linie bewegt, wenn Goethe auch selbst den Eindruck hatte, daß die lebhafte Vorstellung der realen Vorbilder seiner Erzählung wohl im Stande sei, seinen Stil günstig zu beeinflussen, und daß auf diesem Wege die Lilli-Episode etwas „Delikates" und „Eigentümliches" erhalte,[5]) das sie weit abrücke von den Liebesgeschichten der Romane.

Neben diesen gewiß vorhandenen echten Naturklängen ist aber gerade der letzte Band aufs stärkste durch das Eindringen der umständlichen Kanzleisprache beeinflußt, die Goethe sich anfangs für zeremoniöse Zwecke geschaffen hatte, nun aber als bequemes, jederzeit zur Hand liegendes Ausdrucksmittel übergern verwendete. Doch dürfen wir, wie gesagt, darin nichts für Dichtung und Wahrheit individuell Charakteristisches finden, so wenig Sprache oder Wortgebrauch in Einzelheiten der Selbstbiographie eine Sonderstellung unter den Werken anweisen.

Das bewies ja auch die Entstehungsgeschichte. Denn die umfassende Vollmacht Riemers zeigt aufs Deutlichste, wie es Goethe hier wohl auf möglichste Klarheit und Deutlichkeit der Sprache, nicht aber eigentlich auf einen individuellen, nur für dieses Werk gültigen Ausdruck ankam; so ist denn der Dichter selbst dem jungen Eckermann und seinen wohlgemeinten Verbesserungsvorschlägen zum vierten Bande weit entgegengekommen, da ihm die äußere Form längst vergänglich und nebensächlich erschien im Vergleich zu dem, was sie umschloß.

Goethes ziemlich offen zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen sein Publikum hatte ihm von früh an manches Widerwärtige zugezogen. Sie zu erklären und zu entschuldigen ist er in „Dichtung und Wahrheit“ mehrfach bemüht. Das war nur möglich, wenn er inzwischen anderer Ansicht geworden war: und wirklich hatte er sich gründlich geändert. Bei diesem Werke wird zum ersten Mal recht deutlich, daß auch er nach einer Resonanz verlangte, daß er es müde geworden war, ohne Widerhall in die Leere zu sprechen. Denn jetzt wurde sie ihm fühlbar. Schon die Zueignung zum Faust hatte das Zerstieben des alten Publikums beklagt, das ihn einst, auf den vorderen Bänken sich um ihn drängend, hatte vergessen lassen, daß der Saal halb leer war, vor dem er las.

„Dichtung und Wahrheit“ war in besonderer Weise für dieses große Publikum bestimmt gewesen; hatte es doch wieder Trost und Freude bringen sollen für seine leidenden und klagenden Landsleute. Es war nicht unnahbar, wie die bisherigen Werke, in die Welt gegangen, sondern es bemühte sich, zum Leser persönlich zu sprechen, und war deshalb mit einer — sonst bei Goethe so unbeliebten — Vorrede eingeleitet worden. Wenn der Dichter sich nicht gescheut hat, die Autobiographie eines Lakeien als eine Bibel der Bedienten und Handwerksburschen anzusprechen, so ist sein Werk sicherlich in höherer Sphäre als ein weltliches Erbauungsbuch gedacht.

So zeigen gleich die ersten Briefe nach dem Erscheinen des Buches uns Goethe von einer neuen Seite: er erwartet fast ängstlich Meinungsäußerungen, er geht gern auf die ihm zukommenden ein, er schreibt darüber an andere, ja er fordert sie geradezu heraus

und zeigt ſich rührend dankbar für jedes freundliche und verſtändige Wort. Auch auf die Beſprechungen der Zeitſchriften iſt er diesmal geſpannt, wenn er ſie auch zwecks gemeinſamer Lektüre zunächſt aufſpeichert, wohl um die Eindrücke des Günſtigen und Mißgünſtigen ausgleichen zu können: er ärgerte ſich nicht gern.

Und dieſe Änderung ſeines Verhaltens, die natürlich begründet iſt in der bereits beſprochenen Wandlung ſeiner Stellung zur Öffentlichkeit, ſollte ihm eine große Enttäuſchung bringen. Der buchhändleriſche Erfolg des Unternehmens ſcheint bedeutend geweſen zu ſein — aber eine wirkſame Reſonanz aus dem Publikum hat Goethe vergeblich erwartet.

Man ſtand dem problematiſchen Werke zweifelhaft gegenüber. Von den Konfeſſionen her war man intereſſantere Indiskretionen gewöhnt: ſchon nach dieſer Richtung war man enttäuſcht. Für das Antiquariſche hatte allenfalls die junge Generation, nicht aber die unhiſtoriſch denkenden Zeitgenoſſen der Revolution Sinn, und den Dichter in ſeiner Entfaltung zu ſtudieren war dem breiten Publikum erſt recht zu mühſam, da es ſchon die Werke ſeiner reifen Zeit nur ſehr zögernd aufnahm. Wer von der Lektüre Jean Pauls oder gar der Romantiker kam, wie ſollte ſich der ſo ſchnell in der lichten Atmoſphäre, in welcher dieſe Lebensbeſchreibung lebt und atmet, wohl fühlen?

Goethe mußte mehrfach Zelter und anderen über den Unverſtand und die Teilnahmloſigkeit des Publikums ſein Herz ausſchütten; wenn er dabei freilich die Gleichgültigkeit der lieben Deutſchen beſonders beſchuldigt, ſo hat er den Landsleuten doch einigermaßen unrecht getan, denn England und Frankreich haben ſich das Buch auch heute noch nicht zu eigen zu machen gewußt: erſcheint es dem Franzoſen beinahe lächerlich, ſo dem Engländer faſt verächtlich und von einer Kenntnis, auch nur von ſeiten der Gebildetſten beider Völker, iſt keine Rede.

Im gegenwärtigen Deutschland steht es jetzt unvergleichlich besser. Die Erkenntnis des Goethischen Genius, und, was mehr ist, die Liebe zu ihm, hat das große Publikum ergriffen und seine menschliche wie die schriftstellerische Persönlichkeit interessiert weit über eigentlich literarische Kreise hinaus Männer und Frauen, die wohl fühlen, daß sie hier fürs Leben, ja leben lernen können, während sie höchste Kunst genießen. Mit der wachsenden Goetheverehrung ist die Kenntnis der Selbstbiographie gewachsen und „Dichtung und Wahrheit" ist heute sogar Schullektüre, und zwar eine bei Schülern und Schülerinnen beliebte Lektüre, wodurch allein sie fruchtbar werden kann — wenn nur die für Schulzwecke bestimmten Auszüge (soweit sie mir bekannt sind) nicht gar so ängstlich und dürftig wären!

Dieses lebendige Interesse in seiner Weise zu fördern, war das vorliegende Buch bestimmt; vielleicht eröffnet es auch einem oder dem anderen Leser aus der größeren Goethe-Gemeinde den Zugang zu mancher bisher verschlossenen Seite des großen Werkes, das doch nicht so leicht voll zu erfassen ist, wie es beim ersten Anblick scheinen will.

Denn „Dichtung und Wahrheit" ist als Buch ein einzigartiges Individuum, wie Goethe als Mensch; nicht leicht irgendwo anzuschließen, den gewohnten Maßstäben sich entziehend, den in Konventionen befangenen Kulturen und Literaturen schwer zugänglich; aber dem innerlich Freien sich eröffnend, wie alles wahrhaft Individuelle unnachahmlich.

Nur wer den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit empfangen hatte, durfte wagen, sein Leben mit Kunstmitteln der Poesie darzustellen, ohne es zu verfälschen. Welch anderer wollte es unternehmen, dabei in den Grenzen zu bleiben, jenseits deren die innere Wahrheit aufhört, die Phantasie zur Sklavin der Selbstgefälligkeit wird, und das Werk wertlos wird

für die Biographie sowohl wie für die Psychologie, der für die empirische Erkenntnis der Lebenszustände in der echten Autobiographie die lebendigste Quelle sprudelt.

Bietet doch in dieser Hinsicht selbst die Goethische Konfession schon Schwierigkeiten, und es möchte nicht ratsam scheinen in alle Einzelheiten hinein das Zeugnis des großen Dichters für innere Erlebnisse vorbehaltlos aufzurufen — man erinnere sich etwa an das für die religiöse Entwicklung Angeführte.

Nicht als Vorbild also einer literarischen Gattung, als Musterbeispiel einer Selbstbiographie, sollte „Dichtung und Wahrheit" aufgestellt werden, sondern in seiner Eigenart und individuellen Schönheit wünschte ich Goethes reifstes Prosawerk darzustellen, als eine Beichte ohne Zerknirschung des Herzens, aber auch ohne überhebliche Selbstbespiegelung, als ein Bekenntnis Goethischer Weltfrömmigkeit, als geradesten Weg zur Erkenntnis des Goethischen Wollens, Denkens und Seins.

Daß ich die Arbeit auf einer erneuten Durchsicht des handschriftlichen Materials aufbauen konnte, verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Direktors des Goethe-Schiller-Archivs, Herrn Geheimen Hofrats Professor Dr. Bernhard Suphan. Ihm, wie den mir so oft behilflichen Herren des Archivs, den Professoren Dr. Wahle und Dr. Schüddekopf, sowie Herrn Dr. Hecker herzlichen Dank! Verpflichtet fühle ich mich auch Herrn Professor Dr. Ph. Strauch, der die ganze Arbeit mit lehrreichen Bemerkungen begleitete, wie meinem verehrten Lehrer Erich Schmidt für wichtige Hinweise. Anderes verdanke ich Herrn Dr. M. Morris, dem vorzüglichen Goethe-Kenner, meinem Freunde Dr. Jacobs und bei Bewältigung der Korrektur der Hilfe meines Vaters.

Anmerkungen.

Abkürzungen.

Goethes Werke sind mit den Anfangsbuchstaben ihrer Titel angeführt: D. u. W. = „Dichtung und Wahrheit". Z. X. = Zahme Xenien. Lj. = Wilhelm Meisters Lehrjahre. T. u. Jh. = Tag- und Jahreshefte usw.

Alle Zitate aus den Werken sind sowohl nach der Sophien-Ausgabe (W.) wie nach der Cottaschen Jubiläumsausgabe (J.) gegeben. Die Tagebücher (Tgb.) und Briefe sind nur ihrem Datum nach zitiert, damit sie auch in anderer als der Weimarer Ausgabe nachgeschlagen werden können. D. j. G. = Der junge Goethe. Herausgegeben von S. Hirzel. 3 Bde. Leipzig² 1887.

Die Gespräche sind, soweit der Abdruck zureichend schien, nach der Sammlung W. Freiherrn v. Biedermanns (Goethes Gespräche, 10 Bde., Leipzig 1889—1896) angeführt; die Gespräche mit v. Müller und Soret sind indessen besser in der neuen Ausgabe zu benutzen: C. A. H. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller², Stuttgart 1898, und derselbe, Goethes Unterhaltungen mit F. Soret, Weimar 1905. Die Gespräche mit Eckermann (E.) sind nach der relativ besten Ausgabe von L. Geiger (G.), Leipzig o. J. (bei Max Hesse) angeführt, doch gebe ich regelmäßig das Datum, um das Auffinden auch in anderen Ausgaben zu ermöglichen.

Im übrigen ist nur noch der Abkürzung Schr. d. G. G. = „Schriften der Goethe-Gesellschaft" und G. Jb. = Goethe-Jahrbuch zu gedenken.

Die fettgedruckten Ziffern in den Anmerkungen beziehen sich auf die Seiten, die danebenstehenden auf die Nummer der Anmerkung.

Die Literatur über Goethe ist bis 1890 in Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung², fortgesetzt von E. Goetze, IV, 1, Dresden 1891, registriert. Ergänzt wird diese Zusammenstellung durch die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte (seit 1890) sowie durch die

Bibliographien des Euphorion, des Goethe-Jahrbuchs und der Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Vgl. jetzt auch: F. Meyer, Verzeichnis einer Goethe Bibliothek, Leipzig 1908.

Die grundlegende Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" ist die ausführlich kommentierte von Löpers in Hempels Klassiker-Ausgabe, Goethes Werke, Bd. 20—23. Das seitdem hinzugekommene Material verarbeitet K. Heinemann in der Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts, Bd. 13 und 14 (Meyers Klassiker-Ausgabe), während R. M. Meyers Ausgabe (in Cottas Jubiläumsausgabe, Bd. 22—25) nach der Seite der Komposition Neues beibringt.

Die Arbeiten, die für die Einzelheiten fördernd gewesen sind, sind an ihrem Orte angeführt. Hier sei nur im allgemeinen auf C. Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit, München 1898, hingewiesen, wozu A. Kösters Rezension, Anzeiger für deutsches Altertum, 1899, S. 68 f., zu vergleichen ist. Zusammenfassend behandelt die „Dichtung und Wahrheit" berührenden Fragen der Vortrag G. Roethes (Berichte des freien deutschen Hochstiftes, N. F. XVII, 1 f.).

Entstehungsgeschichte.

Einleitung. S. 8, 1. Schiller an Goethe, 28. Juni 1798. — 5, 1. 6. Mars, 10. May, 17. Juni 1776; Wartburgstimmen II (1904), 3, 172. — 5, 2. Schiller an Goethe, 23. August 1794. — 5, 3. Schiller an Goethe, 17. Januar 1797. — 5, 4. Summarische Jahresfolge der Goethischen Schriften (Morgenblatt 1816) W. 42, 1, 77; J. 37, 83. Kampagne. Pempelfort November 1792 W. 33, 195; J. 28, 154. Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren W. 41, 368; J. 37, 220. — 5, 5. Fremden gegenüber tritt dieses Streben wohl zuerst hervor: an Friederike Caroline Sophie Prinzessin von Solms-Braunfels, 3. Januar 1812. Goethe wird dann immer zugänglicher. Vgl. neben vielem einzelnen: an Schubarth, 2. April 1818 und die späteren Briefe an ihn; an Graf Paar, 21. Oktober 1818; an Clemens, 11. Oktober 1819; an Wachler, 24. Oktober 1819; an Zauper, 9. April, 7. September 1821; an Schultz, 11. Juni 1823; an Nees v. Esenbeck, 13. Juni 1823; an Varnhagen, 14. September 1823; an Nicolovius, 2. Oktober 1827. Zu v. Müller, 2. Juli 1830, 5. Januar 1831. Schließlich die Förderung von Eckermanns Gesprächen, 15. Februar, 4. April, 24. Mai, 5. Juni 1825. Tgb. und E. — 5, 6. F. Ygem, Goethes Charakter, Programm, Berlin 1831. — 5, 7. An Fouqué, 21. Januar 1811, in: Briefe an F. Baron de la Motte-Fouqué. Her. v. Albertine Baronin de la Motte-Fouqué, Berlin 1848. — 6, 1. Vgl. J. Minor, Goethes Mahomet, Leipzig 1907, S. 83; Lavater zum Prinzen v. Meiningen. — 6, 2. F. Jacobis Briefe an Goethe. — 6, 3. An Fouqué, 12. November 1810; vgl. 5, 7. — 6, 4. H. u. D. V, W. 57 f.; vgl. Z. X. VIII; W. 5, 1, 109; J. 4, 113. — 7, 1. Seefahrt W. 2, 73; J. 2, 57.

Die Perioden seines Lebens. S. 9, 1. Farbenlehre II, 1. Historischer Teil, V. Abteilung, 17. Jahrhundert. Allgemeine Betrachtungen W. II, 3, 244; J. 40, 202.

Erste Bildung. S. 10, 1. E. 18. Februar 1829; G. S. 254 und öfter.

Eigentümliches Streben. S. 14, 1. An Knebel, 27. Juli 1782. — 14, 2. An Personen. Ilmenau. B. 108; W. 2, 195; J. 1, 279. —

14, 3. Schon an Lavater, 6. März 1780, sehr kritisch. — 15, 1. An Carl August, 11. August 1787. — 15, 2. An Schiller, 28. Februar 1798. — 16, 1. Tgb., 19. Oktober 1786. — 16, 2. An Carl August, 25. Januar 1788 und öfter. — 16, 3. „Epimenides". An Knebel, 25. Oktober 1788. — 17, 1. „Grimmiger Rigorism." An Schiller, 24. November 1797. — 17, 2. An Schiller, 26. Dezember 1795. — 17, 3. An Schiller, 22., 24., 27. Juni 1797; 12. September 1800. „Abschied" W. 15, 1, 344; J. 14, 293. Vgl. das Urteil über Wilhelm Meister: an Schiller, 30. Oktober 1797.

Vollendung. S. 19, 1. Divan, Suleika W. 6, 162; J. 5, 76.

Welt und Menschheit. Metaphysisches. Neuerdings: E. A. Boucke, Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage, Stuttgart 1907; mit Neigung zur Konstruktion, doch sehr wertvoll. Ch. Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Stuttgart I 1905, II 1907. S. 20, 1. An v. Knebel, 28. März 1797. — 20, 2. Z. B. An Fichte, 24. Juni 1794 u. ö.; an Schiller, 23. September 1800; an Schelling, 27. September 1800. — 20, 3. An Schiller, 5. Mai 1798; an W. v. Humboldt, 16. September 1799. — 20, 4. An Sömmering, 28. August 1796. Vgl. E., 17. Februar 1829; G. S. 254. — 21, 1. Z. B. „Einwirkung der neueren Philosophie" (1817) W. II, 11, 47; J. 39, 28. — 21, 2. Zu v. Müller, 16. Juli 1827. B. Nr. 1105. — 21, 3. F. Warnecke, Goethe, Spinoza und Jacobi, Weimar 1908 übertreibt eine an sich richtige Beobachtung. Für das, was Goethe von Spinoza genommen hat, brauchte er kein eingehendes Studium des Philosophen. D. u. W. ist in diesem Punkte zuverlässig. D. u. W. XVI; W. 29, 7; J. 25, 4. — 21, 4. An F. Jacobi, 9. Juni 1785. — 21, 5. An Frau v. Stein, 7.—10. Februar 1787. — 21, 6. Vgl. D. u. W. XIV; W. 28, 288; J. 24, 216. — 21, 7 f. 21, 1; vgl. zu Boisserée, 3. Oktober 1815 B. Nr. 912 u. 915. — 22, 1. An Schiller, 19. Dezember 1798; an C. G. Voigt, 19. Dezember 1798; an Herder, 7. Juni 1793; an Maria Paulowna, 3. Januar 1817, dazu Tgb., 2. Januar 1817.

Religion. S. 22, 2. W. 37, 84 u. 98. — 22, 3. An Fouqué, 12. November 1810, vgl. 5, 7. — 22, 4. B. Nr. 10. — 23, 1. Sehr charakteristisch sagt er, E. 23. Februar 1831; (G. S. 372) „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber". — 23, 2. E. 4. Februar 1829; G. S. 245. — 23, 3. Z. B. Wanderjahre III, 13; W. 25, 243; J. 20, 186 f.; E. 11. März 1832; G. S. 620; das Gespräch ist zwar später von ihm komponiert, gibt indessen sicher Goethes Meinung wieder. — 23, 4. Jetzt übersichtlich zusammengestellt bei J. Minor, Goethes Mahomet, Leipzig 1907, S. 63 f. — 23, 5. Typisch: Werther II, 15. November D. j. G. III, 332; W. 19, 130; J. 16, 98. — An Pfenniger, April 1774. — 23, 6. Zuerst an Frau von Stein, 5. April 1782. — 24, 1. An F. Jacobi, 2. Januar 1800; 11. Januar

1808. — 24, 2. An Chr. F. W. Jacobs, 14. Auguſt 1812; an Reinhard, 14. November 1812. — 24, 3. Sein Schweigen fällt ſchon Keſtner auf. Für die zehn Jahre vgl. an F. Jacobi, 9. Juni 1785; für das Alter E. (Soret), 31. Dezember 1823; G. S. 434 und Soret ſelbſt. — Für den ganzen Abſchnitt iſt von Wert die im Gegenſatz zu den gewöhnlichen Brevieren ſehr gut gearbeitete Schrift von Th. Vogel, „Goethes Selbſtzeugniſſe über ſeine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen". Leipzig² 1903.

Lebensauffaſſung. S. 24, 4. Z. B. Werther I, 22. Mai, D. j. G. III, 242; W. 19, 15; J. 16, 11; E. 13. Februar 1831; G. S. 359. — 24, 5. E. 11. April 1827; G. S. 192; „Die Weiſen und die Leute" in „Gott und Welt"; W. 3, 107; J. 2, 260; an C. H. Schloſſer, 5. Mai 1815, wozu die Lesarten in W. zu vergleichen ſind. — 24, 6. An Hufeland, 5. September 1817. — 25, 1. Z. B. im Leben des Sulla, Alexander, Timoleon. Vgl. dazu G. B. v. Schirach, Biographien des Plutarchs. 8 Bde. Berlin und Leipzig 1777—80; III, 33. — 25, 2. Wie es v. Schöler verſucht: „Über den Begriff des Dämoniſchen bei Goethe", Gegenwart 1902, LXI, 2, 319 und 364, indem er den Begriff zu nah an den des Schickſals heranrückt. Die Sammlung des Materials war nicht vollſtändig genug. — 25, 3. Fauſt II, 5, Mitternacht; V. 11446. — 25, 4. An Meyer, 8. Februar 1796. Ebenſo noch 1812. Der deutſche Gil Blas, eingeführt von Goethe. Vorwort. W. 42, 1, 91; J. 37, 203. — 25, 5. An Meyer, 18. April 1796, aber ſchon 5. Auguſt 1778 an Merck, u. ö. — 25, 6. D. u. W. VI; W. 27, 16; J. 23, 11. — 25, 7. An F. H. Jacobi, 2. Februar 1789. — 26, 1. An Schiller, 31. Juli 1799. — 26, 2. D. u. W. XI; W. 28, 69; J. 24, 53; durchaus kein Augenblickswort. Vgl. an Schultz, 10. April 1823; „Notiz" (über die Wahlverwandtſchaften); Morgenblatt, 4. September 1809; W. 41, 34; das Problem neu zu formulieren verſucht ſchon der Rezenſent der F. g. A. zu A. v. Joch, über Belohnung und Strafe nach türkiſchen Geſetzen; W. 37, 264; J. 36, 63; zur Sache: G. Siebeck, Das Problem der Freiheit bei Goethe, Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik, Bd. 118, 42. — 26, 3. Zu v. Müller, 3. Februar 1823; B. Nr. 826. — 26, 4. E. 24. Februar 1825; G. S. 114. — 26, 5. E. 14. März 1831; G. S. 384; an Zelter, 26. Juni 1824. — 26, 6. Aus der großen Anzahl von Stellen ſei herausgehoben: An Schiller, 19. Dezember 1798; D. u. W. XII; W. 28, 102; J. 24, 76; an Schultz, 24. November 1817; „zur Morphologie" Schr. G. G. 21, Nr. 415—417; J. 39, 60. — 27, 1. Gott und Welt: „Vermächtnis"; W. 3, 82; J. 2, 245. — 27, 2. An F. H. Jacobi, 2. Februar 1789; an Zelter, 31. Dezember 1829. — 27, 3. Z. B. D. u. W. XI; W. 28, 10. 84; J. 24, 7. 64. — 27, 4. Vorgefühl Lj. IV, 9 und V, 3; W. 22, 58. 154; J. 17, 274; 18, 16; E. 7. Oktober 1827; G. S. 525 f. — 27, 5. An Schiller, 8. Dezember 1798. — 27, 6. Z. B. Wv. I, 1; W. 20, 13; J. 21, 10.

Studium des Menschen. S. 28, 1. C. F. Gellert, Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, Leipzig 1751. Musterbrief 2. — 28, 2. An Reich, 20. Februar 1770. — 28, 3. An Meyer, 5. Dezember 1796 u. ff. — 28, 4. An Schiller, 19. Dezember 1798 und an Voigt vom gleichen Tage. Später sehen wir ihn ebenso bemüht um Stiedenroths Psychologie K. und A. V, 2, 169; W. 41, 2, 159; Heinroths Anthropologie desgl. S. 175; W. 41, 2, 163. Zum Thema die Dissertation von Helene Herrmann, die psychologischen Anschauungen des jungen Goethe und seiner Zeit, Berlin 1904. — 29, 1. An Frau v. Stein, 10. März 1781; 19. August 1784. — 29, 2. An Frau v. Stein, 21. August 1784. — 29, 3. D. u. W. VII; W. 27, 149; J. 23, 113. — 29, 4. An Schiller, 7. November 1798. — 30, 1. An Meyer, 13. März 1791. — 30, 2. An Schiller, 5. und 8. Juli 1797. — 30, 3. An Schiller, 22. Juni 1799. Endgiltige Behandlung der Frage durch Meyer in „Winkelmann und sein Jahrhundert", Tübingen 1805, S. 365 f. — 30, 4. An Frau v. Stein. 28. Oktober 1782. — 30, 5. An Frau v. Stein, 3. November 1781. — 30, 6. Zu v. Müller, 31. März 1823; B. Nr. 836.

Studium der Menschheit. Die Bemühungen des Jahrhunderts auf diesem Gebiet mustert: F. Günther, Die Wissenschaft vom Menschen. Ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus. Gotha 1907. (Geschichtl. Unters. herausgegeben von K. Lamprecht V, 1). — S. 32, 1 zu Falk, Februar 1809; B. Nr. 395. — 32, 2. Vgl. dazu, was Schiller am 9. November 1795 an W. v. Humboldt schreibt.

Die Persönlichkeit. S. 32, 3. An Meyer, 9. Juni 1794. — 32, 4. An Jacobi, 2. Januar 1800. — 32, 5. An Schiller, 29. Juni 1796. — 33, 1. An Schiller, 23. Oktober 1799; zur Morphologie I, 4; Schr. d. G. G. 21, Nr. 391; J. 38, 250. — 33, 2. An Schiller, 10. Februar 1798. — 33, 3. An Schiller, 28. Februar 1798. — 33, 4. Bekanntlich ein spezifisch Goethischer Terminus, wohl am klarsten umschrieben; E. 18. Februar 1829; G. S. 254; vgl. auch die obenzitierte Maxime zur Morphologie; Schr. d. G. G. 21, Nr. 412. — 33, 5 oft; beide zusammen genannt: E. 3. März 1830; G. S. 321. — 33, 6. An Lavater, (ungefähr 20.) September 1780. — 33, 7. E. 28. Februar 1831; G. S. 375. — 33, 8. Gott und Welt: Dämon W. 3, 95; J. 2, 252. — 33, 9. D. u. W. IV; W. 26, 204; J. 22, 150. — 34, 1. Ähnlich sehr charakteristisch T. u. Jh. 1807 über Werner; W. 36, 22; J. 30, 226; aus früherer Zeit (seit dem Fragment) Faust I Studierzimmer (2) V. 1806 f.; in den zehn Jahren: Vermischte Gedichte: Harzreise im Winter V. 6; und schließlich schon auf Wielands Spuren (nach Musarion III) Die Mitschuldigen, erste Fassung D. j. G. I, 172.

Vererbung. S. 34, 2. Einen scharfen Unterschied zwischen ererbt und angeboren macht Goethe bei Gelegenheit Zelters T. u. Jh. 1803; W. 35, 156; J. 30, 121. — 34, 3. An Johanna Schlosser, 24. November

1801. — 34, 4. Wj. II, 3; W. 24, 279; J. 19, 210. — 34, 5. Lj. VI; W. 22, 351; J. 18, 164. — 34, 6. E. 14. Februar 1831; G. S. 362. — 34, 7. E. 11. März 1828; G. S. 542; an Zelter, 9. Juni 1831. — 34, 8. Iphigenie I, 3 V. 355 f. — 35, 1. An Schiller, 26. April 1797; E. 12. Mai 1825; G. S. 123 (über Bürger). — 35, 2. D. u. W. II; W. 26, 110; J. 22, 81. — 35, 3. Tgb., 18. Mai 1810; Lj. VIII, 1; W. 23, 141 f.; J. 18, 270. — 35, 4. Zu Riemer, 20. Auguſt 1808; B. Nr. 365. — 35, 5. Tgb., 18. Dezember 1778.

Umwelt. S. 36, 1. D. u. W. XI; W. 28, 50; J. 24, 38. — 36, 2. Urworte (ſ. 33, 8) „Das Zufällige". — 36, 3. D. u. W. XI; W. 28, 76; J. 24, 58. — 36, 4. An Karl Auguſt, 8. März 1779. — 36, 5. Lj. II, 9; W. 21, 190 f.; J. 17, 136; E. 12. April 1829; G. S. 293. — 36, 6. An Meyer, 30. Dezember 1795. — 36, 7. Lj. VII, 1; W. 23, 4; J. 18, 170; E. 2. April 1829; G. S. 265. — 36, 8. „Antik u. Modern"; W. 49, 150. 155; J. 35, 125. 129; noch entſchiedener E. 13. Februar 1829; G. S. 251. — 36, 9. An W. v. Humboldt, 17. März 1832. — 37, 1. Wv. II, 3; W. 20, 295; J. 21, 214. — 37, 2. E. 18. Februar 1829; G. S. 255. — 37, 3. Neueſte deutſche Poeſie K. u. A. VI, 1, 186. 211; W. 41, 2, 279 f.; J. 38, 105. Leider ziehen die meiſten Ausgaben den Nachtrag zur Tabelle, den Charakter des „Logogryphen" ganz verwiſchend. — 37, 4. E. 21. Januar 1827; G. S. 171. — 37, 5. Urworte (ſ. 33, 8) „Liebe" W. 3, 95; J. 2, 253. An F. Jacobi, 7. Juli 1793. D. u. W. VI; W. 27, 15; J. 23, 11. — 38, 1. Lj. VIII, 1; W. 23, 131. 139; J. 18, 262. 268.

Erziehung. S. 38, 2. Urworte (ſ. 33, 8) „Nötigung". — 38, 3. An v. Knebel, 17. September 1799. — 38, 4. D. u. W. II; W. 26, 110; J. 22, 82. — 39, 1. An F. Jacobi, 31. März 1784 und 9. September 1788. — 39, 2. Lj. V, 1; W. 22, 135; J. 18, 3. — 39, 3. Zu Rothe, B. Nr. 1392.

Der Irrtum. S. 39, 4. Sprüche in Proſa, Schr. d. G. G. 21, Nr. 67 f. „Bedenklichſtes" J. 25, 209. An Eichſtädt, 15. September 1804. — 39, 5. Fauſt, Prolog im Himmel V. 317; vgl. dazu Kommentar von E. Schmidt J. 13, 271. — 39, 6. Vgl. die ſpätere Konſtruktion des Ganges des Wilhelm Meiſter T. u. Jh. Bis 1786 W. 35, 8; J. 25, 209. — 40, 1. E. 12. April 1829 G. S. 292; 20. April 1825 G. S. 118. Vgl. an Zelter, 15. Januar 1813. — 40, 2. An Schiller, 10. Februar 1798. — 40, 3. Kommentar zu den „Urworten" W. 41, 1, 221; J. 2, 358.

Selbſterziehung. S. 41, 1. D. u. W. X; W. 27, 318; J. 23, 237. — 41, 2. Winkelmann, „Eintritt" W. 46, 20; J. 34, 11.

Lebensſtufen. S. 42, 1. T. u. Jh. 1805; W. 35, 244; J. 30, 189. „Um Mitternacht" (13. Februar 1818) in: Lyriſches W. 3, 47; J. 2, 220. Wegen ſeines von Goethe mehrfach hervorgehobenen inſpirierten Charakters ein überzeugender Beleg, wie tief dieſe Anſchauung in ſeiner Natur begründet war. — 42, 2. 10. Mai 1806 B. Nr. 247. — 42, 3. E. 17. Februar 1829 G. S. 253. — 42, 4. E. 6. März 1831 G. S. 378; Wv. II, 12; W.

20, 346; J. 21, 251. — 42, 5. E. 17. Februar 1831 G. S. 363; vgl. dazu 12. April 1829 G. S. 291.

Seelenanalyse. S. 43, 1. Eine Ausnahme bildet die „Temperamentenrose" Tgb., 5. Februar 1799 u. ö. Und jenes „Schema der Gemütskräfte" Tgb., 3. November 1807, das er Frau v. Stein zeigte. Beide natürlich der Zeit des Klassizismus angehörig. — 43, 2. Mustergültig: „Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit" J. 25, 207. — 44, 1. An Schiller, 19. Dezember 1798 (Nr. 2); vgl. 28, 4. — 44, 2. D. u. W. VII; W. 27, 116; J. 23, 88.

Ethik. S. 45, 1. Erwin und Elmire (erst in der zweiten Fassung) I, 2 W. 221 f. Sprichwörtlich W. 2, 249; J. 4, 30. — 45, 2. Schr. d. G. G. 21, Nr. 247; J. 4, 213. — 45, 3. An J. H. Voß, 1. Juli 1795; zu Riemer, 7. Juni 1813; B. Nr. 580; doch kennt Goethe auch einen produktiven Haß (wie Bismarck!). E. 14. März 1830; G. S. 588. — 45, 4. Tgb., 26. März 1780; an Schiller, 23. Oktober 1799. — 46, 1. Lj. VIII, 5; W. 23, 197; J. 18, 311.

Charakter. S. 46, 2. An Reinhard, 8. Mai 1811, über Boisserée; zu Riemer, 27. August 1808; B. Nr. 368. — 46, 3. An Merck, Mai 1781. — 46, 4. Zu v. Müller, 31. März 1823; B. Nr. 836. — 47, 1. Die umfassendste Definition zu Schr. d. G. G. 21, Nr. 562; J. 39, 70; daneben Schr. d. G. G. 21, Nr. 416 (zu beiden auch Heckers Erläuterungen); J. 39, 60. D. u. W. XVI; W. 29, 28; J. 25, 20. — 47, 2. An Schiller, 30. Juni 1798, 3. oder 4. April 1801. Für Goethes Anerkennung des Unbewußten als des wahrhaft Schöpferischen brauchen Belege wohl nicht angeführt zu werden, sie sind unzählig. — 48, 1. D. u. W. XI; W. 28, 50; J. 24, 38. — Zum ganzen Kapitel vgl. R. M. Meyer, Goethe als Psychologe G. Jb. XXII, 3* f.

Goethes Stellung zur Geschichte. Vgl. E. Menke-Glückert, Goethe als Geschichtsphilosoph (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht, Heft 1), Leipzig 1907. Die Belege sind mit Rücksicht auf dieses manches verwandte Problem berührende Buch überwiegend dort nicht herangezogenen Teilen des Goethischen Lebenswerkes entnommen. — 49, 1. Abweichend einmal an J. v. Müller, 26. Juli 1782. — 49, 2. Z. X. IX; W. 5, 1, 130 f.; J. 4, 123 f.; an v. Knebel, 22. August 1817; Tgb., 26. November 1826; zu v. Müller, 19. Oktober 1823, B. Nr. 887. — 49, 3. D. u. W. VII; W. 27, 98; J. 23, 74. Dazu die Rezension v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, W. 41, 2, 155; J. 38, 259. „Unsinn des Weltwesens."

Geschichtliche Zustände. S. 50, 1. Winkelmann, „Mengs", W. 46, 39; J. 34, 25 f. — 50, 2. An Frau v. Stein, 1. Juni 1787. — 50, 3. Italienische Reise, 4. April 1787, W. 31, 94; J. 26, 273. — 50, 4. An Schiller, 16. Dezember 1797.

Ablehnung des Fortschrittgedankens. S. 51, 1. Für diese Fragen vgl. jetzt M. Morris, Einleitung zu J. 39 und die S. 347 angeführte Literatur. Sehr charakteristisch ist die Briefstelle: An Tauscher, 30. September 1817. — 51, 2. Die Stellen sind mehrfach gesammelt; vgl. die vorige Anmerkung. Dazu Gespräch mit Jean Paul B. Nr. 148, nicht „Fortschreitung", sondern „Umschreitung". — 51, 3. Häufig. D. u. W. steht zeitlich am nächsten die am 25. Mai 1809 geschriebene Einleitung des historischen Teils der Farbenlehre; W. II, 3, VII f.; J. 40, 120 f.; dann zu Soret, 8. Juni 1823. — 52, 1. An Zelter, 29. Januar 1831.

Kulturgeschichtliche Versuche. S. 53, 1. Geschichte meines botanischen Studiums. Verfolg. Schicksal der Handschrift W. II, 6, 131; J. 39, 317. — 53, 2. W. 34, 2, 139 f. — 53, 3. E. 2. April 1829; G. S. 266. — 54, 1. Die Stellen verzeichnet Heinemann zu seiner Goethe-Ausgabe (Bibliographisches Institut) 16, 386 (zu S. 143, Z. 20 ff.). — 54, 2. An? 1. Mai 1801. — 55, 1. T. u. Jh. 1804 Schluß; W. 35, 187; J. 30, 144. — 55, 2. An v. Knebel, 22. August 1817. — 55, 3. An Frau v. Stein, 8. März 1785.

Geschichtliche Lektüre. S. 55, 4. Einige Hauptwerke: Gibbon Tgb., 25. Mai 1798; Montesquieu, Carsés, 27.—31. Juli 1807; Niebuhr I, 2—8. Dezember 1811; 27. Januar bis 7. März 1827; 11.—20. Juli 1828; II, 20. September, 22. Oktober bis 24. November 1812 (dazu an Niebuhr, 17. Dezember 1811; an W. v. Humboldt, 31. August 1812); 3.—10. Januar 1831. Zu v. Müller, 5. Januar 1831 und die Briefe der Zeit; Heeren, Ideen 6., 7., 15. Oktober 1812; Guizot, Vorlesungen, 21. und 22. Juli 1828, 17. März u. ö. 1829; Johannes v. Müller, Allgemeine Geschichte, 10.—20. Juli 1810 (an Karl August, 22. Juli 1810, an Reinhard vom gleichen Tage); Luden, Geschichte des deutsches Volkes, 1.—7. März 1826; 12., 24. September 1827; Raumer, Hohenstaufen, 6. September bis 23. Oktober 1824; 9.—14. Mai 1825; zu v. Müller, 11. Oktober 1824. Die Liste ließe sich bedeutend verlängern!

Schätzung der Individualität. S. 56, 1. An Zelter, 17. und 29. Januar 1831. — 56, 2. G. Jb. XVI (1895) S. 21; J. 25, 277. — 56, 3. T. u. Jh. 1820; W. 36, 175; J. 30, 345. — 57, 1. T. u. Jh. Bis 1780. W. 35, 6; J. 30, 4.

Vorliebe für Biographien. S. 57, 2. Zu Luden, September 1812, B. Nr. 566. An v. Knebel, 23. April 1790; D. u. W. IX; W. 27, 263; J. 23, 196/7. Aber: Der deutsche Gil Blas. Vorwort. W. 42, 1, 91; J. 37, 203. — 57, 3. Wenn man überhaupt von einem Lieblingsschriftsteller Goethes sprechen kann, so ist es von Prosaikern zweifellos Plutarch. Die Lektüre ist zu belegen 1782 (an Frau v. Stein, 28. August 1782); 1787 (an Herder, 25. Januar 1787); 1800 (Tgb. 21. Febr.); 1811 (Tgb. 15. Juli); 1821 (7.—17. Oktober); 1826 (15.—24. November); 1830 (12., 13. Juni), zuletzt 28. September 1831 bis 14. März 1832. Sueton fast ebenso häufig,

zuerst belegbar 4. März 1806, zuletzt 13. September 1825. Die zunehmende Häufigkeit hängt wohl mit der größer werdenden Genauigkeit des Tgb. zusammen. — 58, 1. Schr. G. G. 21, Nr. 271; J. 38, 261.

Abneigung gegen Kritik. S. 58, 2. An S. Boisserée, 16. Januar 1818. — 58, 3. E. 15. Oktober 1825; G. S. 126; zu Grüner, 31. Juli 1822; B. Nr. 799. — 58, 4. E. 8. April 1829; G. S. 282. — 58, 5. An Zelter, 28. Juni 1831. — 59, 1. W. II, 15. September; D. j. G. III, S. 325; W. 19, 122; J. 16, 93. — 59, 2. Schr. d. G. G. 21, Nr. 382; J. 4, 224. — 59, 3. An Ch. F. S. Schultz, 10. Januar 1829. — 60, 1. Gott und Welt: Eins und Alles; W. 3, 81; J. 2, 244.

Genetische Betrachtungsweise. S. 60, 2. An F. Jacobi, 2. Januar 1800 u. oft. — 60, 3. An Zelter, 4. August 1803; T. u. Jh. 1805; W. 35, 195 f.; J. 30, 151. — 60, 4. Vgl. z. B.: Deutsche Sprache; W. 41, 1, S. 109; J. 37, 90. — 60, 5. Z. B. an Karl August, 26. Mai 1816. — 60, 6. Zu v. Müller, 20. September 1823 (fehlt bei B.).

Literarhistorische Arbeiten. S. 62, 1. An Schiller, 14. Juni 1796; Schiller an Goethe, 18. Juni 1796. — 62, 2. Literarischer Sansculottismus; W. 40, 201; J. 36, 143. — 63, 1. W. 40, 359; J. 36, 263. — 64, 1. L. Wachler, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Frankfurt 1818/19, 2 Bde. Schriften von Wachler las er z. B. 29. Oktober 1819; 26. Oktober bis 7. Dezember 1824; 26.—28. Juli und Oktober 1825; 2.—17. November 1827; 12. Februar 1829. Öffentlicher Dank für sein Handbuch der Geschichte der Literatur³ 1822—1824; W. 41, 2, 157; J. 38, 260. — 64, 2. Literarischer Sansculottismus; W. 40, 201; J. 36, 142. — 64, 3. W. 41, 1, 167 f.; J. 37, 140. — 64, 4. Seit 7. Januar 1815 an Dorow und an Nicolovius. — 64, 5. The first edition of Hamlet; W. 41, 2, 254; J. 38, 89. — 64, 6. Shakespeare und kein Ende III, W. 41, 1, 68 f.; J. 37, 49. — 64, 7. Die Tochter der Luft; W. 41, 1, 351; J. 37, 213. — 64, 8. S. v. „Rameaus Neffe"; W. 45, 209; J. 34, 190. — 64, 9. An Schiller, 18. März 1801. — 64, 10. An Schiller, 6. Dezember 1799. — 64, 11. An v. d. Hagen, 18. Oktober 1807. — 64, 12. W. 41, 2, 170 f.; J. 38, 126 u. d. Anm. dazu S. 306. — 65, 1. Deutsche Sprache; W. 41, 1, 113; J. 37, 92; an Blumenthal, 28. Mai 1819. — 65, 2. Vgl. auch die interessanten Ausführungen W. IV, 42. 348. — 68, 1. An Meyer, 31. Juli 1801. — 68, 2. Zu Riemer, 20. Juli 1811; B. Nr. 545. — 68, 3. An Creuzer, 1. Oktober 1817. — 68, 4. An S. Boisserée, 16. Januar 1818. — 68, 5. Homer noch einmal; W. 41, 2, 235; J. 38, 77.

Westöstlicher Divan.

Gefahr der analytischen Betrachtung.

Die Biographie. S. 69, 1. W. 40, 263; J. 36, 222. — 69, 2. Lj. VIII, 1; W. 23, 142; J. 18, 270. — 69, 3. An Zelter, 29. Mai 1801. — 69, 4. Zu v. Müller, 18. Februar 1830. — 69, 5. An Schiller, 4. Februar

1796; an Meyer, 8. Februar 1796. — 70, 1. Z. B. E. 3. Januar 1830; G. S. 307.

Cellini. Winkelmann. S. 72, 1. S. Plan von 1793: Belagerung von Mainz; W. 33, 327; J. 28, 260. — T. u. Jh. 1793; W. 35, 23; J. 30, 17. — Einleitender Vortrag der Freitagsgesellschaft; J. 25, 233. — An Carus, 13. Januar 1822. — Individuell erklärt Schr. d. G. G. 21, Nr. 327; J. 4, 220. — 73, 1. Das Schema, das Goethe für Wolf entwarf, ist in seiner Art mustergültig; leider ist Wolf in keiner Weise der Aufgabe gerecht geworden: An F. A. Wolf, 25. Februar 1805. — Wolf selbst war durchaus unbefriedigt; an Goethe, 5. und 18. März 1805; G. Jb. XXVII (1906), S. 25 f.

Hackert. S. 76, 1. T. u. Jh. 1811; W. 36, 62; J. 30, 257.

Selbstanalyse. Selbstbeobachtung. S. 80, 1. Eine solche Tabelle ist abgedruckt in seiner Autobiographie C. VI. Das Buch wurde Goethe 1817 bekannt Tgb., 27. April; T. u. Jh. 1817; W. 36, 129; J. 30, 309. — 80, 2. Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst. (Anonym.) Leipzig 1771/73. 2 Bde. — 80, 3. A. v. Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. 2 Bde. Bern 1787. — 81, 1. Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline v. Humboldt, Bd. I, Berlin 1906; Bd. II, 1907. — 81, 2. An v. Buri, 23. Mai 1764.

Selbstschau. S. 83, 1. An Susanne v. Klettenberg, 26. August 1770; Tgb., August 1778, 1779, 1780. — 83, 2. Ankunft in Weimar; an Ch. v. Stein, 7. November 1780, 7. November 1782. — 83, 3. An v. Knebel, 21. November 1782. — 84, 1. Tgb., 7. August 1779. — 85, 1. Die Epoche reicht von 1777—1782. Vgl. seinen einzigen eigentlich konfessionellen Brief an Frau v. Stein, 9. Dezember 1777; am 3. Dezember 1777 hatte er Plessing eine gründliche Selbstschilderung gegeben: Campagne, Duisburg, November W. 33, 220; J. 28, 174. — 86, 1. Iphigenie IV, 4 V. 1660 f. — 86, 2. An Lavater, 4. Oktober 1782. — 87, 1. An Ch. v. Stein, 9. September 1783; an Lavater, Ende Dezember 1783. — 87, 2. An Karl August, 11. August 1787, 16. Februar 1788. — 87, 3. An Ch. v. Stein, 13. Dezember 1786. — 87, 4. Tasso II, 3 V. 1237 ff.; vgl. Paläophron und Neoterpe, V. 6. — 87, 5 z. B. „Sprichwörtlich" W. 2, 248; J. 4, 29; dazu v. Müller, 28. Juni 1826; B. Nr. 1050; früher ähnlich 8. März 1824; schließlich E. 10. April 1829; G. S. 287. — 87, 6. Aus Makariens Archiv Schr. d. G. G. 21, 145; J. 4, 237. — 87, 7. Schr. d. G. G. 21, Nr. 391 f.; J. 38, 250. — 88, 1. W. II, 11, 271.

Selbstbekenntnis. S. 88, 2. Geschichte der Farbenlehre IV, Sechzehntes Jahrhundert; H. Cardanus W. II, 3, 218; J. 40, 188. Zum jungen Voß, Mitte Februar 1805; B. Nr. 227. — 88, 3. An Ch. v. Stein, 12. Dezember 1781. — 89, 1. Zu Karoline Herder, 13. September 1788; B. Nr. 76. — 89, 2. An Ch. v. Stein, 24./28. September 1779. — 89, 3. Zelter

an Goethe, 1. März 1818. — 89, 4. An Jenny v. Voigts, 21. Juni 1781. — 89, 5. Elegien I, 7 V. 1 f. — 90, 1. An v. Knebel, 23. April 1790. — 90, 2. Karlsbader Schema zu D. u. W. 19) W. 33, 363.

Bekenntnischarakter der Schriften. S. 91, 1. E. 6. Mai 1827; G. S. 510. Vor allem die Briefe an Frau v. Stein aus der Entstehungszeit. — 91, 2. An Ch. von Stein, 13. f. Dezember 1786. — 91, 3. Faust . . . trad. en Français par M. Stapfer; W. 41, 2, 339; J. 38, 164. — 91, 4. An Herder, Mai 1794; an Rochlitz, 29. März 1801. — 91, 5. An Zelter, 1. Juni 1809; E. 9. Febr. 1829; G. S. 247. — 91, 6. Als weitere frühe Stelle sei angeführt an Karl August, 17. März 1788. — 91, 7. An Ch. v. Stein, 6. April 1782 und ähnlich schon an Auguste zu Stolberg, 6., 10. März 1775. — 91, 8. An F. Jacobi, 21. August 1774.

Zurückhaltung. S. 91, 9. Geschichte meines botanischen Studiums. Verfolg. Schicksal der Handschrift; W. II, 6, 134; J. 39, 319. — 91, 10. Lieder: „An die Günstigen", V. 1. — 93, 1. J. 25, 236.

Eigenlob. S. 93, 2. Gesellige Lieder: „Rechenschaft", V. 71 f. — 93, 3. An Z. Werner, 2. Mai 1808; zu v. Müller, 8. Juni 1830; B. Nr. 1301.

Selbstcharakteristik. S. 94, 1. Zu Caroline Herder, September 1788, B. Nr. 68—69 und öfter. Das einzige greifbare Resultat dieser Betrachtungsweise ist jetzt die 11. römische Elegie. — 94, 2. W. 21, 232. — 94, 3. Tgb., 11. Juni 1797. — 94, 4. Schmidt von Friedberg. An Schiller, 9. August 1797; Lord Bristol W. 36, 256; J. 25, 232. — 95, 1. Schiller an Goethe, 17. Januar 1797. — 96, 1. An Schiller, 24. Juni, 27. Juni 1798.

Selbstporträt. S. 96, 2. G. Jb. XVI, 20 mit den Bemerkungen des Herausgebers; J. 25, 277. — 96, 3. Petrarca, von Goethe gekannt! Tgb., 21. Mai 1797. — 96, 4. Recueil des portraits et éloges en vers et en prose dédié à S. A. R. Mademoiselle, Paris 1659; vgl. P. A. Huet, De rebus ad eum pertinentibus (l. III). Amsterdam 1718, S. 193: Et in aula et in urbe invaluit paucis post annis ille mos, ut elegantioris ingenii viri ac feminae, et oris sui formam, et corporis habitum, et mores ac studia describerent, et velut in tabella depingerent; propterea quae huiusmodi descriptiones vulgo imagines dicerentur. In iis plurimum se exercuit nobilissima virgo; cumque multos et descripsisset ipsa et descriptas ab aliis selegisset, operam dare me voluit, ut eae typis clam mandarentur. — 97, 1. Rousseaus Briefe hat Goethe schon 1782 gekannt; an Ch. v. Stein, 25. August 1782, oder sind etwa die Briefe über Botanik gemeint? An Karl August, 16. Juni 1782.

Veränderte Stellung zur Öffentlichkeit. S. 98, 1. An Schiller, 6. Dezember 1794. — 98, 2. Vgl. 62, 2. — 98, 3. Weimarischer neudekorierter Theatersaal und die anschließenden Aufsätze; W. 40; J. 36. — 99, 1. Deutsche Monatsschrift.

Schweizer Reise.

Biographisches. S. 100, 1. Biographieen berühmter und gelehrter Männer nebst ihren Porträts, 1. Heft. Galerie biographique des hommes illustres et sçavants I Cahier avec 6 Portraits. Leipzig, F. A. Leo 1797, S. 24 f.

Erklärungsbedürftigkeit der Schriften. S. 102, 1. An Zelter, 22. Juni 1808. — 103, 1. Vgl. 17, 3.

Entschluß zur Selbstbiographie. S. 103, 2. Vgl. 67, 1. — 104, 1. An F. Jacobi, 10. Mai 1812. — 105, 1. An Schiller, 6. Januar 1798. — 105, 2. Vgl. darüber T. u. Jh. 1797; W. 35, 73; J. 30, 56. — 105, 3. Zu Hüsgen, Berichte des freien deutschen Hochstifts I (1902), S. 347 f. — 105, 4. Z. B. die von F. Jacobi. — 105, 5. An Schiller, 22. Mai 1803.

Motive: Unverständlichkeit der Entwicklung. S. 106, 1. An F. Jacobi, 11. Januar 1808. — 106, 2. Schon in der Rezension: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten; W. 40, 361; J. 36, 219. — 106, 3. An F. Schlosser, 25. November 1814. — 106, 4. An v. Voigt, Mitte Januar 1815. — 106, 5. An v. Knebel, 4. April 1807. — 106, 6. An Karl August, 25. Dezember 1806.

Neigung zu Rückblicken. S. 107, 1. Clemens Brentano an v. Arnim, 17. Juli 1807. — 107, 2. Riemers Tgb. s. B. Nr. 305 ff. Genauer: Deutsche Revue (1886) XI, 1 S. 59 f. — 107, 3. Tgb. 1., 13., 27. Juni, 3. Juli 1807. — 107, 4. Tgb. 26. Oktober 1808; 4. August 1809; 5., 16., 18. September 1809; 23., 25. April; 5. Mai 1810, auch später noch.

Abneigung gegen die Nekrologe. S. 107, 5. Leben und Charakter Herrn Ch. A. Klotzens, W. 37, 279; J. 36, 74; Lobrede auf Herrn v. Kreuz; W. 37, 281; J. 36, 75. — 107, 6. J. 4, 160. — 107, 7. E. 21. Dezember 1831; G. S. 408. — 108, 1. W. 26, 364. — 108, 2. An Zelter, 22. Juni 1808; vgl. B. Nr. 357 c. — 108, 3. Konzept an Cotta, 24. Dezember 1806; G. Jb. XVI (1895), S. 16 f.

Plan der Bekenntnisse. S. 109, 1. An Reinhard, 22. Januar 1811. — 109, 2. An Cotta, 22. August 1811; an v. Knebel, 23. April 1790. — 110, 1. J. G. Silzer, die schönen Künste, Rezension; W. 37, 213 f.; J. 33, 19. — 110, 2. Tgb. 13. u. 14. Februar 1806; an Eichstädt, 19. Februar. Vgl. 106, 2. — 111, 1. W. 26, 3 f.; J. 22, 3 f.

Vorgänger. S. 114, 1. Von J. H. Reitz, 4. Aufl. Itzstein 1717.

Augustin. S. 114, 2. R. Jung, Aus dem Nachlasse des Fräulein S. K. v. Klettenberg. Berichte des Freien deutschen Hochstiftes, N. F. 7 (1891), S. 57 f. — 115, 1. Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgegeben von Joh. Georg Müller, nebst einigen einleitenden Briefen von Herrn Vizepräsident Herder. 6 Bde. Winterthur 1791—1810. Bd. II. 1793. — Einzige Nennung — meines Wissens — an Reinhard,

22. Juni 1808. — 115, 2. Vgl. den ersten Band des 115, 1 genannten Werkes, das freilich nicht „Testament" übersetzt. Tgb. 21. Mai 1797.

Cardan und Montaigne. S. 115, 3. Tgb. 27.—30. Juni 1777. — 116, 1. Hieronymus Cardanus, De vita propria l. ex bibibliotheca C. Naudaei, Parisiis 1643, S. 7 f. (c. 2). — 117, 1. Farbenlehre. Historischer Teil. Vierte Abteilung. Hier. Cardanus (November bis Januar 1807/08 geschrieben); W. II, 4, 218 f.; J. 40, 188 f. Vgl. Tgb. 7. September 1807. — 117, 2. Ich gedenke auf dieses Thema gelegentlich einzugehen.

Jung Stilling. S. 118, 1. Henrich Stillings häusliches Leben, Berlin und Leipzig 1789, S. 63 und 100.

J. J. Rousseau. S. 118, 2. Nach Kestner. B. Nr. 10. — 118, 3. S. Teutscher Merkur, 1780 II—IV. — 118, 4. Echt rousseauisch sind eigentlich nur die Gedanken über Mädchenerziehung in Erwin und Elmire (Prosafassung) und einiges in den Leipziger Briefen. — 118, 5. Zu Ph. Seidel, 18. November 1775; B. Nr. 24. — 118, 6. An Merck, 17. Oktober 1779. — 118, 7. An Ch. v. Stein, 20./27. Oktober 1779. — 118, 8. Karl August an v. Knebel, 11. Juni 1783 in v. Knebels Literarischem Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt, Leipzig 1835/36. 3 Bde. I, S. 134. — 118, 9. Stück 27, Schr. d. G. G. VII, S. 193. — 119, 1. S. Nachtr. in den Werken. — 119, 2. An Ch. v. Stein, 9. Mai 1782. — 119, 3. An Ch. v. Stein, 5. Juni 1782. — 119, 4. An Ch. v. Stein, 25. Mai 1782. — 119, 5. Zuletzt an Ch. v. Stein, 9. Juli 1784. — 119, 6. Z. X IV „Was ich nicht loben kann, Davon sprech' ich nicht"; W. 3, 293; J. 4, 65. — 120, 1. Januar 1805 bei Prinzeß Caroline; B. Nr. 225. — 121, 1. D. u. W. II, W. 26, 73; J. 22, 53; D. u. W. VII, W. 27, 129; J. 23, 98.

K. Ph. Moritz. S. 121, 2. Über den Anton Reiser: An Ch. v. Stein, 23. Dezember 1786; dazu 13. Dezember u. f.

Unabhängigkeit Goethes. S. 122, 1. Tgb. 20—24. Januar 1800; Tgb. 2. und 3. Mai 1809; an Ch. v. Stein. 9. Mai 1809; an Zelter, 3. Dezember 1812. — 122, 2. Tgb. 3.—11. Juni 1807. — 123, 1. Zelter an Goethe, 9. September 1808; 12. Juni 1809; Goethe an Zelter, 19. September 1808; Tgb. 14.—17. August 1810. — 123, 2. An Ch. von Stein, 6. Januar 1787. — 123, 3. An Ch. v. Stein, 9. November 1785, s. auch Tgb., 1. Oktober 1797. — 123, 4. Tgb. 15. Dezember 1778; an Kraft, 14. Dezember 1777; 3. Januar 1778. — 123, 5. S. 85, 1. — 123, 6. Vgl. 121, 2. — 123, 7. 26. Februar 1800; B. Nr. 169.

Ausarbeitung.

Quellen. Goethes Gedächtnis. S. 129, 1. An F. H. Jacobi, 30. Dezember 1783; vgl. an Zelter, 21. Dezember 1809. — 129, 2. An Karl August, 24. August 1797. — 129, 3. An den Herzog von Weimar. Tübingen, 11. September 1797; W. 34, 1, 325; J. 29, 105 f. — 129, 4. An Schlosser, 11. Juni 1813. — 130, 1. An v. Knebel, 10. März 1813; D. u. W. XIV; W. 28, 293; J. 24, 220. — 130, 2. K. u. A. IV, 2, S. 41; Schr. d. G. G. XXI, Nr. 192. — 130, 3. D. u. W. XIV; W. 28, 293; J. 24, 220. — 130, 4. D. u. W. VI; W. 27, 26; J. 23, 26. — 131, 1. W. 28, 359 und an Schlosser, 15. Januar und 26. März 1813. — 131, 2. D. u. W. XIV; W. 28, 304; J. 24, 226. — 131, 3. Vgl. C. Ruland, Des Herrn Rat Haushaltungsbuch in: Weimars Festgrüße zum 28. August 1899. Weimar 1899. — 131, 4. W. 29, 253. — 132, 1. Z. B. in „Entwurf zu einer vollständigen Ausgabe zu Goethes Nachlaß", datiert 2. Mai 1822; W. 41, 2, 399 f. — 132, 2. Vgl. „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", jetzt in der Ausgabe von J. Fränkel, Jena 1906, 3 Bde., dazu W. Oehlke, Bettina v. Arnims Briefromane, Berlin 1905. — 132, 3. An v. Rode, 19. Januar 1818. — 132, 4. W. 26, 365 f. — 132, 5. T. u. Jh. 1797; W. 35, 70; J. 30, 54.

Aufgefrischte Erinnerungen. S. 134, 1. An Goethe, 24. August 1795. — 134, 2. An Kestner, 10. März 1791. — 134, 3. An Frau v. Stein, 25. März 1776. — 135, 1. Tgb. 17. Juli 1807. — 135, 2. Eckermann, 24. Januar 1830; G. S. 310 f. — 136, 1. An Rochlitz, 20. November 1809. — 136, 2. Gespr. B. Nr. 2 und 168; Tgb. Riemers, 3. Juli 1810. — 137, 1. A. Stöber, Der Aktuar Salzmann, Mülhausen 1855, S. 110. — 137, 2. D. u. W. XIV; W. 28, 249; J. 24, 186. — 138, 1. Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönbeck im Jahre 1799, Leipzig 1800. — 139, 1. David Veit an Rahel, Gespräch B. Nr. 120. — 139, 2. Gespräch B. Nr. 371. — 139, 3. Gespräch B. Nr. 666. — 140, 1. W. 34, 244; J. 30, 189. — 140, 2. An Schiller, 14. Oktober 1797; W. 34, 1, 413; J. 29, 163.

Gedächtnisbilder. S. 140, 3. Gespräch B. Nr. 1030. — 140, 4. D. u. W. VIII; W. 27, 194; J. 23, 146. — 140, 5. Wj. II, 11; W. 25, 1, 48;

J. 20, 33. Vgl. Gespräch mit v. Müller (Gespräch B. Nr. 1257), 10. Februar 1830; vgl. E. 16. Dezember 1828; G. S. 243. — 141, 1. D. u. W. XI; W. 28, 57; J. 24, 43. Vgl. E. 16. Dezember 1828; G. S. 243.

Vorarbeiten. Vorstudien. Das chronologische Schema 1809. S. 145, 1. W. 26, 349—364. — 145, 2. Sämtlich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — 145, 3. D. u. W. II; W. 26, 124; J. 22, 92. — 146, 1. D. u. W. VIII; W. 27, 156; J. 23, 117. — 147, 1. W. 26, 372. — 148, 1. W. 26, 374. — 148, 2. J. W. v. Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, vollständig: Berlin 1793, 2 Bde. — 148, 3. K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Leipzig 1807. 4 Bde. Supplemente. Leipzig 1811. 2 Bde. — 148, 4. Tgb. 27. und 30. Oktober 1809; K. E. Mangelsdorff, Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts, Halle und Leipzig, 1803. — 148, 5. Tgb. 27., 29. Juli 1810, G. G. Bredow, Literärgeschichte in 3 Tabellen, Altona 1801 (3. Aufl. 1810). — 148, 6. Auszüge daraus schon im Teutschen Merkur 1789, s. W. 47, 84 f. Vgl. G. Jb. XVIII S. 174 f. und J. R. Zweiter röm. Aufenthalt, März 1788. Bericht W. 32, 302 f.; J. 27, 253. — 149, 1. W. 26, 364.

Das Zwischenschema. S. 149, 2. W. 29, 251. — 150, 1. Riemers (vgl. 107, 2) und Goethes Tagebuch, 25. November 1809. — 150, 2. Vgl. etwa W. 27, 403 und 405, auch ungedruckte Notizen. — 150, 3. W. 26, 368. — 150, 4. W. 28, 359 sowie ungedruckte Blätter.

Das Karlsbader Schema 1810. S. 151, 1. S. G. Jb. XXVIII (1907) S. 6 f. — 151, 2. W. 29, 253; nicht auf dieses Schema zu beziehen ist der Tagebucheintrag vom 4. November 1812. „Das Schema der sämtlichen Bücher durchgesehen und numeriert", da die Zahlen unseres Schemas für den ersten Band noch 6 Bücher vorsehen, während er doch 1811 mit nur fünf Büchern bereits erschienen war; noch größer ist die Abweichung von den ebenfalls schon vorliegenden zweiten Band. — 151, 3. W. 28, 360 und 368. — 152, 1. D. u. W. XI; W. 28, 78; J. 24, 60. — 152, 2. W. 29, 253. — 152, 3. W. 27, 397. — 154, 1. 11. Mai, 11. August 1787, 17., 22. März 1788. — 154, 2. G. Jb. XVI, S. 20 f. — 155, 1. W. 33, 363.

Weiterbildung. S. 155, 2. Tgb. 8. Oktober 1810. — 155, 3. Tgb. 22. Oktober 1810. — 155, 4. Tgb. 10. September 1810. — 155, 5. W. 36, 231; J. 25, 220. — 156, 1. W. 26, 364 (s. o.); W. 27, 403; 405. — 156, 2. An Goethe, 4. Dezember 1810. — 156, 3. Brief vom gleichen Datum. — 156, 4. An Christiane, 11. August 1810. — 157, 1. Ch. Lacretelle, Histoire de France pendant le XVIIe siècle. Als entliehen sind Band I—III genannt. — S. 157, 2. Manso, Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Leipzig, VIII, 1 1806; VIII, 2 1808. — 157, 3. W. Körte, Gleims Leben. Halberstadt 1811; Tgb. 3. Dezember 1810. — 157, 4. Vor allem in Mansos Nachträgen (157, 2) VIII, 2 S. 260. — 157, 5. W. 27, 392. —

157, 6. Alt S. 41 f. — 158, 1. An Reinhard, 22. Januar 1811. Tgb. — 158, 2. F. M. Degerando, histoire comparée des systèmes de philosophie, relativement aux principes des connaissances humaines. Paris 1804. 3 Bde. — 158, 3 f. 155, 5.

Die erste Niederschrift. S. 161, 1 f. S. 189, 1. — 162, 1. v. Knebel an Henriette, 1. Mai 1811 bei H. Düntzer, aus K. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. — 162, 2. Riemers Tgb., 16. Oktober 1809. — 162, 3. S. W. 28, 361; Tgb. 15. Mai 1811; D. u. W. IV; W. 26, 192; J. 22, 141. — 163, 1. In dem zu 162, 1 angeführten Brief Knebels. — 163, 2. Tgb. 1., 9., 15. März 1811. — 164, 1. 22. Juli 1810; 8. Mai, 8. Juni 1811. — 164, 2. An S. Boisserée, 26. Juni 1811. — 164, 3. W. 27, 400. — 165, 1. W. 26, 368. — 165, 2. W. 26, 370. — 165, 3. W. 27, 382. — 165, 4. W. 27, 396. — 165, 5. W. 27, 398. — 166, 1. Z. B. Tgb. 4. März 1830; 1. und 7. Oktober 1831. — 167, 1. H. Düntzer, Charlotte von Stein, Goethes Freundin. Stuttgart 1874. 2 Bde. (Nicht ohne Irrtümer in den Daten, die nach den Tagebüchern jetzt leicht zu berichtigen sind) II, S. 346 f. S. 354.

Die Umarbeitung. Der erste Band: Memoirenhaftes. S. 169, 1. Für die Entleihungen aus der Weimarischen Bibliothek sei ein für allemal auf das Verzeichnis bei Alt S. 87 f. hingewiesen. — 170, 1. Tgb. 1. Mai 1811, am gleichen Tage der Bibliothek entliehen.

Allgemein-Menschliches. S. 170, 2. W. 26, 376—381. — 170, 3. Vgl. das Karlsbader Schema und Tgb., 20. Mai 1811. — 171, 1. Riemer an Frommann, 22. August 1811; in F. Heitmüller, Aus dem Goethehause. Stuttgart 1892.

Die Komposition. S. 171, 2. 20. und 24. Mai 1811. — 172, 1. W. 26, 48; J. 22, 36. — 172, 2. D. u. W. II; W. 26, 74; J. 22, 54. — 172, 3. W. 26, 285; J. 22, 211. — 172, 4. D. u. W. III; W. 26, 141; J. 22, 104. — 172, 5. D. u. W IV; W. 26, 195; J. 22, 144. — 172, 6. An Cornelie, 6. Dezember 1765. — 172, 7. An Cornelie, 12. Oktober 1767. Das Gedicht über die Höllenfahrt Christi ist Goethe unbekannt: E. 16. Februar 1826; G. S. 136. — 172, 8. D. u. W. II; W. 26, 104; J. 22, 77. — 172, 9. D. u. W. II; W. 26, 105; J. 22, 77; Tgb. 15. Mai 1811. — 173, 1. S. zu 155, 5. — 173, 2. D. u. W. II; W. 26, 73; J. 22, 53.

Revisionen. S. 174, 1. 20. Juni. — 174, 2. An Riemer, 20. und 30. Juni 1813. Ein Beispiel W. 28, 361. — 174, 3. An Riemer, 24. Juli 1813. — 174, 4. Tgb. 4. Juli 1811; W. 26, 78; J. 22, 56. — 175, 1. Riemer, Mitteilungen über Goethe. 2 Bde. Berlin 1841. I. S. 397. — 175, 2. Riemer an Frommann, 2. Oktober 1811, vgl. 171, 1. — 175, 3. Düntzer (167, 1) II, S. 354 ist doch wohl so zu verstehen. Vgl.: An Frau v. Stein, 28. September; Anfang Oktober 1811.

*

Der zweite Band: Quellen. Die Exkurse. S. 176, 1. Außer den genannten waren damals vielbenutzte Handbücher: L. Meisters Charakteristik deutscher Dichter. 2 Bde. St. Gallen und Leipzig 1789; E. J. Koch, Kompendium der deutschen Literatur-Geschichte. Berlin 1790. 2. Aufl. 1795, 2 Bde.; Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhundert gestorben sind. 7 Bde. 1794—1805. Fortgesetzt von J. H. Ernesti, Bd. 8—17. 1806—1815. Die beiden letztgenannten sind für D. u. W. der Bibliothek entnommen worden. — 177, 1. D. u. W. VIII; W. 27, 166; J. 23, 124. — 177, 2. W. 28, 307; J. 24, 228. — 177, 3. D. u. W. XIV; W. 28, 284; J. 24, 213. Jt. R. Venedig, den 8. Oktober 1786; W. 30, 132; J. 26, 96. — 178, 1. D. u. W. VII; W. 27, 85; J. 23, 64. Ein englisches Gedicht, das wir nicht mehr besitzen, erwähnt Goethe gegenüber Eckermann, 16. Februar 1826, G. 137; besaß Goethe etwa Briefe an seinen Schwager? — 178, 2. Henrich Stillings Wanderschaft, Berlin und Leipzig 1778. — 178, 3. S. Titelbild. — 179, 1. W. 36, 229; J. 25, 223. — 179, 2. Die angeführten Stellen auf S. 144, 158, 184, 185.

Verwischen des Individuellen. S. 179, 3. W. 27, 382; zu W. 27, 12 f.; J. 23, 8. — 180, 1. W. 27, 12; J. 23, 9. — 180, 2. S. S. 130 f. — 181, 1. H. Pallmann, J. A. Horn, Leipzig 1908 S. 101 f. — 182, 1. W. 27, 40; J. 23, 30. — 182, 2. Tgb. 17. Mai, 25. August 1812; W. 27, 295; J. 23, 219. — 182, 3. W. 27, 316; J. 23, 236. — 183, 1. W. 7, 154; J. 5, 246 f. — 183, 2. E. 15. Mai 1831; G. S. 403. — 184, 1. D. u. W. VII; W. 27, 118; J. 23, 90. — 184, 2. An Karl August, 4. August 1806. — 184, 3. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817 und 1819 (Cotta); Wj. III, 6; W. 25, 1, 131; J. 20, 100.

Komposition. S. 184, 4 wenigstens spricht das Tagebuch vom Mai schon von Büchern. — 185, 1. W. 27, 386. — 185, 2. Alt S. 61; Köster, Anzeiger d. Zschr. für deutsches Altertum 25, S. 68 f. — 186, 1. W. 27, 395 (natürlich zu D. u. W. VII; W. 27, 108 f.; J. 23, 82 f.!). — 187, 1. W 27, 138; J. 23, 105. — 188, 1. W. 36, 226; J. 37, 6. — 189, 1. Schema W. 28, 369 zu D. u. W. XIII; W. 28, 192; J. 24, 144; und W. 40, 174; J. 37, 8; doch ist die Möglichkeit vorhanden, daß das Schema (Tgb., 17. Mai 1813) zwischen beiden Bearbeitungen steht. Vgl. Tgb., 25. Januar 1811. — 190, 1. D. u. W. IX; W. 27, 229; J. 23, 170. — 190, 2. D. u. W. XI; W. 28, 79 f.; J. 24, 61 f. — 190, 3. W. 27, 405. — 191, 1. W. 37, 79. — 191, 2. D. u. W. IX; W. 27, 259; J. 23, 199. — 191, 3. D. u. W. X und XI; W. 27, 311. 312; W. 28, 78; J. 23, 231 f.; J. 24, 59.

Der dritte Band 1812—1814. S. 193, 1. Von 1500 auf 2000 Taler. An Cotta, 10. Mai 1812.

Quellen. S. 194, 1. Alt S. 38 f. — 194, 2. D. u. W. XII; W. 28, 144; J. 24, 109; Tgb., 9. und 10. März 1813. — 195, 1. Woods Ver-

such über das Originalgenie des Homers W. 37, 204; J. 36, 15. — **195**, 2. Anmerkungen unter „Geschmack" W. 45, 171; J. 34, 163; D. u. W. XI; W. 28, 57; J. 24, 43. — **196**, 1. Tgb., 25. Oktober, 4. und 9. November 1812. — **196**, 2. An Merck, 3. April 1780; an Schiller, 25. Juli 1794; an Zelter, 9. März 1831. — **196**, 3. D. u. W. XI; W. 28, 61; J. 24, 46; zu Scherers Neudruck S. 483. — **196**, 4. D. u. W. XI; W. 28, 64; J. 24, 48. — **196**, 5. D. u. W. XI; W. 28, 67; J. 24, 51. — **196**, 6. An Schiller, 25., 28. April, 2. Mai 1798. — **197**, 1. An Goethe, 18. November 1812; an Zelter, 3. Dezember 1812 und 26. Dezember 1813; an Goethe, 27. April 1814. — **197**, 2. Tgb., 9. bis 10. Januar, 25. Februar bis 7. März, 28. bis 30. März, 28. Mai 1813. — **197**, 3. Tgb., 30. und 31. März, 9. Dezember 1812; zu D. u. W. XI; W. 28, 75; J. 24, 57. — **197**, 4. An Zelter, 12. Dezember 1812. — **197**, 5. Lj. III, 11; W. 21, 309; J. 17, 221; D. u. W. XI; W. 28, 72; J. 24, 55. — **197**, 6. W. 41, 1, 52; J. 37, 37. — **198**, 1. An Gräfin O'Donnel, 24. Juli 1813. — **198**, 2. Tgb., 17. und 18. März, 9. November 1813; vgl. 22. und 25. Mai, 7. und 8. November 1813. — **198**, 3. 24. Mai 1813. — **199**, 1. D. u. W. XIV; W. 28, 249; J. 24, 186. — **199**, 2. Tgb., 14. Juni 1813. — **199**, 3 vgl. Gespr., B. Nr. 253 (Ende September 1806 zu v. Reinbeck). — **199**, 4. Tgb., 30. Juli bis 3. August 1813. Zürich; seit 1763 wurde das wichtige Buch mehrfach aufgelegt. — **199**, 5. Tgb., 15. bis 18. Juni, 9. Juli 1813. — **199**, 6. D. u. W. XIII; W. 28, 237; J. 24, 179. — **199**, 7. D. u. W. XII; W. 28, 166; J. 24, 125; an Schlosser, 31. März 1812. — **199**, 8. D. u. W. XII; W. 28, 95; J. 24, 71. — **199**, 9. D. u. W. XV; W. 28, 334; J. 24, 250 (vgl. Physiognomische Fragmente III, 338). — **200**, 1. E. 29. Oktober 1823; G. S. 45. — **200**, 2. D. u. W. X; W. 27, 355; J. 23, 265 (vgl. W. 4, 355. 360; J. 3, 62. 65). — **200**, 3. D. u. W. XI; W. 28, 21. 10; J. 24, 15. 7. — **200**, 4. D. u. W. XII; W. 28, 119; J. 24, 89. — **200**, 5. D. u. W. XI; W. 28, 45; J. 24, 34. — **200**, 6. D. u. W. XII; W. 28, 105; J. 24, 78. — **201**, 1. Aus dem Gesagten ergibt sich die Berichtigung des Datums des Briefes an Riemer, den die Weimarer Ausgabe unter dem 22. August 1813 bringt; Goethe bittet um das Manuskript des dreizehnten Buches zwecks Änderung, wenn es noch in seinen Händen sei; andernfalls könne die Berichtigung auf den Revisionsbogen erfolgen. — **201**, 2. Tgb., 15. bis 16. März 1813. — **201**, 3. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi herausgegeben von Max Jacobi, Leipzig 1846. — **202**, 1. D. u. W. XIV; W. 28, 283. 290. 293; J. 24, 212. 218. 220. — **202**, 2. D. u. W. XIV; W. 28, 287; J. 24, 215; zu Campagne November 1792, Pempelfort W. 33, 191; J. 28, 151. — **202**, 3. Tgb., 12. November 1811. — **203**, 1. Epigrammatisch W. 2, 266; J. 2, 158. — **203**, 2. W. 1, 95; J. 1, 62. — **203**, 3. G. Jb. XXVII (1906) S. 158 f. — **203**, 4. An v. Trebra, 27. Oktober 1812; 5. Januar 1814. — **203**, 5. An Bertuch, 15. Dezember 1816. — **203**, 6. An Klinger, 8. Mai 1814; an Goethe, 26. Mai 1814. — **203**, 7. An v. Knebel, 10. März 1813;

an Goethe, 16. März 1813; an v. Knebel, 27. März 1813. — **206**, 8. Tgb., 30. Oktober und 5. November 1812. — **204**, 1 schon Tgb., 10. November 1812 erwähnt. Auf die wiederholte Bitte Goethes (27. März 1813) wird Knebel später mündlich geantwortet haben Tgb., 12. April 1813. — **204**, 2. An Ehrmann, 20. Dezember 1812. — **204**, 3. W. 28, 359. — **204**, 4. An Schlosser, 26. März 1813; an einen bildmäßigen Eindruck aus dieser Reise meinte sich Goethe dagegen noch sehr spät deutlich zu erinnern Gespr., N. Nr. 1257; zu v. Müller, 10. Februar 1830. — **205**, 1. J. Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß, Stuttgart 1877, S. 134. — **205**, 2. An Schlosser, 11. Juni 1813. — **205**, 3 beides an Sophie v. La Roche, [23. Dezember] 1774; hat Goethe die so leichte Datierung verabsäumt? zu D. u. W. XIII; W. 28, 202; J. 24, 152 und D. u. W. XV; W. 28, 329; J. 24, 245. — **205**, 4. An Sophie v. La Roche, 19. Januar 1773. — **206**, 1. An Schlosser, 28. Oktober 1811. — **206**, 2. An Schlosser, 15. Februar 1811. — **206**, 3. An Schlosser, 10. Juli 1811, 28. Oktober 1811, 17. April 1812. — **206**, 4. D. u. W. XII; W. 28, 94; J. 24, 70. — **206**, 5. Schr. d. G. G. XII (1897) Bl. 1. — **206**, 6. Mitteilungen II, 717. — **206**, 7 schon D. u. W. VI; W. 27, 24; J. 23, 18. — **206**, 8 z. B. D. u. W. XIX; W. 29, 128; J. 25, 92. Anderes wird erwähnt zu D. u. W. XV; W. 28, 314; J. 24, 234 und sonst. — **206**, 9. D. u. W. XII; W. 28, 107. 110; J. 24, 80. 82. — **206**, 10. D. u. W. XIII; W. 28, 204; J. 24, 154. — **207**, 1. D. u. W. XII; W. 28, 96; J. 24, 72. — **207**, 2. Pauline Gotter an Schelling, 5. Dezember 1811; Alt S. 19. — **207**, 3. Alt S. 16. — **207**, 4. W. 28, 237; J. 24, 179.

Exkurse. S. **209**, 1. W. 28, 7 f.; J. 24, 5 f. — **209**, 2. D. u. W. XII; W. 28, 116; J. 24, 87. — **209**, 3. D. u. W. XII; W. 28, 117; J. 24, 88. — **210**, 1. D. u. W. XIII; W. 28, 191; J. 24, 144. — **210**, 2. D. u. W. XV; W. 28, 338; J. 24, 253. — **210**, 3. W. 28, 374. — **210**, 4. W. 49, 1, 21. Über Kunst und Altertum I, 2 (1817).

Komposition. S. **211**, 1 f. S. 147. — **211**, 2. W. 28, 103; J. 24, 77. — **211**, 3. An Zelter, 3. Dezember 1812. — **212**, 1. Ungedruckt im Goethe-Schiller-Archiv. — **213**, 1. An Cotta. — **213**, 2. W. 28, 370. — **213**, 3. W. 28, 364. — **214**, 1. Für diese Papiertaschen waren außer den angeführten noch bestimmt: 1) W. 27, 392 (III, 15 bezeichnet) „Neue Bilder und Romanenwelt" ... daran angesteckt „Gemütlich — nicht vermißt". 2) W. 28, 366 (III, 15) „Während meiner Abwesenheit". 3) W. 28, 365 (III, 15) „Anarchie des poetischen Deutschland". 4) W. 29, 225 (III, 15) „Die Ungewißheit der Rhythmik" ... 5) W. 28, 368. 369 (III, 15) „Äußere Anstöße zu dem anarchischen" ... 6) W. 29, 218 (III, 15) „Foyers des Freyheitssinns" ... 7) W. 28, 369 (III, 15) „Theater und Romanmotive" ... und vielleicht 8) W. 28, 370 „Wirkung Werthers" ... Bei der Bezeichnung III, 15 ist nicht zu vergessen, daß auch die Hülfe einmal diese Zahl getragen hat. — **214**, 2. D. u. W. XII; W. 28, 114; J. 24, 85. — **215**, 1. D. u. W. XIII; W. 28, 212; J. 24, 160. — **215**, 2. D. u. W. XIV; W. 28, 294;

J. 24, 221. — 215, 3. D. u. W. XV; W. 28, 307; J. 24, 228. — 217, 1 f. o. S. 96; G. Jb. XVI (1895) S. 20 f.

Ausarbeitung. S. 219, 1. W. 36, 311 f.; J. 37, 11. — 219, 2. D. u. W. XII; W. 28, 158; J. 24, 119. — 219, 3. Tgb., 24. März 1813. — 219, 4. An v. Knebel, 27. März 1813. — 221, 1. Riemer an Frommann, 14. August 1813, f. S. 171, 1. — 221, 2 f. S. 174. — 221, 3. An Zelter, 23. Juni 1813; an Cotta, 13. Juli 1813; ja noch an Schloſſer, 5. September 1813. — 222, 1. An Riemer, 24. Juli 1813. — 223, 1. W. 28, 356; J. 24, 267 bis zum Hauptabſchnitt. Das Folgende, von Riemers Hand, hat mit der Vorrede des dritten Bandes nichts zu ſchaffen, ſondern iſt ein Fragment allgemeiner Betrachtungen. — 223, 2. W. 29, 201. — 224, 1. Tgb. — 226, 1. „Über die neue Ausgabe der Goetheſchen Werke" W. 42, 1, 77; J. 37, 83. — 226, 2. Riemer an Frommann, Ende Januar 1814, f. S. 171, 1.

Der vierte Band 1814—1833. S. 227, 1. Geſpr., B. Nr. 632, 3. Auguſt 1815 zu Boiſſerée. — 227, 2 vgl. 226, 1 und an Boiſſerée, 16. Dezember 1816. — 227, 3. Die zuſammenhängenden Schemata ſind in W. 29 (Anhang) in Abſchnitte, die den einzelnen Büchern entſprechen, zerlegt worden, ohne ihre Zuſammengehörigkeit zu kennzeichnen. Zuſammenſtellungen, die das Bild der Schemata wiedergeben, bei Alt S. 73 f. Das erſte erhaltene Geſamtſchema datiert vom 20. Dezember 1816. — 227, 4. An Bertuch, 15. Dezember 1816; Tgb., 16. und 17. Dezember 1816. — 227, 5. Geſpr., B. Nr. 1298c; Mai 1830 zu Felix Mendelsſohn-Bartholdy. — 227, 6. D. u. W. XX; W. 29, 169; J. 25, 121. — 227, 7. W. 28, 214 f.; Tgb., 15. Dezember 1816. — 227, 8. W. 15, 2, 173 f.; Tgb., 16. Dezember 1816. — 228, 1. E. 10. Auguſt 1824; G. S. 91. — 228, 2. W. 29, 248; ſ. Alt S. 74, der das Schema dem Jahre 1825 zuweiſen möchte. Doch laſſen Eckermanns Worte wohl keinen Zweifel über den älteren Urſprung. — 229, 1. D. u. W. XVII; W. 29, 66 Z. 10—68; J. 25, 48 Z. 13—50, Z. 16. — 229, 2. D. u. W. XVIII; W. 29, 81—83 Z. 6; J. 25, 58—60 Z. 23. — 229, 3. D. u. W. XIX; W. 29, 139—145; J. 25, 101—105 Z. 30. — 229, 4. D. u. W. XVII; W. 29, 48 Z. 26—56, Z. 2; J. 25, 34 Z. 26—40, Z. 14. — 229, 5. So iſt doch wohl ſtatt des Dürckheim das Tgb. zu leſen? Tgb., 4. Januar bis 16. April 1821. — 229, 6. Tgb., 10. Auguſt 1824. — 229, 7. W. 29, 218. 219. — 229, 8. An Eichſtädt, 29. Januar 1815. — 230, 1. Nach Alts überzeugendem Beweis W. 29, 210—213.

Die geplante Fortſetzung. S. 230, 2. W. 42, 1, 109 f.; J. 38, 41. — 230, 3. Oder ſollte doch das italieniſierende Werk im dritten Teil der „Italieniſchen Reiſe" zur Sprache kommen? — 230, 4. W. IV, 37, 293; Tgb., 2. Februar 1824; zu v. Müller, 20. Januar 1824. — 230, 5. W. 36, 233; J. 25, 224; Tgb., 25. Juni bis 15. Juli 1830.

Abſchluß. S. 231, 1. E. 20. Februar 1829; G. S. 262; an Goethe, 25. Mai bis 3. Juni 1828; Geſpr., v. Müller, 8. Juni 1830. — 231, 2. An Schönborn, 1. Juni bis 4. Juli 1774. — 231, 3. Bettine kann, auch wenn ſie Geſchichten aus Dichtung und Wahrheit ſpäter in den Briefwechſel einſchob, ſehr wohl eigenes Gut zurückgenommen haben, da Goethe mancherlei ihren Erzählungen verdankte. S. 132, 2; II, 169, 28. November 1810. — 232, 1. An Zelter, 10. Dezember 1830. — 232, 2. Tgb. häufig. — 232, 3. Tgb., 22. bis 25. Dezember 1830. — 233, 1. W. 29, 225. — 234, 1. Alt S. 76 Anm. — 234, 2. Tgb., 30. März 1831. — 235, 1. Alt S. 76. — 235, 2. W. 29, 226. — 235, 3. An Zelter, [23.] September 1831.

Veröffentlichung. S. 236, 1. D. u. W. XVIII; W. 29, 86; J. 25, 62. — 236, 2. D. u. W. XVIII; W. 29, 112; J. 25, 82; vgl. W. 29, 241. — 236, 3. E. 18. Januar 1825; G. S. 108. — 236, 4. Häufige Tagebuchnotiz, z. B. 13. Januar 1831. — 236, 5. W. 29, 202 Z. 8 f. z. B. — 236, 6. Soret, 28. Januar 1830.

Quellen. S. 237, 1 z. B. D. u. W. XVI; W. 29, 16; J. 25, 11. — 238, 1. W. 29, 228 Z. 10. — 238, 2. „Scheibe-Blick nach Italien vom Gotthard" ſ. G. Jb. XIII, 94 f. und W. III, 1, 344 f. — 238, 3. Tgb., 18. und 24. November 1830; D. u. W. XVIII; W. 29, 103 f.; J. 25, 75 f. Dr. Hotze ſ. o. Die Stolbergs D. u. W. XIX; W. 29, 148; J. 25, 108. Paſſavant D. u. W. XVIII; W. 29, 110; J. 25, 80. — 238, 4. D. u. W. XVIII; W. 29, 109; J. 25, 80. — 238, 5. D. u. W. XVIII; W. 29, 116; J. 25, 85. — 238, 6. Henrich Stillings häusliches Leben, Berlin und Leipzig 1789, S. 66 f.

Analyse.

S. 242, 1. XII; W. 28, 150; J. 24, 113. — 243, 1. II; W. 26, 104; J. 22, 76.

Das entwicklungsgeschichtliche Element. S. 246, 1. I; W. 26, 54; J. 24, 41. — 246, 2. IV; W. 26, 204; J. 22, 150. — 247, 1. XIX; W. 29, 147; J. 25, 107. — 247, 2. IX; W. 27, 277; J. 23, 207.

Die Grundtendenz. S. 247, 3 vgl. S. 96 f. — 247, 4. IV; W. 26, 195; J. 22, 144. — 248, 1. IV; W. 26, 257; J. 22, 192. — 248, 2. XI; W. 28, 7; J. 24, 5. — 248, 3. G. Jb. XXVIII (1907) S. 10.

Gaben. S. 249, 1. II; W. 26, 77; J. 22, 56. — 249, 2. XV; W. 28, 311; J. 24, 231. — 249, 3. XVI; W. 29, 14; J. 25, 9. — 249, 4. XV; W. 28, 306; J. 24, 228. — 249, 5. Z. X. VI; W. 3, 368; J. 4, 98. — 249, 6. X; W. 27, 373; J. 23, 280. — 249, 7. VI; W. 27, 58; J. 23, 44. — 250, 1. IX; W. 27, 250; J. 23, 186. — 250, 2. IV; W. 26, 238; J. 22, 177. — 250, 3. XIII; W. 28, 284; J. 24, 213. — 250, 4. VIII; W. 27, 172; J. 23, 128. — 250, 5 oft; z. B. XVIII; W. 29, 93; J. 25, 67. — 250, 6. XVI; W. 29, 8; J. 25, 5. — 250, 7. XVII; W. 26, 45. 47; J. 22, 34. 35. — 250, 8. I; W. 26, 47; J. 22, 35. — 250, 9. II; W. 26, 100; J. 22, 74. — 250, 10. II; W. 26, 72; J. 22, 52 u. ö. — 251, 1. VIII; W. 27, 187; J. 23, 140. — 251, 2. VII; W. 27, 145; J. 23, 110.

Das Allgemein-Menschliche. S. 251, 3. G. Jb. XXVIII (1907) S. 11. — 251, 4. III; W. 26, 167; J. 22, 124. — 251, 5. VI; W. 27, 14; J. 23, 10. — 251, 6. VIII; W. 27, 41; J. 23, 31. — 251, 7. VIII; W. 27, 208; J. 23, 157. — 252, 1. XI; W. 28, 39; J. 24, 29. — 252, 2. I; W. 26, 51; J. 22, 38. — 253, 1. VI; W. 27, 22; J. 23, 16.

Vereinfachung seelischer Vorgänge. S. 253, 2. E. 2. März 1831; G. S. 377. — 253, 3. Faust II, V; Mitternacht V. 11404. — 253, 4. XX; W. 29, 173; J. 25, 123. Er hat das, meines Wissens, für Ereignisse seines Lebens nur noch einmal ausgesprochen, bei der Bekanntschaft mit Schiller: E. 24. März 1829; G. S. 264; allgemeiner E. 18. Februar 1831; G. S. 366. — 254, 1. Die natürliche Tochter IV, 1 V. 1860.

Die Bildungsgeschichte. S. 255, 1. An A. Schopenhauer, 16. November 1815. — 255, 2. E. 20. April 1825; G. S. 118; Zj. VIII, 5; W. 23, 216; J. 18, 326. — 255, 3. IX; W. 27, 277; J. 23, 207. — 256, 1. E. 12. Mai 1825, 16. Dezember 1828; E.-Soret, 17. Februar 1832; G. S. 123, 239, 618. — 256, 2. X; W. 27, 312; J. 23, 233.

Dichtergabe. S. 257, 1. I; W. 26, 15; J. 22, 10. — 257, 2. III; W. 26, 170; J. 22, 126. — 257, 3. VII; W. 27, 109; J. 23, 82. — 258, 1. XVIII; W. 29, 93; J. 25, 67. — 258, 2. XI; W. 28, 8; J. 24, 5. — 258, 3. XII; W. 28, 147; J. 24, 111.

Bildende Kunst. S. 259, 1 z. B. XIII; W. 28, 176. 180; J. 24, 132. 141. — 259, 2. XI; W. 28, 85; J. 24, 65. — 259, 3. XIII; W. 28, 168; J. 24, 141.

Der Gelehrte und der Staatsmann. S. 260, 1. XIII; W. 28, 191; J. 24, 143. — 261, 1. Karlsbader Schema (13); G. Jb. XXVIII (1907) S. 9 f. — 261, 2. XVII; W. 29, 66; J. 25, 48. — 261, 3. XIII; W. 28, 237; J. 24, 179. — 261, 4. XV; W. 27, 318; J. 23, 237. — 262, 1. W. 2, 11, 299; J. 39, 46. — 262, 2. W. 26, 187; J. 22, 137.

Religion. S. 263, 1. E. 22. Januar 1824; G. S. 61. — 264, 1. IV; W. 26, 221; J. 22, 164. — 264, 2. VII; W. 27, 118; J. 23, 89. — 264, 3. VIII; W. 27, 192; J. 23, 144. — 265, 1. VIII; W. 27, 217; J. 23, 163. — 265, 2. XII; W. 28, 104; J. 24, 78; wiederholt XV; W. 28, 305; J. 24, 227. — 265, 3. XIII; W. 28, 259; J. 124, 193. — 265, 4. XV; W. 28, 306; J. 24, 228. — 265, 5. XIV; W. 28, 259; J. 24, 194. — 266, 1. K. u. A. V, 2, 176 (1825); W. 41, 2, 163. — 266, 2. XIV; W. 28, 269; J. 24, 202.

Ethik. S. 267, 1. VII; W. 27, 96; J. 23, 72. — 267, 2. X; W. 27, 302; J. 23, 225. — 267, 3. XIV; W. 28, 283; J. 24, 212. — 267, 4. XIV; W. 27, 281; J. 23, 211. — 267, 5. X; W. 27, 318; J. 23, 237.

Betragen. S. 268, 1. VI; W. 27, 63; J. 23. 48. — 268, 2. VI; W. 27, 57; J. 23, 42. — 268, 3. IX; W. 27, 248; J. 23, 186. — 268, 4. IX; W. 27, 247; J. 23, 184. — 268, 5. VI; W. 27, 47; J. 23, 35. — 268, 6. VI; W. 27, 57; J. 23, 43. — 269, 1. VII; W. 27, 113; J. 23, 35. — 269, 2. W. 27, 262; J. 23, 196.

Lehre, Erziehung, Unterricht. S. 269, 3. I; W. 26, 45; J. 22, 34. — 270, 1. III; W. 26, 144; J. 22, 106. Naudés Einwand im Vorwort seiner Ausgabe der Autobiographie. — 270, 2. VIII; W. 27, 209; J. 23, 157. — 270, 3. VII; W. 27, 209; J. 23, 105. Aber im Schema „Siebentes Buch" W. 27, 386 anders motiviert! — 270, 4. VIII; W. 27, 183; J. 23, 137. — 270, 5. W. 26, 368. — 271, 1. VI; W. 27, 20; J. 23, 15. — 271, 2. VIII; W. 27, 166; J. 23, 124. — 271, 3. VIII; W. 27, 196; J. 23, 147. — 271, 4. XVII; W. 29, 62; J. 25, 45. — 272, 1. XII; W. 28, 119; J. 24, 89 f. — 272, 2. XX; W. 28, 185; J. 24, 133. — 272, 3. IX; W. 27, 256; J. 23, 191.

Art der Einwirkungen.

Die Entstehung der Werke. S. 275, 1. XII; W. 28, 150; J. 24, 114. — 275, 2. W. 29, 217.

Die Form. S. 277, 1. XVIII; W. 29, 81; J. 25, 58. — 277, 2. XIII; W. 28, 197; J. 24, 148. — 277, 3. XIII; W. 28, 207 f.; J. 24, 156 f. — 278, 1. E. Schmidt, Rousseau, Richardson und Goethe. Jena 1875.

Quellen. S. 279, 1 zu v. Müller, 17. September 1823; fehlt W.

Das Erlebnis. S. 279, 2 z. W. VII; W. 27, 82; J. 23, 61. — 280, 1. XV; W. 28, 347; J. 24, 260. — 280, 2. XIII; W. 28, 199; J. 24, 149. — 280, 3. XX; W. 29, 174; J. 25, 124. — 280, 4. VII; W. 27, 109; J. 23, 82. — 281, 1. VII; W. 27, 103; J. 23, 77 f. — 281, 2. XVII; W. 29, 51; J. 25, 36. — 281, 3. XV; W. 28, 307; J. 24, 228. — 281, 4. VII; W. 27, 109; J. 23, 83. — 281, 5. XII; W. 28, 118; J. 24, 89. — 281, 6. XIII; W. 28, 185; J. 24, 139. — 281, 7. XII; W. 28, 120; J. 24, 90. — 281, 8. XV; W. 28, 312; J. 24, 232. — 281, 9. XX; W. 29, 174; J. 25, 124. — 281, 10. VII; W. 27, 113; J. 23, 85. — 282, 1. XIV; W. 28, 294; J. 24, 220. — 282, 2. XII; W. 28, 149; J. 24, 114. — 282, 3. XII; W. 28, 155; J. 24, 117. — 282, 4. XIII; W. 28, 221; J. 24, 167. — 282, 5. XIII; W. 28, 221; J. 24, 166. — 282, 6. XIII; W. 28, 209; J. 24, 158. — 282, 7. XIII; W. 28, 217; J. 24, 163. — 283, 1. XIII; W. 28, 212; J. 24, 160. — 283, 2. XII; W. 28, 156; J. 24, 118.

Vorbilder. S. 284, 1. XVIII; W. 29, 89; J. 25, 64. — 284, 2. XIII; W. 28, 233; J. 24, 176. — 284, 3. VI; W. 27, 23; J. 23, 16. — 284, 4. XVII; W. 29, 48; J. 25, 33. — 284, 5. IX; W. 27, 256; J. 23, 191. — 284, 6. XIII; W. 28, 185; J. 24, 139. — 285, 1 zu Karoline Herder, W. Nr. 85.

Weitere Einflüsse. S. 285, 2. VII; W. 27, 135; J. 23, 103. — 285, 3. XIII; W. 28, 224; J. 24, 169. — 285, 4. XIII; W. 28, 226; J. 24, 170. — 285, 5. XV; W. 28, 348; J. 24, 261. — 286, 1. VII; W. 27, 114; J. 23, 86. — 286, 2. XIII; W. 28, 228; J. 24, 172.

Rekonstruktionen.

Wirkungen. S. 287, 1. W. 27, 392 f. — 287, 2. XIV; W. 28, 252; J. 24, 188.

Methode.

Memoirenhafte Elemente. Örtlichkeiten. S. 291, 1. IV; W. 26, 233; J. 22, 174. — 292, 1. VI; W. 27, 59 f.; J. 23, 45 f.

Historische Vorgänge. S. 293, 1. XVII; W. 29, 66; J. 25, 48. — 293, 2. XIII; W. 28, 190; J. 24, 142. — 294, 1. V; W. 26, 290; J. 22, 215. — 294, 2. V; W. 26, 292. 299; J. 22, 217. 223. — 294, 3. V; W. 26, 322; J. 22, 240. — 294, 4. V; W. 26, 328; J. 22, 245.

Theater und Literatur. S. 295, 1. II; W. 26, 122 f.; J. 22, 91 f. — 296, 1. III; W. 26, 141; J. 22, 104. — 296, 1. XIII; W. 28, 191; J. 24, 144.

Kunst.

Charaktere. S. 300, 1. H. u. D. IV (Euterpe). — 300, 2. VI; W. 27, 23; J. 23, 17; XIV; W. 28, 245; J. 24, 183. — 301, 1. IV; W. 26, 255; J. 22, 191. — 302, 1. VII; W. 27, 86; J. 23, 64. — 302, 2. XVII; W. 29, 52; J. 24, 38. — 302, 3 paradigmatisch etwa Meyer v. Lindau IX; W. 27, 232; J. 23, 173; oder kürzer Graf Haugwitz XVIII; W. 29, 92; J. 25, 66. — 302, 4. W. 29, 200. — 303, 1. X; W. 27, 304; J. 23, 226. — 303, 2. XI; W. 28, 75; J. 24, 58. — 303, 3. XIV; W. 28, 245; J. 24, 183. — 304, 1. An Riemer, 27. Juli 1813. — 304, 2. XIX; W. 29, 135; J. 25, 101. — 304, 3. XVIII; W. 29, 99; J. 25, 71. — 304, 4. XVIII; W. 29, 109; J. 25, 80. — 304, 5. W. 29, 241 letztes Drittel. — 304, 6. XIV; W. 28, 252; J. 24, 188. — 305, 1. W. 29, 231; J. 25, 210. — 305, 2. W. 29, 231. — 306, 1. X; W. 27, 323 f.; J. 23, 241 f. und XVIII/XIX; W. 29, 116 f.; J. 25, 85 f.

Das didaktische Element. S. 308, 1. II; W. 26, 99; J. 22, 73. — 309, 1. VIII; W. 27, 166; J. 23, 124. — 309, 2. VIII; W. 27, 164; J. 23, 122. — 309, 3. VI; W. 27, 13; J. 23, 9. — 309, 4 vgl. S. 244 f. — 310, 1. X; W. 27, 316; J. 23, 235. — 311, 1. II; W. 26, 104; J. 22, 76. — 311, 2. XII; W. 28, 152; J. 24, 115. — 311, 3. XV; W. 28, 334; J. 24, 250. — 311, 4. XX; W. 29, 178; J. 25, 127. — 311, 5. XVIII; W. 29, 88; J. 25, 64. — 311, 6. IX; W. 27, 244; J. 23, 182. — 311, 7. XIII; W. 28, 213; J. 24, 161.

Das dichterische Element. S. 314, 1. An v. Woltmann, 31. März 1815. — 314, 2. An Bettina, 25. Oktober 1810. — 314, 3. An v. Knebel, 27. Februar 1811; an v. Reinhard, 8. Mai 1811 u. ö. — 314, 4. An v. Knebel, 24. August 1811. — 315, 1. VII; W. 27, 110; J. 23, 83. — 315, 2 zu v. Müller, 13. Juni 1825; B. Nr. 996. — 315, 3. An Ehrmann, 29. Dezember 1812. — 316, 1. An Zelter, 15. Februar 1800; E. 30. März 1831; G. S. 397; an v. Woltmann, 5. Februar 1813, 31. März 1815.

Mildernde Tendenz. S. 317, 1. An Cotta, 22. August 1811; vgl. an Riemer, 27. Juli 1813, und die grundsätzliche Erklärung an Windischmann, 28. Dezember 1812. — 317, 2. IX; W. 27, 264; J. 23, 197 f. — 317, 3. X; W. 27, 316; J. 23, 235. — 317, 4. XVIII; W. 29, 100; J. 25, 73. — 317, 5. XIX; W. 29, 159; J. 25, 115. — 318, 1. An Ch. v. Stein, 7. bis 9. Dezember 1777. — 318, 2. VI; W. 27, 26; J. 23, 19.

Die Stimmung. S. 319, 1. An Reinhard, 25. Januar 1813. — 319, 2. An Riemer, 20. Juni 1813. — 320, 1. An Gräfin O'Donnel, 22. Januar 1813.

Eigentlich Dichterisches:

1. Auswahl der Ereignisse. S. 321, 1. Tgb. 1775. — 322, 1. E. 30. März 1831; G. S. 397.

2. Kompoſition.

3. Realiſtiſche Einzelheiten.

4. Die Liebesnovellen. S. 324, 1. W. 28, 360. — 324, 2. An Engelhardt, 3. Februar 1826. — 325, 1. An v. Woltmann, 31. März 1815.

5. Die Reden. S. 326, 1. XVIII; W. 29, 91; J. 25, 66. — 326, 2. III; W. 26, 164; J. 22, 122.

Grenzen der Dichtung. S. 326, 3 vgl. S. 58f. — 327, 1. X; W. 27, 322; J. 23, 240. — 327, 2. An Goethe, 14. bis 17. November 1812; Goethe an Zelter, 3. Dezember 1812. — 327, 3. VIII; W. 27, 196; J. 23, 147.

Euphemismen. S. 329, 1. B. Nr. 253. — 329, 2. An Eichſtädt, 29. Januar 1815.

Berichtigungen. S. 329, 3. An Ehrmann, 29. Dezember 1812. — 330, 1, I; W. 26, 27; J. 22, 20. — 330, 2. Kampagne. Duisburg. November 1792 W. 33, 205; J. 28, 162. — 330, 3. E. 2. Januar 1824; G. S. 438.

Stil und Kompoſition. Techniſche Hilfsmittel:

1. Hauptpunkte. S. 332, 1. II; W. 26, 116; J. 22, 86. — 332, 2. VI; W. 27, 40; J. 23, 30. — 333, 1. XI; W. 28, 49; J. 24, 37. — 333, 2. Libanios, περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης ed. Förster, opera I, 1. Leipzig 1903, c. 51. — 333, 3. I; W. 26, 17; J. 22, 12. — 333, 4. IV; W. 26, 192; J. 22, 141. — 333, 5. I; W. 26, 47; J. 22, 35. — 333, 6. XX; W. 29, 191; J. 25, 137.

2. Gruppen.

3. Das verbindende Element. S. 335, 1. XI; W. 28, 61; J. 24, 47. — 335, 2. XI; W. 28, 50; J. 24, 38. — 336, 1. IX; W. 27, 269; J. 23, 202.

4. Zwangloſigkeit. S. 336, 2. X; W. 27, 374; J. 23, 230. — 336, 3. IX; W. 27, 257; J. 23, 192. — 336, 4. XI; W. 28, 79; J. 24, 60. — 336, 5. XII; W. 28, 168; J. 24, 127. — 336, 6. VIII; W. 27, 163; J. 23, 121. — 336, 7. XIII; W. 28, 176; J. 24, 132. — 337, 1. XII; W. 28, 108; J. 24, 81. — 337, 2. XVII; W. 29, 49; J. 25, 35. — 337, 3. XVIII; W. 29, 109; J. 25, 79. — 337, 4. XVIII; W. 29, 86; J. 25, 62.

5. Pragmatik. S. 338, 1. VII; W. 27, 118; J. 23, 89. — 338, 2. I; W. 26, 62; J. 22, 46. — 338, 3. An Rochlitz, 30. Januar 1812.

6. Unterbrechung.

7. Das Symbol. S. 339, 1. IX; W. 27, 248; J. 23, 185. — 340, 1. XII; W. 28, 146; J. 24, 110.

8. Der Kontraſt. S. 340, 2. XIV; W. 28, 252; J. 24, 188. — 341, 1. XIV; W. 28, 271; J. 24, 203. — 341, 2. XV; W. 28, 324; J. 24, 242. — 341, 3. I; W. 26, 60; J. 22, 45. — 342, 1. XI; W. 28, 22; J. 24, 16.

9. Bücher und Bände. S. 342, 2. I, VII, VIII, XX. — 342, 3. V, VI. — 342, 4. XV. — 342, 5. III, XII, XIV, XVI, XVII, XIX. — 342, 6. II (IX), X, XVIII. — 342, 7. IV. — 343, 1. XI. — 343, 2. XIII. — 343, 3. VII. — 343, 4. VIII. — 343, 5. X. — 343, 6. XX.

Naturbeschreibung. S. 344, 1. An Zelter, 31. Dezember 1817. — 344, 2. E. 18. Januar 1827; G. S. 169. — 344, 3. XVIII; W. 29, 119; J. 25, 87. — 345, 1. XVII; W. 29, 42. 45; J. 25, 29. 31. — 345, 2. XII; W. 28, 159; J. 24, 120. — 345, 3. XIII; W. 28, 186; J. 24, 140. — 345, 4. XII; W. 28, 154; J. 24, 117. — 345, 5. XI; W. 28, 31; J. 24, 28. — 345, 6. XI; W. 28, 12; J. 24, 8. — 345, 7. X; W. 27, 349; J. 23, 261.

Äußere Hilfsmittel. S. 345, 8. X; W. 27, 340. 353; J. 23, 254. 264; XI; W. 28, 26; J. 24, 19. — 346, 1. XVII; W. 29, 39; J. 25, 27. — 346, 2. XII; W. 28, 121; J. 24, 91. — 346, 3. XV; W. 28, 302; J. 24, 224.

Plastische Tendenz.

Bildlicher Ausdruck. S. 346, 4. An Frau v. Stein, 18. März 1781. — 346, 5. XI; W. 28, 80; J. 24, 61. — 347, 1. XVIII; W. 29, 108; J. 25, 75. — 347, 2. XV; W. 28, 340; J. 24, 255. Das XV. Buch ist verhältnismäßig am bilderreichsten. Man vgl. das Flibustiergleichnis W. 28, 328; J. 24, 245. — 347, 3. XV; W. 28, 342; J. 24, 256 und XX; W. 29, 178; J. 25, 127.

Einzelheiten. S. 347, 4. I; W. 26, 66; J. 22, 49. — 347, 5. 5. März 1830; zu Soret vgl. E. G. S. 579.

Schlußwort.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.